Krieg und Frieden

Leo Tolstoy (graf)



Leo N. Tolstoj

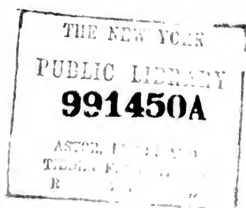
Krieg und Frieden

Vollständige Übersetzung
von Raphael Löwenfeld

Zweiter Teil
Zweite Auflage



Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1901



Erste Abtheilung.

I.

Zu Anfang des Jahres 1806 kehrte Nikolaj Rostow auf Urlaub nach Hause zurück; auch Denissow reiste heim nach Woronesh, und Rostow hatte ihn überredet, bis Moskau mit ihm zu fahren und im Hause seiner Eltern abzusteigen. Auf der vorletzten Station hatte Denissow einen Kameraden getroffen, hatte drei Flaschen Wein mit ihm geleert und lag nun, als sie sich Moskau näherten, trotz des schlechten Weges, fest schlafend im Schlitten neben Nikolaj Rostow, dessen Unruhe und Ungeduld in dem Maaße wuchs, je mehr er sich dem Ziel seiner Reise näherte.

„Wann werden wir ankommen, wann endlich da sein! Diese unerträglichen Straßen, Läden, Bäckerschilder, Laternen, Wagen," dachte Rostow, als sie ihre Urlaubsscheine am Schlagbaum vorgezeigt hatten und in Moskau einfuhren.

Denissow, wir sind da! . . . Er schläft! rief Nikolaj, der mit dem ganzen Körper vorwärts rückte, als hoffte er, durch diese Stellung die Bewegung des Schlittens beschleunigen zu können. Denissow gab keine Antwort.

Da ist die Ecke, wo der Fuhrmann Sachar zu stehen pflegte . . . da ist er auch selbst und hat noch dasselbe Pferd . . . da ist der Laden, wo wir Pfefferkuchen kauften . . Wenn wir nur endlich ankämen! . . . Nun?

An welchem Hause soll ich vorfahren? fragte der Kutscher.

Da, an der Ecke, an dem großen Hause, siehst Du es denn nicht? . . . Es ist unser Haus . . . es ist unser Haus! rief der junge Mann. Denissow, Denissow, wir sind gleich da!

Denissow erhob den Kopf, räusperte sich, gab aber keine Antwort.

Dmitrij, wandte sich Rostow zu dem vor ihm sitzenden Diener, sieh mal, das Licht ist doch bei uns?

Ja gewiß, auch in Papas Kabinet ist Licht.

Was meinst Du, sollten sie noch nicht zu Bett gegangen sein? Wie meinst Du? . . . Vergiß nur nicht, mir gleich die neue Husarenjacke auszupacken, fügte der junge Mann hinzu und strich seinen neuen Schnurrbart.

Schnell, vorwärts! schrie er dem Fuhrmann zu. Wassja, wache doch auf! wandte er sich zu Denissow, der den Kopf schon wieder gesenkt hatte. Schnell, schnell! Drei Rubel Trinkgeld, schnell! rief Rostow, als der Schlitten nur noch drei Häuser von der Freitreppe seines Vaterhauses entfernt war. Es kam ihm vor, als ob die Pferde nicht von der Stelle gingen. Endlich bog der Schlitten rechts zur Freitreppe um; Rostow erblickte über sich das bekannte Gesims mit dem zerbröckelnden Kalkanwurf, die Freitreppe, den Prellstein. Der Schlitten hielt noch nicht, als er schon heraussprang und die Stufen hinaufeilte. Das Haus stand eben so finster und unfreundlich da, wie früher,

und schien sich um den Ankommenden nicht zu kümmern. Im Flur war Niemand zu sehen. „Mein Gott, ob auch Alles wohl ist!“ dachte Rostow, während er mit stockendem Athem einen Augenblick stehen blieb; aber dann lief er rasch durch die Vorhalle und stieg die bekannten, schiefen Stufen hinauf. Der Thürgriff, über dessen Unreinlichkeit die Gräfin sich so häufig ärgerte, ging eben so leicht auf wie ehemals; im Vorsaal brannte ein einziges Talglicht.

Der alte Michajlo lag auf der hölzernen Truhe und schlief, während der Wagenlakai Prokofij, der so stark war, daß er den Kutschwagen bei den Hinterrädern aufheben konnte, auf einem Stuhle saß und aus Tuchkanten Schuhe flocht. Als sich die Thür öffnete, blickte er auf und seine gleichgültig-schläfrige Miene verwandelte sich in einen Ausdruck, der aus Schrecken und Entzücken gemischt war.

Du lieber Himmel, der junge Graf! rief er aus. Ist es möglich! O, mein Täubchen! und vor Aufregung zitternd, stürzte Prokofij nach der Thür des Empfangzimmers, wahrscheinlich um anzukündigen, daß der junge Herr angekommen sei. Plötzlich besann er sich aber anders, kehrte um und küßte Rostow auf die Schulter.

Sind Alle gesund? fragte der junge Mann, indem er ihm die Hand entzog.

Gott sei Dank, Alles geht gut . . . Sie haben soeben zu Abend gespeist. Lasse Dich mal ansehen, Erlaucht!

Alles wohl?

Ja, Gott sei Dank!

Nikolaj, der Denissow ganz vergessen hatte, wollte Niemand das Vergnügen gönnen, ihm zuvorzukommen, er warf den Pelz ab und eilte auf den Fußspitzen durch den großen dunkeln Saal. Alles war wie früher: dieselben

Spieltische, derselbe große Kronleuchter in Tüll gehüllt. Uebrigens mußte doch schon Jemand den jungen Herrn gesehen und angemeldet haben, denn ehe er das Empfangzimmer erreichte, kam Etwas rasch wie der Wind aus einer Seitenthür heran geflogen, und er fühlte sich umarmt und geküßt. Ein zweites und drittes Wesen fiel aus einer zweiten und dritten Thür über ihn her; er wurde abermals umarmt und geküßt; Freudenrufe ertönten, Freudenthränen flossen, aber wer Papa war, wer Natascha, wer Petja, konnte er nicht unterscheiden. Alle sprachen, schrieen, küßten ihn durcheinander und zu gleicher Zeit. Nur die Mutter war nicht dabei, das fühlte er deutlich.

Und ich hatte keine Ahnung . . . lieber, lieber Nikoluschka!

Da ist er, mein Liebling, mein Herz, Kola! und wie er sich verändert hat! Aber es ist kein Licht da, schnell, bringt Thee!

Küsse mich doch!

Mich auch, mein Herzchen, mich auch!

Ssonja, Natascha, Petja, Anna Michajlowna, Wjera und der alte Graf umarmten ihn; Diener und Mägde füllten das Zimmer, sprachen durcheinander und brachen hin und wieder in laute Freudenrufe aus.

Petja klammerte sich an die Beine des Bruders. Und mich auch! schrie er.

Natascha faßte seinen Kopf, zog ihn nieder und bedeckte sein ganzes Gesicht mit Küssen; dann sprang sie zurück, hielt sich an den Zipfeln seiner Husarenjacke, sprang wie eine junge Ziege auf einer Stelle in die Höhe und stieß ein durchdringendes Jubelgeschrei aus.

Von allen Seiten strahlten in Freudenthränen glänzende, liebevolle Augen, von allen Seiten streckten sich dem Ankömmling auf Küsse harrende Lippen zu.

Ssonja, roth wie Purpur, hielt seine Hand und strahlte vor Seligkeit; sie hing an seinen Augen, von denen sie einen Blick erwartete. Ssonja war schon sechzehn Jahre alt geworden und war sehr schön, besonders in diesem Augenblick glückseliger, triumphirender Erregung. Sie blickte unverwandt zu Nikolaj auf, lächelte ihm zu und hielt den Athem zurück. Er sah sie dankbar an, wartete aber beständig auf Jemand und suchte mit den Augen; die alte Gräfin war noch immer nicht erschienen. Jetzt hörte man Schritte hinter der Thür, aber sie waren so schnell, daß es nicht die Schritte der Mutter sein konnten.

Und sie war es doch, in einem neuen, dem Sohne unbekannten Kleide. Alle ließen ihn los, und er stürzte auf sie zu. Sie sank schluchzend an seine Brust, konnte den Kopf nicht wieder erheben und drückte das Gesicht an die kalten Schnüre seiner Uniform. Denissow, der von Niemand beachtet hereingetreten war, stand daneben, betrachtete Mutter und Sohn und rieb sich die Augen.

Wassilij Denissow, der Freund Ihres Sohnes, sagte er, sich dem Grafen vorstellend, der ihn fragend ansah.

Willkommen, willkommen! Ich kenne Sie schon, antwortete der Graf, indem er ihn umarmte und küßte. Nikoluschka hat uns von Ihnen geschrieben. Natascha, siehe, da ist Denissow.

Dieselben glückseligen, begeisterten Gesichter wandten sich Denissows Antlitz zu und umringten ihn. Natascha, die vor Entzücken außer sich war, sprang mit dem Ausruf: Denissow, mein Täubchen, auf ihn zu, umarmte und

küßte ihn. Ihr Benehmen brachte Alle in Verlegenheit. Auch Denissow erröthete, lächelte, faßte Nataschas Hand und küßte sie.

Man führte ihn in das für ihn bestimmte Zimmer, während sich die Familienglieder im Divanzimmer um Nikolaj drängten.

Die alte Gräfin hielt noch immer seine Hand fest und küßte sie immer von Neuem; die Uebrigen umringten ihn, fingen jedes seiner Worte, jeden Blick, jede Bewegung auf und betrachteten ihn mit liebevoll entzückten Augen. Die Geschwister stritten sich um den nächsten Platz an seiner Seite und um die Vergünstigung, ihm den Thee, oder sein Taschentuch, oder die Pfeife zu bringen.

Rostow fühlte sich hochbeglückt durch die Liebe, die ihm von allen Seiten entgegenkam. Aber der erste Augenblick des Wiedersehens war so selig gewesen, daß sein jetziges Glück ihm nicht mehr genügte, und er noch auf etwas wartete und immer wartete.

Am andern Morgen schliefen die Angekommenen bis zehn Uhr.

Im anstoßenden Zimmer lagen Säbel, Tornister, Husarentaschen, geöffnete Mantelsäcke und schmutzige Stiefel durcheinander; ein Paar geputzte Stiefel mit Sporen waren an die Wand gestellt. Die Diener brachten Waschbecken, heißes Wasser zum Rasiren und die gebürsteten Kleider; es roch nach Tabak und Männern.

He, Grischka, die Pfeife! schrie Wassilij Denissows heisere Stimme. He, Rostow, steh auf!

Rostow rieb sich die zufallenden Augen und erhob seinen struweligen Kopf von dem warmen Kissen.

Ist es denn schon spät? fragte er.

Spät? Gegen zehn! antwortete ihm Nataſcha, und im Nebenzimmer wurde das Raſcheln geſtärkter Kleider, das Flüſtern und Lachen jugendlicher Mädchenſtimmen hörbar, und jenſeits der angelehnten Thür zeigte ſich etwas Blaues, Bänder, ſchwarzes Haar und fröhliche Geſichter. Nataſcha, Sſonja und Petja waren erſchienen, ſich zu erkundigen, ob ſie ſchon wach wären.

Nikolenka, ſteh' auf! ertönte Nataſchas Stimme an der Thür.

Gleich! — In dieſem Moment erblickte Petja im erſten Zimmer einen Säbel, bemächtigte ſich ſeiner und in dem Entzücken, womit ihn — wie die meiſten Knaben — der Verkehr mit dem älteren militäriſchen Bruder erfüllte, vergaß er, daß es ſich für die Schweſtern nicht ſchickte, entkleidete Männer zu ſehen, und ſtieß die Thür auf.

Iſt dies Dein Säbel? rief er. Die jungen Mädchen ſprangen zurück. Deniſſow zog erſchreckend ſeine rauhen Beine unter die Decke, und ſah ſich, wie um Hilfe bittend, nach dem Kameraden um. Petja drängte ſich durch die Thür, dann wurde ſie zugemacht und hinter ihr hörte man Lachen.

Nikolaj, komm im Schlafrock, ſagte Nataſchas Stimme.

Iſt dies Dein Säbel? fragte Petja wieder, oder der Ihrige? wandte er ſich mit ſcheuer Ehrerbietung an den bärtigen, ſchwarzen Deniſſow.

Roſtow zog eilig Strümpfe und Schuhe an, warf den Schlafrock über und erſchien im Nebenzimmer. Nataſcha hatte einen ſeiner ſporenbeſetzten Stiefel angezogen und war eben im Begriff, mit dem zweiten Fuß in den andern zu ſteigen. Sſonja drehte ſich im Kreiſe, um ihr Kleid aufzubauſchen, als er heintrat. Beide Mädchen trugen gleiche

blaue Kleider, beide waren frisch, rothwangig und heiter. Sſonja lief davon, Nataſcha faßte ihres Bruders Arm, führte ihn in's Divanzimmer und begann ein eifriges Geſpräch mit ihm. Ihre Fragen und Antworten über tauſend Kleinigkeiten, welche nur ſie ſelbſt intereſſiren konnten, drängten ſich und Nataſcha lachte bei jedem Worte; nicht weil das Geſpräch an und für ſich lächerlich war, ſondern weil ſie ſich freute und ihre Freude nicht unterdrücken konnte.

Ach, wie ſchön, wie herrlich! ſagte ſie immer wieder, und Roſtow fühlte, daß unter dem Einfluß dieſer warmen Liebesſtrahlen zum erſten Male ſeit anderthalb Jahren in ſeiner Seele und auf ſeinem Geſicht das kindliche Lächeln wieder aufblühte, welches er, ſeit er das Vaterhaus verlaſſen, nicht ein einziges mal auf ſeinen Lippen gefühlt hatte.

Nein, höre mal, ſagte ſie; biſt Du nun wirklich ein ganzer Mann? Ich freue mich ſchrecklich, daß Du mein Bruder biſt. Sie ſtrich ſeinen Schnurrbart. Ich möchte wiſſen, wie Ihr Männer ſeid? Ob Ihr ſo ſeid wie wir. Seid ihr ſo? ja oder nein?

Warum iſt denn Sſonja weggelaufen? fragte Roſtow.

Ja, das iſt eine ganze Geſchichte! Wie wirſt Du denn zu Sſonja ſagen, Du oder Sie?

Je nachdem, antwortete Roſtow.

Bitte, ſage Sie . . . Warum, will ich Dir ſpäter erklären.

Was ſoll denn das bedeuten?

Nun, ich kann es Dir jetzt gleich ſagen. Du weißt, daß Sſonja meine Freundin iſt — eine Freundin, für die ich die Hand in's Feuer lege. Da, ſieh mal her . . . Sie ſtreifte ihren Muſſelin-Aermel auf und zeigte auf ihrem langen, magern, zarten Arm hoch über dem Ellbogen (an

der Stelle, die sogar bei Ballkleidern bedeckt ist), einen rothen Fleck.

So habe ich mich gebrannt, um ihr meine Liebe zu beweisen, ich habe das Lineal auf dem Feuer glühend gemacht und es dann angedrückt.

Sie saßen in ihrem frühern Schulzimmer auf dem Divan mit den Kissen an den Seitenlehnen. Nikolaj sah in Nataschas feurige lebhafte Augen und fühlte sich wieder in seine Kinderzeit versetzt — eine Zeit, die nur für ihn selbst Interesse hatte und die ihm doch die besten Genüsse seines Lebens gewährt hatte. In dieser Stimmung erschien ihm das Verbrennen des Armes als ein Beweis der Liebe, nicht als Thorheit. Er verstand es und wunderte sich nicht darüber.

Und was nun weiter? fragte er.

Wir sind also Freundinnen, ganz intime Freundinnen. Die Geschichte mit dem Lineal ist eigentlich ein Unsinn, aber wir sind Freundinnen auf ewig. Wenn sie Jemanden lieb gewinnt, so ist's auf immer ... ich verstehe das nicht; ich vergesse gleich.

Ja, aber was nun weiter?

Nun, so liebt sie Dich und mich! Natascha erröthete plötzlich. Du weißt doch noch, vor Deiner Abreise ... Nun sagt sie: Du dürftest das Alles vergessen ... ich werde ihn immer lieben, sagt sie, aber er soll frei sein ... Nicht wahr, das ist herrlich, edel? ... ja, nicht wahr, sehr edel, nicht wahr? fragte Natascha so ernst und erregt, daß man ihr ansah, sie müsse dasselbe schon einmal mit Thränen gesagt haben. Nikolaj wurde nachdenklich.

Ich nehme mein Wort nicht zurück, sagte er endlich. Ssonja ist ein so reizendes Wesen, daß ich ein Thor wäre, wenn ich ihr und meinem Glück entsagen wollte.

„Nein, nein! rief Natascha. Wir haben das Alles schon besprochen . . . wir wußten, daß Du so sprechen würdest, aber das geht nicht. Denn, verstehst Du: wenn Du so sprichst, Dich durch Dein Wort für gebunden hältst, so ist es ja, als hätte sie dies absichtlich gesagt, um Dich zu erinnern . . . es sähe aus, als heirathetest Du sie gegen Deinen Willen . . . mit einem Worte, es wäre ganz anders, als wir wollten.

Rostow sah ein, daß die Beiden Alles gründlich durchdacht hatten. Gestern schon hatte ihn Ssonja durch ihre Schönheit überrascht, und als er sie dann im Vorbeigehen erblickt, war sie ihm noch schöner erschienen. Sie war ein reizendes sechzehnjähriges Mädchen, welches ihn leidenschaftlich liebte (daran zweifelte er keinen Augenblick), warum sollte er sie nun nicht lieben und später heirathen? Jetzt aber bot ihm das Leben noch so viele andere Freuden und Beschäftigungen! Ja, das haben sie vortrefflich ausgedacht, sagte Nikolaj zu sich selbst, ich muß frei bleiben. — Nun denn, es mag so sein, fügte er laut hinzu; wir wollen später noch weiter darüber sprechen . . . Wie freue ich mich, Dich wiederzusehen! Aber sag' mir doch, bist Du Boris treu geblieben?

Unsinn! rief Natascha lachend. Ich denke weder an ihn noch an einen Andern, und will nichts von dergleichen wissen.

So, was heißt denn das?

Was das heißt? wiederholte Natascha, und ein glückseliges Lächeln erleuchtete ihr Gesicht. Hast Du Duport gesehen?

Nein.

Du hast Duport, den berühmten Tänzer, nicht ge-

sehen . . . Dann kannst Du mich auch nicht verstehen . . . sieh', was ich bin! — Natascha rundete die Arme, faßte ihr Kleid zum Tanzen, lief einige Schritte von ihm weg, machte eine Pirouette, einen Entrechat, schlug die Füßchen zusammen, stellte sich auf die Spitzen der Zehen und machte so wieder einige Schritte.

Nun stehe ich, siehst Du? sagte sie; aber sie konnte es nicht lange auf den Fußspitzen aushalten. Siehst Du, das bin ich, fügte sie hinzu; ich werde niemals heirathen, ich werde Tänzerin werden. Das darfst Du aber Niemand sagen.

Rostow lachte so laut und fröhlich, daß ihn Denissow, der ihn in seinem Zimmer hörte, darum beneidete. Auch Natascha konnte sich nicht bezwingen und stimmte in das Lachen ein.

Sage mir, habe ich's gut gemacht? fragte sie wieder.

Sehr gut! Also Boris willst Du nicht mehr heirathen?

Natascha erröthete. Ich will keinen heirathen; das werde ich ihm sagen, wenn ich ihn sehe.

Wirklich? fragte Nikolaj.

Das ist aber Alles Unsinn, plauderte Natascha weiter. Sage mir, ist Denissow liebenswürdig?

Ja, sehr liebenswürdig.

Nun denn, für jetzt Adieu! Gehe und ziehe Dich an. Sage 'mal, muß man sich vor Denissow fürchten?

Warum sollte man sich denn fürchten? fragte Nikolaj. Nein, Wassjka ist ein prächtiger Mensch.

Wassjka nennst Du ihn? Wie sonderbar! Sage 'mal, ist er sehr liebenswürdig?

Ja, sehr!

Nun, komm' schnell zum Thee, Alle zusammen. Mit diesen Worten stellte sich Natascha wieder auf die Zehen, trippelte wie eine Tänzerin zur Thür hinaus und lächelte dabei, wie nur glückliche, fünfzehnjährige Mädchen lächeln können.

Als Rostow im Salon mit Ssonja zusammen kam, erröthete er. Er wußte nicht, wie er sie behandeln sollte; gestern im ersten Moment des Wiedersehens hatten sie sich geküßt, aber heute fühlten sie, daß das nicht mehr anging. Er hatte das Bewußtsein, daß ihn Mutter und Schwestern fragend ansahen, und warteten, wie er sich benehmen würde. Er faßte die Hand seiner Cousine und nannte sie Sie und Ssonja, aber wenn ihre Augen sich begegneten, sagten sie sich Du und küßten sich zärtlich. Sie bat ihn durch einen Blick um Verzeihung, daß sie gewagt hatte, ihn — durch den Auftrag, den sie Natascha gegeben — an sein Versprechen zu erinnern, und dankte ihm für seine Liebe. Und sein Blick dankte ihr für die Freiheit, die sie ihm bot, und sagte ihr, daß er nie aufhören würde, ihr eigen zu sein, weil es unmöglich wäre, sie nicht zu lieben.

Wie sonderbar ist es doch, sagte Wjera, einen Augenblick allgemeinen Schweigens benutzend, daß Ssonja und Nikolenka sich jetzt wie Fremde begegnen und sich Sie nennen! Wjeras Bemerkung war richtig, wie Alles, was sie sagte; aber wie die meisten ihrer Aeußerungen versetzte auch diese alle Anwesenden in eine peinliche Stimmung. Nicht nur Ssonja, Nikolaj und Natascha wurden verlegen, auch die alte Gräfin — welche die Neigung des Sohnes für Ssonja nicht gern sah, weil sie ihn um eine reiche Partie bringen konnte — erröthete wie ein junges Mädchen. In diesem Augenblick erschien Denissow, zu Nikolajs größtem

Erstaunen in neuer Uniform, pomadisirt und parfümirt. Er stolzirte einher, wie vor der Schlacht, und war gegen Herren und Damen so liebenswürdig, wie sein Freund es nie erwartet hätte.

II.

Als Nikolaj Rostow von der Armee nach Moskau heimgekehrt war, wurde er von den Eltern und Geschwistern als bester Sohn, geliebter Bruder und junger Held aufgenommen. Seine Verwandten sahen in ihm einen liebenswürdigen, angenehmen bescheidenen jungen Mann; seine Bekannten einen schönen Husarenlieutenant, einen ausgezeichneten Tänzer und einen der besten Heirathskandidaten in Moskau.

Rostow war mit ganz Moskau bekannt. Der alte Graf hatte gerade jetzt Ueberfluß an Geld, denn seine Güter waren eben zum zweiten Male verpfändet, und nachdem Nikoluschka sich ein eigenes Pferd gekauft, sich die neuesten Reithosen, die noch Niemand in Moskau trug und die modernsten Stiefel mit den zierlichsten Spitzen und kleinen, silbernen Sporen angeschafft hatte, verlebte er seine Tage sehr angenehm. Die Wiedergewöhnung an die alten Lebensverhältnisse erweckte in ihm das angenehme Gefühl, bedeutend gewachsen und sehr männlich geworden zu sein. Die Verzweiflung über sein Durchfallen in der Religionsprüfung, seine Anleihen bei Gawrilo, um den Fiaker bezahlen zu können, die heimlichen Küsse, die er mit Ssonja gewechselt, das Alles erschien ihm wie Kindereien, die ihm jetzt unermeßlich fern lagen. Jetzt war er ein Husarenlieutenant mit silbergestickter Uniform und dem Soldaten-Georgskreuz auf der Brust. Er fuhr sein Pferd zum Wettrennen ein und

verkehrte mit bekannten Pferdeliebhabern, bejahrten, angesehenen Leuten. Auf dem Boulevard hatte er eine bekannte Dame, die er jeden Abend besuchte. Auf dem Balle bei Archarows führte er die Masurka, sprach mit dem Feldmarschall Grafen Kamenskij über den Krieg, verkehrte im englischen Klub und stand auf Du und Du mit einem vierzigjährigen Oberst, dessen Bekanntschaft er Denissow verdankte.

Seine Leidenschaft für den Kaiser hatte in Moskau nicht nachgelassen und da er ihn nicht sah, auch keine Aussicht hatte, ihn zu sehen, sprach er wenigstens oft von ihm und von seiner Liebe für ihn, und ließ ahnen, daß er nicht Alles sage, daß seine Anhänglichkeit an den Kaiser noch einen besonderen, nicht bekannten Grund habe. Von ganzer Seele theilte er die zu jener Zeit in Moskau herrschende Vergötterung des Kaisers Alexander Pawlowitsch, dem die Moskauer den Beinamen „menschgewordener Engel“ gegeben hatten.

Während der kurzen Urlaubszeit, die Rostow in Moskau zubrachte, trat er Ssonja nicht näher, sondern wurde ihr immer fremder. Sie war sehr schön, anmuthig, und unverkennbar leidenschaftlich in ihn verliebt. Aber es war jene Phase der Jugend für ihn gekommen, in welcher der junge Mann zu viel zu thun zu haben glaubt, um sich mit der Liebe zu beschäftigen; jene Zeit, wo er fürchtet, sich zu binden, wo ihm seine Freiheit über Alles theuer ist und er sie zu andern Dingen auszunutzen wünscht. Wenn er jetzt an Ssonja dachte, sagte er zu sich selbst: „O, ich werde noch viele solche finden; dies Glück liegt noch in unbekannter Ferne; es ist mir noch nicht nahe getreten. Sobald ich Lust habe, werde ich mich der Liebe widmen

können — jetzt habe ich keine Zeit dazu. Außerdem fürchtete er durch Damengesellschaft seiner Manneswürde Eintrag zu thun. Er besuchte zwar Bälle und auch Damengesellschaften, gab sich aber den Anschein, als ob es gegen seinen Willen geschähe. Wettrennen, der englische Klub, Zechgelage mit Denissow, Besuche in einem gewissen Hause — das war etwas Anderes, das stand einem feschen Husaren an!

In den ersten Märztagen war der alte Graf Ilja Andreitsch Rostow mit den Vorbereitungen eines Diners im englischen Klub zu Ehren des Fürsten Bagration eifrig beschäftigt.

Eines Morgens ging der Graf im Schlafrocke im großen Saale auf und nieder und ertheilte dem Klubverwalter und dem berühmten Feoktist, dem Oberkoch des englischen Klubs, seine Befehle. Es handelte sich um Spargel, frische Gurken, Erdbeeren, Kalbfleisch und Fische zum Diner für den Fürsten Bagration. Seit der Gründung des Klubs war der Graf Mitglied und Vorstand. Der Klub hatte ihm aufgetragen, die Festivität zu Ehren Bagrations zu leiten, denn ein Anderer hätte schwerlich verstanden, ein Gastmahl auf so großem Fuße herzustellen, besonders weil Niemand, so wie er, bereit war, aus eigenen Mitteln Geld zuzuschießen, wenn es irgendwo nöthig würde. Der Koch und der Klubverwalter hörten die Befehle des Grafen mit fröhlicher Miene an, denn sie wußten, daß es ihnen unter keinem andern Vorstande und bei keiner andern Gelegenheit so gut gelingen würde, sich selbst zu bedenken, als wenn Graf Rostow ein Gastmahl anordnete, das einige tausend Rubel kosten sollte.

Also vergiß nicht, fülle die Pastete mit Hahnenkämmen — Du weißt doch!

Und drei kalte Speisen? fragte der Koch. — Der Graf sann eine Weile nach.

Weniger als drei geht nicht, sagte er, und den Finger einbiegend, fügte er hinzu: Majonnaise ist die erste.

Und Sie befehlen, die großen Sterlets zu nehmen? fragte der Verwalter.

Es geht nicht anders — Du mußt sie nehmen, wenn die Leute nichts ablassen wollen. Und höre, Väterchen, das hätte ich fast vergessen, wir brauchen noch ein zweites Entrée ... und ach, Du lieber Himmel! er faßte sich an den Kopf, wer wird mir denn Blumen besorgen? Mitjenka, Mitjenka! Du mußt schnell nach dem Gute hinausreiten, sagte er, sich an den eintretenden Verwalter wendend, und mußt, Maximka, dem Gärtner befehlen, alle Leute herbeizurufen, um Alles, was in den Gewächshäusern blüht, in Filz gepackt hierher zu bringen. Zum Freitag muß ich zweihundert Blumenstöcke haben.

Nachdem er noch einige Befehle gegeben hatte, war er im Begriff, zu der Gräfin zu gehen, um auszuruhen, aber plötzlich fiel ihm noch etwas Nothwendiges ein; er kehrte um, rief Koch und Verwalter zurück und fing von Neuem an, Aufträge zu ertheilen. Vor der Thür wurden leichte Männerschritte und Sporenklirren hörbar, und gleich darauf erschien der junge Graf, der schöne, rothwangige Jüngling mit dem schwarzen Flaum auf der Oberlippe. Das ruhige Leben in Moskau schien dem jungen Manne gut zu bekommen; er war sichtlich stärker geworden.

Ach, mein Junge, mir schwindelt der Kopf, sagte der alte Graf und lächelte verschämt seinem Sohne zu. Du könntest mir wohl etwas helfen! Wir müssen ja noch Sänger haben. Mein Orchester wird da sein, und außer-

dem wäre es vielleicht gut, die Zigeuner zu bestellen. Ihr Soldaten liebt das ja!

Ich glaube wirklich, Papa, als Fürst Bagration sich zu der Schlacht bei Schöngraben rüstete, hat er sich weniger Sorgen gemacht, als Sie jetzt, sagte lächelnd der Sohn. Der alte Graf stellte sich zornig.

Du hast gut reden, versuch' es nur 'mal! Dann wandte sich der alte Herr an den Koch, der mit klugem, ehrerbietigem Gesicht Vater und Sohn beobachtete.

Wie gefällt Dir diese Jugend? fragte er. Sie lacht uns alte Leute aus.

Sie haben Recht, Erlaucht, die Jugend denkt nur daran, gut zu speisen, kümmert sich aber nicht darum, wie Alles hergerichtet und servirt wird.

Ja, ja! rief der Graf, und indem er den Sohn fröhlich bei den Händen faßte, fuhr er fort: Nun halte ich Dich aber fest! Nimm gleich den zweispännigen Schlitten, fahre zu Besuchoj und sage ihm, Graf Ilja Andreitsch lasse ihn um Erdbeeren und frische Ananas bitten. Bei Niemand Anderm sind sie zu haben! Er selbst ist nicht da, Du mußt also zu den Fürstinnen gehen und es ihnen sagen. Von dort fahre nach dem Rasgulaj, Ipatka der Kutscher weiß die Straße, und suche Iljuschka, den Zigeuner auf, der damals bei dem Grafen Orlow in der weißen Jacke getanzt hat — erinnerst Du Dich? — und bringe ihn mir her.

Soll ich auch die Zigeunerinnen mitbringen? fragte Nikolaj und lachte.

Nu, nu! . . .

In diesem Moment trat Anna Michajlowna mit den leisen Schritten und der geschäftigen, besorgten und zugleich christlich-sanftmüthigen Miene, die ihr zur zweiten Natur

geworden war, in's Zimmer. Obwohl sie den Grafen täglich im Schlafrock traf, wurde er jedes Mal verlegen und bat auch jetzt wieder wegen seines Anzugs um Verzeihung.

Das schadet nichts, mein Täubchen, sagte sie, indem sie sanft die Augen schloß. Zu Besuchojs werde ich selbst fahren, fügte sie hinzu. Der junge Besuchoj ist angekommen, und ich muß ihn sehen. Jetzt werden wir Alles aus seinen Gewächshäusern bekommen . . . Er hat mir einen Brief von Boris geschickt; Borja ist nun, Gott sei Dank, beim Stabe.

Der Graf freute sich, daß Anna Michajlowna einen Theil seiner Aufträge besorgen wollte und ließ den kleinen Wagen für sie anspannen.

Sagen Sie Besuchoj, er möge zum Diner kommen — ich werde ihn in die Klublisten eintragen. Ist seine Frau auch mit hier?

Anna Michajlowna richtete die Augen in die Höhe und auf ihrem Gesicht erschien der Ausdruck eines tiefen Kummers.

Ach, mein Freund, er ist sehr unglücklich, sagte sie. Wenn Alles wahr ist, was ich gehört habe, ist es schrecklich. Wer hätte sich das denken können, als wir uns so sehr über sein Glück freuten! Dies edle, himmlische Gemüth! Dieser herrliche, junge Besuchoj! Ja, ich beklage ihn von ganzer Seele und werde thun, was in meinen Kräften steht, um ihn zu trösten.

Was ist denn geschehen? fragten die beiden Rostows.

Anna Michajlowna stieß einen tiefen Seufzer aus.

Dolochow, Maria Iwanownas Sohn, hat, wie es heißt, die Gräfin Besuchoj vollständig kompromittirt. Besuchoj hat ihn protegirt, hat ihn in Petersburg in sein

Haus aufgenommen und nun! ... Sie ist hierher gekommen, und dieser Tollkopf ist ihr gefolgt. Anna Michajlowna wollte Theilnahme für Pierre ausdrücken, verrieth aber durch Stimme und Lächeln unwillkürlich mehr Interesse für den Tollkopf, wie sie Dolochow nannte. Pierre soll von seinem Kummer völlig niedergedrückt sein, fügte sie hinzu.

Bitten Sie ihn aber doch, in den Klub zu kommen, das wird ihn zerstreuen. Wir geben ein großes Festmahl.

Am folgenden Tage, den 15. März gegen zwei Uhr Nachmittags erwarteten zweihundert fünfzig Mitglieder des englischen Klubs und etwa fünfzig Gäste den theuren Gast, den Helden des österreichischen Feldzugs, den Fürsten Bagration. Die ersten Berichte über die Schlacht von Austerlitz hatten ganz Moskau in die äußerste Besorgniß versetzt. Rußland war damals so an Siege gewöhnt, daß Einige, als die Nachricht von der Niederlage kam, nicht daran glaubten, während Andere sich diese sonderbare Begebenheit durch außerordentliche Ursachen zu erklären suchten. Im englischen Klub, wo sich die Spitzen der Gesellschaft und überhaupt Alle, welche authentische Berichte erhielten, zusammen zu finden pflegten, wurde, als im Dezember die Unglücksbotschaft eintraf, über den Krieg und die letzte Schlacht so gesprochen, als ob Alle sich das Wort gegeben hätten, die Wahrheit zu verschweigen. Alle, die sonst den Ton angaben: Graf Rostoptschin, Fürst Jurij Wladimirowitsch Dolgorukij, Walujew, Graf Markow, Fürst Wasemskij, erschienen nicht im Klub, sondern sahen sich in intimen Kreisen, und die Moskauer, die gewohnt waren, in die angeschlagene Tonart mit einzustimmen (auch Ilja Andreitsch Rostow gehörte zu diesen) blieben eine Weile ohne Lenker und ohne festes Urtheil über die

Kriegsangelegenheiten. Die Moskauer fühlten, daß irgend etwas nicht in Ordnung war, und daß es seine Schwierigkeiten hatte, die Unglücksnachrichten zurecht zu legen — und so schwiegen sie lieber. Nach einiger Zeit aber erschienen — wie die Geschworenen aus dem Berathungszimmer — auch die hervorragenden Persönlichkeiten, deren Urtheil im Klub maßgebend war, und Alles wurde klar und bestimmt besprochen. Für die unglaubliche, unerhörte, unmögliche Thatsache einer russischen Niederlage hatte sich eine Erklärung gefunden, und von einem Ende Moskaus zum andern hörte man dasselbe sagen. Die Ursachen der Niederlage waren: der Verrath der Oesterreicher; die schlechte Verproviantirung der Truppen; der Verrath des Polen Przebyszewski und des Franzosen Langeron; die Unfähigkeit Kutusows und — das flüsterte man sich leise zu — die Jugend und Unerfahrenheit des Kaisers, der sein Vertrauen schlechten und unbedeutenden Männern geschenkt hatte. Aber die Truppen, das wurde einstimmig versichert, waren außerordentlich tapfer gewesen und hatten Wunder der Tapferkeit verrichtet. Alle, Soldaten, Offiziere, und Generale waren Helden. Aber der Held der Helden war Fürst Bagration, der sich durch seinen Sieg bei Schöngraben und seinen Rückzug bei Austerlitz — wo er allein seine Kolonnen unaufgelöst zurückgeführt und den ganzen Tag hindurch einem zweimal stärkeren Feinde Stand gehalten — berühmt gemacht hatte. Bagration war übrigens in Moskau auch deshalb zum Helden erkoren worden, weil er hier keine Verbindungen besaß und ganz fremd war. In ihm wurde nach Gebühr der russische Soldat, der Krieger ohne Familienanhang und Intriguen geehrt, dessen Namen noch durch die Erinnerungen des italienischen Feldzugs mit dem

Namen Suworows verbunden war. Endlich gab man, indem man ihm solche Ehren erwies, am besten seine Unzufriedenheit mit Kutusow kund.

Wenn es keinen Bagration gäbe, müßte man ihn erfinden, sagte, Voltaires Worte parodirend, der witzige Schinschin. Kutusows wurde kaum gedacht, nur Einige schalten ihn im Geheimen und nannten ihn die Hof-Windfahne und einen alten Satyr.

In ganz Moskau wiederholte man die Aussprüche des Fürsten Dolgorukow, der sich durch die Erinnerung an frühere Siege über unsere Niederlage tröstete: man siegt und siegt, bis man besiegt wird; man wiederholte die Aeußerung Rostoptschins, daß der französische Soldat durch hochtrabende Phrasen zum Kampfe angereizt, der Deutsche durch logische Beweise von der Gefahr des Fliehens und dem Vortheil des Vorwärtsdringens überzeugt, der russische aber jederzeit zurückgehalten werden müsse. Von allen Seiten wurden immer neue Beispiele der Tapferkeit erzählt, welche unsere Soldaten und Offiziere bei Austerlitz bewiesen. Der Eine hatte eine Fahne gerettet, der Andere fünf Franzosen getödtet, der Dritte ganz allein fünf Kanonen geladen. Man erzählte von Berg, daß er, an der rechten Hand verwundet, den Säbel in die Linke genommen habe und vorwärts gedrungen sei. Von Bolkonskij wurde nicht gesprochen, und nur die ihm am nächsten gestanden, bedauerten, daß er so früh gestorben war und eine junge Frau mit Mutterhoffnungen und einen alten, wunderlichen Vater hinterlassen hatte.

III.

Am 15. März hallten die Räume des englischen Klubs von lautem Stimmengewirr wieder, und wie Bienen, wenn sie im Frühling schwärmen, gingen, saßen und standen die Mitglieder und Gäste des Klubs umher, begrüßten sich und gingen wieder aus einander. Die Einen waren in Uniform oder Frack, die Anderen erschienen noch altmodisch in Puder und Kaftan. Livrée-Bediente in Puder, Schuhen und Strümpfen standen an jeder Thür und lauschten aufmerksam auf jede Bewegung der Gäste und Mitglieder des Klubs, um ihnen ihre Dienste anzubieten. Die Mehrzahl der Anwesenden waren alte, ehrwürdige Männer, mit breiten, selbstgefälligen Gesichtern, dicken Fingern, ruhigen Bewegungen und lauten Stimmen. Diese Gäste und Mitglieder saßen auf ihren gewöhnlichen Plätzen und bildeten die gewöhnlichen Kreise. Einige Wenige waren nur für diese besondere Gelegenheit eingeladen, meistens jüngere Leute; unter diesen befanden sich Denissow, Rostow und Dolochow; Letzterer war wieder Offizier im Semjonow-Regiment. Die Gesichter der jüngeren Männer, besonders der Offiziere, hatten einen gewissen Ausdruck von Nichtachtung, welcher der älteren Generation sagen zu wollen schien: „wir sind bereit Euch Achtung und Ehrerbietung zu zollen, aber vergeßt nicht, daß die Zukunft uns gehört."

Neswizkij war auch da und zwar als altes Mitglied des Klubs. Pierre, der auf Befehl seiner Frau das Haar lang trug und die Brille abgelegt hatte, durchschritt die Säle in neumodischer Kleidung, aber mit schwermüthiger, niedergeschlagener Miene. Wie überall umgab ihn auch hier die Atmosphäre des Weihrauchs, den die meisten Be-

kannten seinem Reichthum darbrachten, und an's Herrschen gewöhnt, behandelte er Alle mit zerstreuter Geringschätzung.

Seinen Jahren nach hätte er zu den jungen Leuten gezählt werden müssen, aber sein Reichthum und seine Verbindungen gaben ihm einen Platz in den Kreisen der alten, ehrwürdigen Gäste, und man sah ihn bald in der einen, bald in der anderen dieser Gruppen im Gespräch. Den Mittelpunkt dieser verschiedenen Kreise bildeten die einflußreichsten alten Herren, und selbst Unbekannte traten ehrerbietig näher, um diese Männer sprechen zu hören. Die größten Kreise hatten sich um den Grafen Rostoptschin, um Walujew und Naryschkin versammelt. Rostoptschin schilderte, wie die Russen von den flüchtenden Oesterreichern über den Haufen gerannt und gezwungen worden seien, sich mit dem Bajonnet einen Weg zu bahnen.

Walujew berichtete geheimnißvoll, daß Uwarow aus Petersburg gesandt sei, um die Meinung der Moskauer über Austerlitz zu erforschen. In einem dritten Kreise erzählte Naryschkin von der Sitzung des österreichischen Kriegsraths, in welcher Suworow die albernen Aeußerungen der österreichischen Generale mit Hahnenkrähen beantwortet hatte. Schinschin, der dabei stand, wollte einen Witz machen und sagte, Kutusow hätte allem Anscheine nach nicht einmal die leichte Kunst des Krähens von Suworow gelernt; aber die alten Herren warfen dem Witzbolde einen strengen Blick zu, der ihm zu verstehen gab, daß es hier und am heutigen Tage ungeziemend sei, sich in dieser Weise über Kutusow zu äußern.

Inzwischen ging Graf Ilja Andreitsch Rostow eilig, mit geschäftiger Miene auf seinen weichen Sohlen aus dem Speisesaal in's Empfangszimmer, begrüßte hastig und ohne jeden

Unterschied bedeutende und unbedeutende Persönlichkeiten, die er alle kannte; suchte zuweilen seinen schönen, schlanken Sohn mit den Augen, heftete einen wohlgefälligen Blick auf ihn und nickte ihm zu. Der junge Rostow stand an einem Fenster mit Dolochow, den er vor Kurzem kennen gelernt und sehr gern hatte. Der alte Graf trat zu ihnen und drückte Dolochow die Hand.

Bitte, besuche mich doch — Du bist ja mit meinem Jungen befreundet — Ihr habt Heldenthaten mit einander verrichtet, sagte er. Ah, Wassilij Ignatjitsch, guten Tag, Alter! wandte er sich zu einem vorbeigehenden Greise, hatte aber kaum seinen Gruß ausgesprochen, als Alles in Bewegung gerieth, und der herbeistürzende Lakai mit erschrockener Miene meldete: „Sie sind angekommen!“

Es wurde geläutet; die Vorstände drängten sich voran, die in verschiedenen Zimmern zerstreuten Gäste traten in einen Haufen zusammen wie gehäufeltes Korn, und blieben im großen Empfangszimmer an der Saalthür stehen.

An der Vorsaalthür erschien Bagration ohne Hut und Degen, die er nach der Sitte des Klubs beim Portier gelassen hatte. Er trug jetzt nicht die Lammfellmütze und hatte nicht die Kosakenpeitsche über die Schulter hängen, wie ihn Rostow in der Nacht vor Austerlitz gesehen. Statt dessen trug er eine neue, enge Uniform mit russischen und fremden Orden und dem Georgenkreuz auf der linken Seite der Brust. Man sah ihm an, daß er sich zu diesem Diner Haar und Bart hatte scheeren lassen, was sein Aussehen unvortheilhaft veränderte. Auf seinem Antlitz lag ein naiv-feierlicher Ausdruck, der im Gegensatz zu seinen scharfen, männlichen Zügen etwas Komisches hatte. Bekleschow und Fjodor Petrowitsch Uwarow, die mit ihm gekommen waren,

blieben an der Thür stehen, um ihn als den Hauptgast vorantreten zu lassen. Bagration wurde verlegen und wollte diese Höflichkeit nicht annehmen, aber in der Thür standen sie abermals still und Bagration trat endlich doch zuerst hinein. Verlegen und ungeschickt ging er über das Parquet des Empfangszimmers und wußte nicht, wo er seine Hände lassen sollte. Es wäre ihm leichter und behaglicher gewesen, unter den Kugeln des Feindes über ein Ackerfeld zu gehen, wie bei Schöngraben, an der Spitze des Kursischen Regiments. An der Thür traten ihm die Vorstände entgegen, sagten ihm einige Worte über die Freude, einen so hohen Gast zu sehen, bemächtigten sich seiner, ohne eine Antwort abzuwarten, umringten ihn und führten ihn nach dem Salon. Es war jedoch unmöglich, in den Salon einzudringen, weil sich an der Thür Mitglieder und Gäste fast zerquetschten, indem sie sich gegenseitig über die Schulter zu sehen und Bagration wie ein seltenes Thier in's Auge zu fassen suchten. Graf Ilja Andreitsch, der lauter lachte als Alle, wies die Menge mit den Worten: „Lasse uns durch, bitte, mach' uns Platz," zurück und es gelang ihm, die Ehrengäste in den Salon zu führen, wo er sie auf dem mittelsten Divan Platz nehmen ließ. Die einflußreichsten Mitglieder des Klubs umringten die Neuangekommenen. Graf Ilja Andreitsch brach sich wieder Bahn durch die Menge, verließ das Zimmer und kam nach wenigen Augenblicken mit einer großen silbernen Schale zurück, die er dem Fürsten Bagration reichte. Auf der Schale lag ein gedrucktes, zu Ehren des Gastes verfaßtes Gedicht. Als Bagration die Schale erblickte, sah er sich erschrocken um, als ob er nach Hilfe spähete, aber Aller Augen drückten die Forderung

aus, daß er sich fügen müsse, und da sich Bagration in der Gewalt der Anwesenden fühlte, griff er entschlossen mit beiden Händen nach der Schale, warf aber dem Grafen, der sie überreichte, einen vorwurfsvollen, beinahe zornigen Blick zu. Einer der Gäste nahm dienstfertig dem Fürsten Bagration das Geschenk wieder aus den Händen, er schien die Absicht zu haben, es festzuhalten und damit zu Tisch zu gehen — und lenkte seine Aufmerksamkeit auf das Gedicht. „Gewiß, ich werde es lesen!“ schien Bagrations Miene zu sagen, und er heftete seine müden Augen auf das Papier und schickte sich mit ernstem Gesicht zum Lesen an; aber der Dichter selbst ergriff das Blatt und fing an, die Verse vorzutragen. Bagration senkte den Kopf und hörte zu:

„Den Tagen Alexanders hast Du Ruhm gebracht,
An uns'res Titus Throne hältst Du treue Wacht,
Als Feldherr weckst Du Furcht, als Mensch vertraut man Dir,
Der Schlachten Cäsar bist Du und des Rathes Zier.

Ja, selbst der glückestrunkene Napoleon,
Nachdem er Dich erkannt, Bagration,
Trotzt unserem Achill nicht länger mehr...“

Weiter konnte der Dichter nicht lesen, denn der Haushofmeister verkündigte mit lauter Stimme: „Es ist angerichtet!“ Die Thüren des Speisesaales gingen auf und es erklang die Polonaise: „Töne laut, du Siegesdonner, tapferer Reuße, freue Dich!“ Graf Ilja Andreitsch warf dem Dichter, der weiter lesen wollte, einen zornigen Blick zu und verneigte sich vor Bagration. Alle erhoben sich in dem Bewußtsein, daß das Essen wichtiger sei, als die Verse, und wieder schritt Bagration den Uebrigen voran in den Speisesaal.

Man hatte ihn auf den Ehrenplatz zwischen zwei Alexandern, — Bekleschow und Naryschkin — gesetzt, eine bedeutungsvolle Erinnerung an den Namen des Kaisers; die übrigen dreihundert Gäste nahmen je nach Rang und Würde im Speisesaale Platz. Die einflußreichsten Persönlichkeiten saßen dem Gefeierten am nächsten, was sich eben so natürlich machte, wie daß das Wasser dahin fließt, wo der Boden sich senkt.

Vor dem Essen stellte Graf Ilja Andreitsch seinen Sohn dem Fürsten vor. Bagration erkannte den jungen Mann wieder und sagte ihm einige inhaltlose Worte, die ungeschickt waren, wie Alles, was er an diesem Tage sprach; Graf Ilja Andreitsch aber sah freudig und stolz im Kreise umher, so lange Bagration mit seinem Sohne redete.

Nikolaj Rostow, Denissow und sein neuer Bekannter Dolochow saßen neben einander, fast in der Mitte des Tisches; Pierre und Fürst Neswizkij hatten sich ihnen gegenüber gesetzt; Graf Ilja Andreitsch nahm mit den andern Vorständen den Platz ihm gegenüber ein nnd machte — die Gastfreundschaft der Moskauer in sich verkörpernd — dem Fürsten Bagration die Honneurs der Tafel.

Seine Mühe war nicht vergebens gewesen; die beiden Diners, die servirt wurden — es gab eins von Fastenspeisen und eins mit Fleisch — waren ausgezeichnet. Dennoch hatte er bis an's Ende des Gastmahls keine Ruhe; bald winkte er dem Kellermeister, bald gab er flüsternd den Dienern Befehle nnd erwartete jede der von ihm bestellten Speisen mit einer gewissen Aufregung. Alles war vortrefflich. Beim zweiten Gange, als die kolossalen Sterlets erschienen (Graf Ilja Andreitsch erröthete vor Freude und

Verlegenheit, als er sie erblickte) begannen die Diener auch die Champagnerpfropfen knallen zu lassen und den schäumenden Wein einzuschenken. Nach dem Fisch, der ein gewisses Aufsehen erregt hatte, gab Graf Ilja Andreitsch den andern Vorständen einen Wink. „Es wird viele Toaste geben, wir müssen anfangen," flüsterte er, ergriff sein Glas und stand auf; Alle schwiegen und warteten auf das, was er sagen würde.

„Die Gesundheit des Kaisers!" rief er aus und seine Augen glänzten in Thränen der Freude und Begeisterung. Von Neuem erklang die Musik, alle Anwesenden erhoben sich, schrieen „Hurrah!" und Bagration wiederholte den Ruf in demselben Tone, wie auf dem Schlachtfelde von Schöngraben. Die begeisterte Stimme des jungen Rostow war durch das Geschrei der dreihundert Anderen hindurch deutlich zu hören. Er weinte beinahe. „Hurrah! der Kaiser soll leben!" rief er, leerte mit einem Zuge sein Glas und warf es zu Boden, Viele folgten seinem Beispiel; das Freudengeschrei dauerte eine ganze Weile, und während die Stimmen verklangen, lasen die Diener die Scherben auf, die Gäste setzten sich wieder und kehrten lächelnd über den Lärm, den sie gemacht, zu ihren Gesprächen zurück. Graf Ilja Andreitsch erhob sich von Neuem, warf einen Blick auf den Zettel neben seinem Teller, kündigte einen Toast zu Ehren des Helden unseres letzten Feldzuges, des Fürsten Peter Iwanowitsch Bagration an, und seine blauen Augen füllten sich wieder mit Thränen. „Hurrah!" schrieen abermals die dreihundert Gäste, und statt der Instrumente erklangen diesmal die Stimmen der Sänger, welche eine Kantate von Paul Iwanowitsch Kutusow vortrugen.

„Rußlands Söhnen ist kein Kampf zu schwer;
Tapferkeit giebt Bürgschaft, daß wir siegen.
Führt der Held Bagration unser Heer,
Wird der Feind zu unseren Füßen liegen“ u. s. w.

Sobald die Sänger zu Ende waren, wurde abermals Toast auf Toast ausgebracht; immer weicher fühlte sich Graf Ilja Andreitsch gestimmt, immer mehr Geschirr wurde zerschlagen und immer lauter geschrieen. Man trank auf das Wohl Bekleschows, Naryschkins, Uwarows, Dolgorukows, Apraxins, Walujews; auf das Wohl des Vorstands, auf das Wohl des Ausschusses, auf das Wohl aller Klubmitglieder, auf das Wohl aller Klubgäste, und endlich besonders auf das Wohl des Festordners, des Grafen Ilja Andreitsch. Bei diesem Toast zog der Graf sein Taschentuch hervor, verhüllte sich das Gesicht, und zerfloß in Thränen.

IV.

Pierre saß Dolochow und Nikolaj Rostow gegenüber. Seiner Gewohnheit nach aß und trank er viel und schnell, aber Allen, die ihn genauer kannten, fiel heute eine große Veränderung in seinem Wesen auf. Während des ganzen Diners saß er schweigend da, bald kniff er die Augen zusammen, bald runzelte er die Stirn oder blickte mit dem Ausdruck tiefster Zerstreutheit unverwandt auf eine Stelle, während er mit dem Finger den Nasenrücken strich. Sein Gesicht war finster und traurig; er schien weder zu hören, noch zu sehen, was um ihn her geschah, sondern an etwas Peinliches zu denken.

Die quälenden, unlösbaren Räthselfragen, die ihn beschäftigten, waren theils durch Anspielungen der in

Moskau lebenden Fürstin über nähere Beziehungen Dolochows zu Pierres Frau, theils durch einen anonymen Brief erweckt, den er heute Morgen erhalten hatte und in welchem mit der allen solchen Zuschriften eigenen gemeinen Witzhascherei gesagt war: er sähe schlecht durch seine Brille, die Liaison seiner Frau mit Dolochow wäre nur noch für ihn selbst ein Geheimniß. Pierre hatte weder den Andeutungen der Fürstin, noch dem Briefe den geringsten Glauben geschenkt, und doch war ihm der Anblick Dolochows unerträglich. So oft sein Blick unerwartet den schönen, kecken Augen des jungen Mannes begegnete, fühlte Pierre, daß etwas Böses, Feindseliges in seiner Seele wach wurde, und wandte sich hastig ab. Unwillkürlich erinnerte er sich an die Vergangenheit seiner Frau, an ihr jetziges Benehmen gegen Dolochow, und sagte sich selbst, daß die Behauptung des Briefes wahr sein oder wenigstens wahr scheinen könnte, wenn es sich nicht um seine Frau gehandelt hätte. Pierre erinnerte sich, wie Dolochow, der nach dem Kriege seine frühere Stellung wieder erhalten hatte, nach Petersburg zurückgekommen und, gestützt auf seine alte Zechfreundschaft mit Pierre, geradewegs bei ihm vorgefahren war. Pierre hatte Dolochow in seinem Hause aufgenommen und ihm Geld geliehen. Er erinnerte sich, mit welchem Lächeln Hélène ihren Mißmuth über Dolochows Anwesenheit ausgesprochen, wie cynisch Dolochow die Schönheit seiner jungen Frau gepriesen, und wie er sie von jener Zeit bis zu der Reise nach Moskau nicht einen Augenblick verlassen.

„Ja, er ist sehr schön, und ich kenne ihn, sagte Pierre zu sich selbst. Es würde ihm ein besonderes Vergnügen machen, meinen Namen zu entehren und mich gerade darum

zu hintergehen, weil ich alles Mögliche für ihn gethan und ihn in mein Haus aufgenommen habe. Ich weiß und verstehe, welche Würze dies seinem Betruge geben würde, wenn es wahr wäre . . . ja, wenn es wahr wäre! Aber ich glaube es nicht . . . ich habe kein Recht dazu . . . ich kann es nicht glauben!“ Er erinnerte sich des Ausdrucks, den Dolochows Gesicht immer annahm, wenn er einen Anfall von Grausamkeit hatte, wie z. B., als er den Polizeibeamten mit dem Bären zusammengebunden und in's Wasser geworfen, oder wenn er ohne Ursache einen Menschen herausforderte, oder mit einem Pistolenschuß das Pferd eines Fuhrmanns tödtete. Derselbe Ausdruck pflegte hin und wieder auf Dolochows Gesicht zu erscheinen, wenn Pierre ihn ansah. „Er ist ein Raufbold, fuhr er in seinem Selbstgespräche fort: es kommt ihm nicht darauf an, einen Menschen zu tödten. Er scheint vorauszusetzen, daß er von Jedermann gefürchtet wird, und dies Bewußtsein ist ihm angenehm. Er glaubt auch, daß ich ihn fürchte — und er hat Recht . . . ich fürchte ihn wirklich!“ Pierre fühlte, daß bei diesem Gedanken auf's Neue etwas Böses, Feindseliges in ihm wach wurde.

Dolochow, Denissow und Rostow, die Pierre gegenüber saßen, schienen sehr lustig zu sein. Rostow sprach auf das Heiterste mit seinen beiden Freunden, von denen der Eine ein tapferer Husar, der Andere ein bekannter Raufbold und Händelsucher war, und warf zuweilen einen spöttischen Blick auf Pierre, der während dieses Festmahls durch den Contrast zwischen seiner zerstreuten, tiefsinnigen Miene und seiner kolossalen Gestalt auffiel. Rostow war gegen Pierre eingenommen, erstens weil er ihn, von seinem Husarenstandpunkt aus, als reichen Civilisten und Mann einer schönen

Frau, selbst für weibisch hielt, und zweitens weil Pierre, in sich versunken und zerstreut, wie er heute war, Rostow weder erkannt, noch seinen Gruß erwidert hatte. So tief in Gedanken war Pierre, daß er, als die Gesundheit des Kaisers ausgebracht wurde, sein Glas zu ergreifen und aufzustehen versäumte.

Woran denken Sie denn? rief ihm Rostow mit zornig glühenden Augen zu. Hören Sie denn nicht . . . wir trinken auf das Wohl des Kaisers!

Pierre seufzte, stand gehorsam auf, leerte sein Glas, und als Alle ihre Plätze wieder eingenommen hatten, wandte er sich mit gutmüthigem Lächeln zu Rostow.

Ich habe Sie nicht erkannt, sagte er; aber Nikolaj beachtete das kaum, er hatte jetzt Hurrah zu schreien.

Warum knüpfst Du denn die alte Bekanntschaft nicht wieder an? fragte Dolochow.

Laß ihn in Ruh', er ist ein Narr! antwortete Rostow.

Gegen die Männer hübscher Frauen muß man zuvorkommend sein, sagte Dolochow. Pierre hörte nicht, was sie sprachen, wußte aber, daß es ihn betraf, wandte sich ab und erröthete.

Nun denn, auf die Gesundheit der hübschen Frauen! sagte Dolochow, und sein Glas erhebend, wandte er sich an Pierre mit ernsten Augen, aber lächelndem Munde.

Auf die Gesundheit der hübschen Frauen, Petruscha, und auf das Wohl der Ihrigen! rief er.

Pierre hatte die Augen niedergeschlagen und leerte sein Glas, ohne Dolochow anzusehen oder ihm zu antworten. Der Diener, welcher die Kutusowsche Kantate vertheilte, legte Pierre, als einem der vornehmsten Gäste, eines der gedruckten Blättchen hin. Pierre wollte es ergreifen, aber

Dolochow langte über den Tisch, nahm es ihm aus der Hand und fing an zu lesen. Pierre warf einen Blick auf Dolochow; das Böse, Feindselige, das ihm während des ganzen Diners keine Ruhe gelassen, erhob sich in ihm und wurde seiner Herr. Er beugte sich mit seinem dicken Körper über den Tisch und schrie:

Was unterstehen Sie sich!

Bei diesem Schrei wandten sich Neswizkij und Pierres Nachbar von der Rechten voll Schrecken nach Besuchoj um.

Seien Sie still! . . . Was ist Ihnen? . . . Nehmen Sie sich in Acht! flüsterten bestürzte Stimmen. Dolochow betrachtete Pierre mit seinen lustigen, klaren, erbarmungslosen Augen und mit einem Lächeln, das zu sagen schien: „Das hab' ich gern!“

Nein, ich will's nicht hergeben, antwortete er laut.

Pierre entriß ihm das Blatt; er war blaß, seine Unterlippe zitterte.

Sie . . . Sie . . . Sie sind ein Schurke . . . ich fordere Sie! rief er, stieß seinen Stuhl zurück und stand auf. In dem Augenblicke, als Pierre diese Worte sagte, fühlte er, daß die Frage, welche ihn die letzten Tage so sehr gequält hatte, die Frage über die Schuld seiner Frau unwiderruflich und unzweifelhaft bejahend gelöst war. Er haßte sie und fühlte sich auf immer von ihr getrennt.

Trotz Denissows Mahnung, daß er sich von der Sache fern halten möge, hatte Rostow eingewilligt, Dolochows Sekundant zu sein, und besprach sich nach Tisch mit Neswizkij, Besuchojs Sekundanten, über die Bedingungen des Duells. Pierre fuhr nach Haus, während Rostow, Dolochow und Denissow bis zum späten Abend im Klub blieben und die Zigeuner und Sänger mitanhörten.

Also morgen in Sokolniki, sagte Dolochow, als er auf der Freitreppe des Klubhauses von Rostow Abschied nahm.

Bist Du ruhig? fragte Nikolaj.

Dolochow blieb stehen.

Höre, ich will Dir in zwei Worten das Geheimniß des Zweikampfs erklären, sagte er. Wenn Du vor einem Duell Dein Testament machst und zärtliche Briefe an Deine Eltern schreibst; wenn Du überhaupt annimmst, daß Du getödtet werden kannst, bist Du ein Thor und bist sicherlich verloren. Du mußt im Gegentheil den festen Vorsatz haben, Deinen Gegner zu tödten, und zwar auf die sicherste, schnellste Weise — dann geht Alles gut! Es ist gerade so, wie mir unser Bärenjäger in Kostroma zu sagen pflegte: es versteht sich, daß man sich vor dem Bären fürchten müßte, sagte er; und doch, kaum hat man ihn gesehen, so ist gleich die ganze Angst vorüber, und man denkt nur daran, ihn nicht entwischen zu lassen . . . Gerade so geht es mir auch. Auf Wiedersehen morgen!

Am nächsten Morgen um acht Uhr fuhren Pierre und Neswizkij nach dem Sokolniki-Walde und trafen dort Dolochow, Denissow und Rostow an. Pierre sah aus wie ein Mensch, den wichtige Ideen in Anspruch nehmen, die sich auf das Bevorstehende gar nicht beziehen. Seinem eingefallenen, gelben Antlitz war die Schlaflosigkeit der letzten Nacht anzumerken. Er blickte zerstreut umher und verzog das Gesicht, als ob er in die blendende Sonne sähe. Zwei Vorstellungen nahmen ihn ausschließlich in Anspruch: die von der Schuld seiner Frau, welche ihm nach den Grübeleien seiner schlaflosen Nacht so gut wie erwiesen schien . . . und die von der Unschuld Dolochows,

der keine Ursache hatte, die Ehre eines ihm fremden Mannes zu schonen. „Vielleicht hätte ich an seiner Stelle dasselbe gethan, dachte Pierre, ich hätte sogar gewiß eben so gehandelt. Wozu also dies Duell, dieser Mord? entweder tödte ich ihn, oder er trifft mich in den Kopf, den Ellbogen, das Knie. Es wäre besser fortzulaufen, mich irgendwo zu verbergen.“ Aber gerade in dem Moment, als er dies dachte, fragte er mit einem besonders ruhigen und gleichgültigen Aussehen, das Denen, die ihn beobachteten, Respekt einflößte: ob die Vorbereitungen nicht fertig wären und ob die Sache bald vor sich gehen könnte.

Als es so weit war, die Säbel, welche die Barrière bezeichneten, in den Schnee gesteckt und die Pistolen geladen waren, trat Neswizkij zu Pierre.

Ich würde meine Schuldigkeit nicht erfüllen, Graf, sagte er mit schüchterner Stimme, würde das Zutrauen und die Ehre, welche Sie mir erwiesen, indem Sie mich zum Sekundanten erwählt, nicht rechtfertigen, wenn ich Ihnen in diesem wichtigen, hochwichtigen Augenblick die Wahrheit verschwiege. Ich glaube, daß dieser Zweikampf keine genügende Ursache hat, daß es nicht der Mühe werth ist, um das, was geschehen, Blut zu vergießen ... Sie hatten Unrecht, haben nicht ganz richtig gehandelt ... Sie sind heftig geworden ...

Ja, das war dumm! antwortete Pierre.

Erlauben Sie mir Ihr Bedauern auszusprechen, und ich bin überzeugt, daß unsere Gegner Ihre Entschuldigung annehmen werden, sagte Neswizkij (der wie Alle, die bei solchen Angelegenheiten betheiligt sind, nicht glauben konnte, daß es wirklich zum Zweikampf kommen würde). Sie wissen, Graf, daß es edler ist, einen Fehler zu bekennen,

als ihn weiter, bis zum Unabwendbaren, zu steigern, fuhr er fort. Keiner von Ihnen Beiden hat den Andern beleidigt. Lassen Sie mich mit den Sekundanten sprechen.

Nein, es liegt kein Grund zur Besprechung vor . . . es ist auch ganz gleichgültig. Sind Sie bereit? Sagen Sie mir, wohin ich gehen und in welcher Richtung ich schießen muß, fügte er mit einem erzwungenen, sanften Lächeln hinzu. Dann ergriff er die Pistole und fragte nach der Art und Weise, sie abzudrücken; er hatte nie eine Pistole in der Hand gehabt, wollte das aber nicht eingestehen. Ach ja, so ist es . . . ich weiß, ich hatte es nur vergessen, sagte er.

Durchaus keine Entschuldigung! ich will nichts davon hören! rief Dolochow, als auch Denissow einen Versöhnungsversuch machen wollte, und begab sich nach dem angewiesenen Platze.

Der Platz war etwa achtzig Schritt von dem Wege entfernt, auf dem die Schlitten hielten. Es war eine kleine Lichtung im Fichtenwalde, deren Schneedecke während der letzten Thauwettertage halb geschmolzen war. Die Gegner standen sich am Rande der Lichtung in einer Entfernung von vierzig Schritt gegenüber. Die Sekundanten maßen die Schritte ab und zogen einen Weg bis zu den in den nassen, tiefen Schnee eingesteckten Säbeln Neswizkijs und Denissows. Diese Säbel waren zehn Schritt von einander entfernt und bezeichneten die Barrière. Thauwetter und Nebel dauerten fort; in einer Entfernung von vierzig Schritt konnte man nichts erkennen. Seit drei Minuten war Alles bereit, aber man zögerte noch, und Alle schwiegen.

V.

Nun, anfangen! sagte Dolochow endlich.

Gut denn! antwortete Pierre mit dem früheren Lächeln. Der Auftritt fing an peinlich zu werden. Was so leichtsinnig begonnen war, ließ sich jetzt offenbar nicht mehr ordnen. Es nahm seinen Verlauf und mußte zu Ende kommen, unabhängig von dem menschlichen Willen.

Denissow trat an die Barrière und rief:

Da die Gegner sich nicht versöhnen wollen, muß angefangen werden. Nehmen Sie die Pistolen zur Hand und bei dem Worte „drei" gehen Sie vorwärts.

Eins . . . zwei . . . drrrei! . . . rief er dann in zornigem Tone und trat zurück. Die Gegner gingen auf dem ausgetretenen Wege hin, kamen sich näher und näher und fingen an, im Nebel ihre Züge zu erkennen. Sie hatten das Recht, wenn sie die Barrière erreicht, nach Belieben zu schießen. Dolochow ging langsam, ohne die Pistole zu erheben, und betrachtete das Gesicht seines Gegners mit seinen klaren, glänzenden, blauen Augen; um seinen Mund lag wie immer ein lächelnder Zug.

Ich kann also schießen, wann ich will? fragte Pierre. Bei dem Worte drei ging er raschen Schrittes vorwärts, kam von dem ausgetretenen Wege ab und gerieth in den Schnee. In der rechten, ausgestreckten Hand hielt er die Pistole, als ob er fürchtete, sich selbst damit zu erschießen; die Linke hatte er sorgfältig zurückgezogen. Er wollte die rechte Hand mit der linken unterstützen, wußte aber nicht, wie er das machen sollte. Nachdem er einige Schritte gethan und sich vom Wege in den Schnee verirrt hatte, sah

Pierre vor seine Füße nieder, dann warf er einen raschen Blick auf Dolochow, drückte, wie man ihm gezeigt hatte, auf den Hahn und feuerte ab. Der laute Knall überraschte ihn; er erbebte vor seinem eigenen Schuß, lächelte über diesen Eindruck und blieb stehen. Der Rauch, der wegen des Nebels besonders dicht war, hinderte ihn, im ersten Moment etwas zu sehen, und auf den zweiten Schuß wartete er vergebens; er hörte nur den raschen Schritt Dolochows und sah seine Gestalt aus Rauch und Nebel auftauchen. Die linke Hand hatte er in die Seite gedrückt, mit der andern erhob er die gesenkte Pistole; sein Gesicht war blaß; Rostow lief auf ihn zu und sagte ihm ein paar Worte.

Nei . . ein, antwortete Dolochow mit zusammengebissenen Zähnen, nein, es ist nicht zu Ende! . . . Dann machte er noch ein paar unsichere Schritte bis an den Säbel und sank neben ihm in den Schnee. Seine linke Hand war voll Blut; er wischte sie an seiner Uniform ab, dann stützte er sich auf. Sein Gesicht war blaß, verzerrt und zitterte.

Kom . . ., sagte Dolochow mit Anstrengung, er konnte nicht „kommen Sie" sagen. Pierre war kaum im Stande, sein Schluchzen zu unterdrücken; er lief auf Dolochow zu und war im Begriff, die Barrière zu überschreiten, als ihm Dolochow zuschrie: An die Barrière! worauf Pierre, der sofort verstand, um was es sich handelte, an seinem Säbel stehen blieb. Nur zehn Schritt Entfernung trennte die Beiden. Dolochow hatte den Kopf in den Schnee sinken lassen und schlürfte gierig etwas davon ein, dann erhob er das Gesicht, raffte sich zusammen, zog die Füße unter sich und suchte einen Schwerpunkt, um sich festzusetzen.

Er schluckte den kühlen Schnee und sog ihn ein; seine Lippen bebten, lächelten aber noch immer; seine Augen glänzten vor Anstrengung und Zorn; mit dem Aufwand seiner letzten Kräfte erhob er die Pistole und zielte.

Treten Sie seitwärts — decken Sie sich mit der Pistole, sagte Neswizkij.

Decken Sie sich! schrie Denissow in höchster Aufregung seinem Gegner zu.

Pierre stand da mit einem sanften Lächeln der Reue und des Mitleids, hatte die Hände ausgestreckt, sah Dolochow traurig an und bot ihm seine breite Brust. Denissow, Rostow und Neswizkij drückten die Augen zu. Gleich darauf hörten sie einen Schuß, und fast in demselben Augenblick einen zornigen Ausruf Dolochows.

Gefehlt! schrie Dolochow und sank entkräftet in den Schnee, das Gesicht nach unten. Pierre drückte seinen Kopf in beide Hände, drehte sich um, eilte durch den Schnee in den Wald hinein und stieß unverständliche Worte aus.

Dumm . . . dumm . . . Todt . . . Lüge! sagte er, die Stirn runzelnd. Neswizkij folgte ihm, holte ihn ein und begleitete ihn nach Hause.

Rostow und Denissow fuhren mit dem verwundeten Dolochow zurück.

Er lag schweigend mit geschlossenen Augen im Schlitten und beantwortete die Fragen, die an ihn gerichtet wurden, mit keinem Wort. Als sie aber die Stadt erreichten, schien er zu erwachen, erhob mühsam den Kopf und erfaßte die Hand des neben ihm sitzenden Rostow. Rostow erstaunte über den veränderten, enthusiastisch-zärtlichen Ausdruck in Dolochows Gesicht.

Wie fühlst Du Dich? fragte er.

Schlecht . . . Aber darum handelt es sich nicht, mein Freund, antwortete er mit stockender Stimme. Wo sind wir? In Moskau . . . Das weiß ich. Mir fehlt nichts, aber ich habe sie gemordet. Ja, ich habe sie gemordet . . . sie kann es nicht ertragen, nicht überleben! . . .

Wer? fragte Rostow.

Meine Mutter, meine Mutter, mein Engel, mein angebeteter Engel! Und Dolochow weinte und drückte Rostow die Hände. Als er sich etwas gefaßt hatte, erzählte er, daß er bei seiner Mutter wohne, daß sie es nicht überleben würde, ihn plötzlich auf den Tod verwundet zu sehen, und bat Rostow vorauszufahren, um sie vorzubereiten.

Rostow erfüllte den Auftrag und erfuhr zu seinem Erstaunen, daß Dolochow, dieser Raufbold und Händelsucher Dolochow, in Moskau mit seiner alten Mutter und einer buckligen Schwester zusammenwohne und der zärtlichste Sohn und Bruder sei.

VI.

Pierre hatte seine Frau in der letzten Zeit nur selten unter vier Augen gesehen, denn in Moskau wie in Petersburg war ihr Haus beständig voller Gäste. In der Nacht, welche auf das Duell folgte, ging er, wie es oft zu geschehen pflegte, nicht in's Schlafzimmer, sondern blieb in dem großen Wohngemache seines Vaters, in dem Zimmer, in welchem der alte Graf Besuchoj gestorben war.

Er legte sich auf den Divan und wollte schlafen, um Alles zu vergessen, aber es gelang ihm nicht. In seiner Seele wurde plötzlich ein solcher Sturm von Gedanken,

Gefühlen und Erinnerungen wach, daß er nicht nur nicht schlafen, sondern nicht einmal liegen bleiben konnte, sondern aufstehen mußte, um mit schnellen Schritten auf und ab zu gehen. Im Geiste sah er sie während der ersten Zeit ihrer Ehe mit nackten Schultern und müdem, leidenschaftlichem Blicke, und neben ihr erschien das schöne, kecke, herausfordernde, spöttische Gesicht Dolochows, wie es während des Diners gewesen — und dann wieder dasselbe Gesicht, aber blaß, zitternd, leidend, wie es ausgesehen, als er sich umdrehte und in den Schnee fiel.

„Was habe ich gethan? fragte sich Pierre. Ich habe den Geliebten ... ja, den Geliebten meiner Frau getödtet ... Ja, das habe ich gethan! Warum? wie bin ich dazu gekommen?“ — „Weil Du sie geheirathet hast!“ antwortete eine innere Stimme.

„Aber was ist denn meine Schuld?“ fragte er weiter. „Daß Du sie geheirathet hast, ohne sie zu lieben, daß Du sie und Dich selbst betrogen hast? ...“ Und er stellte sich lebhaft den Augenblick vor, nach dem Souper bei dem Fürsten Wassilij, als er ihr die Worte: „ich liebe Sie“ gesagt, die ihm so schlecht gelingen wollten — „Das ist der Grund! ich fühlte schon damals, daß ich kein Recht hatte, das zu sagen, dachte er, und nun hat sich's erwiesen.“ Er erinnerte sich seiner Flitterwochen und erröthete bei dieser Erinnerung. Besonders lebhaft, verletzend und demüthigend stand ihm vor Augen, wie er einst, bald nach seiner Heirath, um zwölf Uhr Mittags im seidenen Schlafrock aus dem Schlafzimmer in sein Kabinet getreten war und dort den Oberverwalter getroffen hatte, der sich ehrerbietig verneigte, Pierre's Gesicht betrachtete, seinen Schlafrock ansah und ein Lächeln unterdrückte, als ob er

damit seine ehrerbietige Theilnahme für das Glück seines Herrn kundgeben wollte.

„Und wie oft war ich stolz auf sie, auf ihre majestätische Schönheit, ihren geselligen Takt, dachte er. Wie stolz war ich auf mein Haus, wo sie ganz Petersburg empfing; wie stolz war ich auf ihre Unnahbarkeit und Schönheit. Also das war es, was mich stolz machte?! Damals glaubte ich, daß ich sie nicht verstände. Wie oft, wenn ich mich in ihr Wesen hineinzudenken suchte, sagte ich mir, ich wäre an Allem schuld, ich verstände sie nicht ... verstände diese unerschütterliche Ruhe, dies Selbstgenügen, diesen Mangel aller Wünsche und Neigungen nicht. Und dies Alles erklärt sich nun durch das eine, schreckliche Wort, daß sie ein gemeines Weib ist! Nun habe ich mir dies Wort gesagt und Alles ist mir verständlich geworden! ...

„Eines Tages besuchte sie Anatol; er wollte Geld von ihr borgen und küßte sie auf die nackten Schultern. Sie gab ihm kein Geld, aber sie ließ sich küssen. Ihr Vater wollte scherzend ihre Eifersucht erregen ... sie antwortete mit ruhigem Lächeln, sie sei nicht so thöricht, eifersüchtig zu sein. „Mag er thun, was er will!" sagte sie in Bezug auf mich. Einmal fragte ich sie, ob sie keine Hoffnung hätte, Mutter zu werden. Sie lachte verächtlich und antwortete: „sie wäre nicht die Närrin, sich Kinder zu wünschen, und würde von mir nie welche haben."

Dann erinnerte er sich der Rohheit und Dürftigkeit ihrer Gedanken, der mit ihrer aristokratischen Erziehung im Widerspruch stehenden Gemeinheit ihrer Ausdrucksweise. „Ich bin nicht die erste beste ... Ueberzeuge Dich doch selbst ... Mach', daß Du fortkommst ..." waren ihre gewöhnlichen

Redensarten. Oft, wenn er ihre Erfolge bei alten und jungen Männern und Frauen gesehen, hatte sich Pierre verwundert gefragt, warum er sie nicht liebte. „Ich habe sie nie geliebt, sagte sich Pierre; ich wußte, daß sie ein gemeines Weib ist," wiederholte er sich selbst in Gedanken, wagte aber nicht es sich zu gestehen.

„Und nun erst Dolochow. Da sitzt er im Schnee und lächelt gezwungen und stirbt, indem er meine Reue mit erkünstelter Frechheit zurückweist."

Pierre gehörte zu den Menschen, welche trotz ihrer scheinbaren Charakterschwäche keines Vertrauten für ihren Kummer bedürfen. Er verarbeitete sein Leid allein in sich selbst.

„Sie ist an Allem schuld, sagte er sich jetzt, sie ganz allein, aber was kommt darauf an? Warum habe ich mich mit ihr verbunden? Warum habe ich ihr dies „ich liebe Sie" gesagt, das schlimmer war als eine Lüge? Ich bin der Schuldige und muß Alles tragen . . . Was ist die Schande meines Namens, das Unglück meines Lebens? O, das Alles ist Unsinn . . . Alles ist bedingt, Schande, Ehre, Alles ist bedingt, Alles ist unabhängig von mir selbst.

„Ludwig XVI. haben sie geköpft, weil sie meinten, er wäre ehrlos und ein Verbrecher, fiel ihm ein, und von ihrem Standpunkt aus hatten sie Recht, eben so wie die im Rechte waren, welche um seinetwillen den Märtyrertod starben und ihn zu den Heiligen zählten. Dann hat man Robespierre geköpft, weil er ein Despot war. Wer hat Recht, wer Unrecht? Niemand! Aber so lange man am Leben ist, muß man leben. Der Tod kann morgen schon kommen, wie er vor einer Stunde für mich gekommen sein konnte. Ist es wohl der Mühe werth, sich zu quälen, da man im Vergleich mit

der Ewigkeit kaum eine Sekunde zu leben hat?" Aber gerade in dem Augenblick, als er sich durch solche Betrachtungen beruhigt zu haben glaubte, erschien ihm plötzlich wieder ihr Bild. Er gedachte der Augenblicke, wo er ihr seine falsche Zärtlichkeit kundgethan, und fühlte sein Blut zum Herzen strömen. Er mußte abermals aufstehen, lief im Zimmer umher und zerbrach und zerriß, was ihm zufällig in die Hände kam.

„Warum habe ich zu ihr gesagt: ich liebe Sie?" wiederholte er immer von Neuem, und nachdem er diese Frage zum zehnten Male gestellt hatte, fiel ihm plötzlich Molières Ausspruch ein: mais que diable allait-il faire dans cette galère? und er lachte über sich selbst.

Mitten in der Nacht rief er seinen Kammerdiener und befahl ihm Alles einzupacken, um nach Petersburg aufzubrechen. Er konnte mit ihr nicht unter einem Dache bleiben, konnte sich nicht denken, wie er jetzt mit ihr sprechen sollte und hatte beschlossen, den nächsten Morgen abzureisen und ihr einen Brief zu hinterlassen, in dem er ihr die Absicht kundgeben wollte, sich auf immer von ihr zu trennen.

Am Morgen, als der Kammerdiener den Kaffe brachte, lag Pierre mit einem offenen Buche in der Hand auf der Ottomane und schlief.

Er fuhr auf, sah lange verwirrt umher und wußte nicht, wo er sich befand.

Die Frau Gräfin haben befohlen zu fragen, ob Erlaucht zu Hause sind, sagte der Diener.

Ehe Pierre Zeit gefunden, sich auf eine Antwort zu besinnen, trat die Gräfin ruhig und majestätisch wie immer in's Zimmer. Sie trug ein Morgenkleid von weißem, silber-

gestickten Atlas und war noch nicht frisirt; zwei schwere Flechten lagen diademartig um ihren schönen Kopf. In ihre gewölbte, marmorglatte Stirn hatte der Zorn eine Falte eingegraben, aber mit ihrer Alles ertragenden Ruhe schwieg sie, so lange der Diener da war. Sie wußte von dem Duell und war gekommen, um darüber zu sprechen. Sie wartete bis der Diener den Kaffee hingesetzt und das Zimmer verlassen hatte. Pierre sah sie schüchtern über die Brille an, und wie ein von Hunden umringter Hase die Ohren zurücklegt und sich vor seinen Feinden niederwirft, versuchte er sein Lesen fortzusetzen, fühlte aber, daß es ein unsinniges, unmögliches Unternehmen war, und warf wieder einen schüchternen Blick auf seine Frau. Sie hatte sich nicht gesetzt, betrachtete ihn mit geringschätzigem Lächeln und wartete auf die Entfernung des Dieners.

Was hat das zu bedeuten? Was haben Sie gethan? sagte sie dann in strengem Tone.

Ich? ... Was habe ich gethan? fragte Pierre.

Seh' mir doch Einer diesen neuen Helden! Nun antworten Sie, was war das für ein Duell? Was haben Sie damit sagen wollen ... was, ich frage Sie?

Pierre wandte sich schwerfällig um, öffnete den Mund, brachte aber kein Wort hervor.

Wenn Sie nicht antworten, so will ich's Ihnen sagen, fuhr Helène fort. Sie glauben Alles, was man Ihnen erzählt, und man hat Ihnen erzählt ... Helène lachte, — daß Dolochow mein Geliebter ist! fügte sie auf Französisch hinzu, indem sie das Wort „Geliebter“ in der derben Deutlichkeit ihrer Redeweise, ebenso wie jedes Andere betonte. Und das haben Sie geglaubt, fuhr sie fort. Aber was haben Sie nun angestellt? was haben Sie durch dieses Duell

bewiesen? Sie haben bewiesen, daß Sie ein Narr sind, was übrigens schon aller Welt bekannt war. Und die Folgen dieses Zweikampfes? . . . In ganz Moskau werde ich verhöhnt und verspottet werden; man wird sagen, daß Sie im trunkenen, unzurechnungsfähigen Zustande einen Mann herausgefordert haben, auf den Sie ohne jede Veranlassung eifersüchtig sind. Helène erhob die Stimme mehr und mehr und wurde immer heftiger. Einen Mann, der in jeder Beziehung besser ist, als Sie!

Hm, Hm! brummte Pierre ohne eine Glied zu rühren. Er verzog das Gesicht, sah sie aber nicht an.

Und wie konnten Sie glauben, daß er mein Geliebter ist? fing Helène wieder an. Weil ich gern in seiner Gesellschaft bin? Wenn Sie klüger und liebenswürdiger wären, würde ich die Ihrige vorziehen.

Sprechen Sie nicht mit mir ... ich bitte Sie! flüsterte Pierre mit heiserer Stimme.

Warum soll ich nicht sprechen? sagte sie. Ich werde sprechen und werde dreist erklären, daß eine Frau, die Sie zum Manne hat, ein wunderbares Geschöpf sein muß, wenn sie sich keinen Geliebten nimmt . . . aber ich habe es nicht gethan!

Pierre wollte antworten; er betrachtete sie mit einem sonderbaren Lächeln, dessen Bedeutung sie nicht verstand, und legte sich wieder nieder. Er litt körperlich in diesem Augenblicke, seine Brust war beklommen, er konnte nicht athmen; er wußte, daß er etwas thun müsse, um dieser Qual ein Ende zu machen, aber er wußte auch, daß es etwas Schreckliches war.

Es wäre am besten, wenn wir uns trennten, sagte er endlich mit stockender Stimme.

Trennen? Dazu bin ich bereit, sobald Sie mir eine Existenz sichern, antwortete Helène. Glaubten Sie etwa, daß mich die Trennung erschrecken würde?

Pierre sprang vom Divan auf und stürzte taumelnd auf sie zu.

Ich schlage Dich todt! schrie er, riß die Marmorplatte vom Tisch, erhob sie mit einer Riesenkraft, der er sich selbst noch nicht bewußt war, und holte zum Schlage aus.

Helène schrie auf und sprang mit dem Ausdruck des Entsetzens zur Seite. Das Blut des Vaters war in Pierre erwacht; er empfand die Wonne der Wuth, schleuderte die Platte zu Boden, zerschlug sie, eilte mit ausgestreckten Armen auf Helène zu und schrie: „Fort mit Dir!“ in einem so schrecklichen Tone, daß das ganze Haus den Schrei vernahm. Gott weiß, was er in diesem Augenblick gethan hätte, wäre Helène nicht aus dem Zimmer gestürzt.

* *
*

Acht Tage später gab Pierre seiner Frau eine Vollmacht auf die Einkünfte aller seiner in Groß-Rußland gelegenen Güter — was die größere Hälfte seines Vermögens ausmachte — und reiste allein nach Petersburg.

VII.

Zwei Monate waren vergangen, seit die Kunde von der Schlacht bei Austerlitz und von dem Verschwinden des Fürsten Andrej nach Lyssyja-Gory gelangt war; aber trotz allen Briefen, Gesuchen und Bemühungen der Gesandtschaft war weder seine Leiche aufgefunden, noch war er unter den

Gefangenen entdeckt worden. Daß noch eine Hoffnung vorhanden war, machte den Verlust für die Seinigen nur schwerer. Vielleicht war er mit anderen Verwundeten auf dem Schlachtfelde aufgehoben worden; vielleicht lag er irgendwo allein, sterbend oder genesend, von Fremden umringt, und hatte nicht die Kraft, ein Lebenszeichen zu geben. In der Zeitung, aus welcher der alte Fürst zuerst von der Niederlage bei Austerlitz erfahren, war in der üblichen, kurzen, unbestimmten Weise berichtet, daß die Russen nach glänzenden Waffenthaten gezwungen waren, sich zurückzuziehen, und daß sie den Rückzug in größter Ordnung ausgeführt hätten. Der alte Fürst hatte aus diesem officiellen Bericht herausgelesen, daß wir geschlagen waren. Eine Woche später hatte er einen Brief von Kutusow erhalten, der ihm das Schicksal seines Sohnes meldete.

„Vor meinen Augen, mit der Fahne in der Hand, ist Ihr Sohn an der Spitze seines Regimentes, seines Vaters und seines Vaterlandes würdig, als Held gefallen," schrieb Kutusow. „Zu meinem und der ganzen Armee lebhaftem Bedauern ist es bis jetzt ungewiß, ob Ihr Sohn noch am Leben ist oder nicht; aber ich möchte Sie und mich selbst der Hoffnung getrösten, daß er lebt, denn sonst wäre er auf einer der von den Parlamentärs verfertigten Listen verzeichnet, die alle Offiziere nennen, welche auf dem Felde der Ehre gefallen sind."

Der alte Fürst erhielt diese Nachricht spät Abends, als er schon allein in seinem Kabinete war. Am andern Morgen machte er seinen gewöhnlichen Spaziergang, war jedoch schweigsam gegen den Verwalter, den Gärtner und den Architekten, und sagte Keinem etwas Unfreundliches, obwohl er zornig aussah.

Als Fürstin Maria zur gewöhnlichen Zeit in sein Zimmer trat, stand er an der Drehbank und drechselte und sah sich, wie gewöhnlich, nicht nach ihr um.

Ah, die Fürstin Maria! sagte er in gezwungenem Tone und warf den Meißel weg. (Das Rad drehte sich noch eine Weile; Fürstin Maria erinnerte sich noch lange Zeit seines verstummenden Knarrens, das sich für sie mit dem, was folgte, verband.)

Sie war dem Vater näher getreten, sah ihm in's Gesicht und hatte plötzlich das Gefühl, als ob in ihrer Seele etwas zerrissen wäre. Es wurde ihr trübe vor den Augen; aus den Zügen des Vaters, der nicht traurig, nicht niedergeschlagen, sondern zornig aussah und sich mit übermenschlicher Gewalt bezwang, las sie, daß ein schweres Unglück über ihrem Haupte hing und sie zu zerschmettern drohte; das schwerste, unabänderliche Unglück, das sie bisher noch nicht gekannt . . . der Tod eines geliebten Menschen.

Väterchen . . . Andrej? . . . sagte die unschöne, anmuthlose Fürstin mit einem so unwiderstehlichen Ausdruck von Schmerz und Hingebung, daß der Vater ihren Blick nicht ertragen konnte und sich schluchzend abwandte.

Ich habe Nachricht erhalten. Unter den Verwundeten ist er nicht . . . unter den Todten auch nicht . . . Kutusow schreibt es! schrie er mit so durchdringender Stimme, als ob er die Fürstin dadurch vertreiben wollte. Er ist gefallen.

Die Fürstin sank nicht zu Boden, sie wurde nicht ohnmächtig und wurde nicht blässer als sie schon war; aber ihr Gesicht veränderte sich, als sie diese Worte vernahm, und ihre strahlenden Augen leuchteten auf. Eine hohe Freudigkeit, welche von der Trübsal und dem Glück dieses

Lebens unabhängig ist, verbreitete sich über ihr Antlitz, und Schmerz und Traurigkeit verschwanden aus ihrer Seele. Sie vergaß ihre Furcht vor dem Vater, trat zu ihm, ergriff seine Hand, zog ihn an sich und umschlang seinen mageren, muskulösen Hals.

Väterchen, sagte sie, wenden Sie sich nicht von mir ab; lassen Sie uns zusammen weinen.

Die Schurken, die Schufte! schrie der Greis, indem er das Gesicht von ihr abkehrte, unsere Armee, alle die Menschen zu vernichten! Was haben die denn verschuldet? Geh', geh', sage es Lisa!

Die Fürstin ließ sich erschöpft in den Sessel neben ihrem Vater nieder und weinte. Ihr Bruder stand deutlich vor ihr in dem Augenblicke, als er von ihr und Lisa mit zärtlicher und zugleich stolzer Miene Abschied nahm; dann sah sie ihn, wie er halb liebevoll, halb spöttisch das Heiligenbild umhing. Ob er jetzt glaubte? Ob er seinen Unglauben bereut hatte? ... Und ist er jetzt dort? Ist er in die Stätte der ewigen Ruhe, der ewigen Seligkeit eingegangen?

Väterchen, sagen Sie mir, wie es geschehen ist, bat sie unter Thränen.

Geh', geh'! Er ist in einer Schlacht gefallen, wo man die besten Männer, die Kraft und den Ruhm Rußlands in den Tod geführt hat ... Gehen Sie, Fürstin Maria! Geh' und sage es Lisa. — Ich werde später kommen.

Als die Fürstin Maria von ihrem Vater zurückkam, saß die kleine Fürstin bei ihrer Arbeit und blickte die Hereintretende mit dem innig-glücklichen Ausdruck an, der nur Frauen in ihrer Lage eigen ist. Man sah ihr an, daß ihre Augen die Fürstin Maria kaum bemerkten, sondern in

die Tiefe, in sich selbst, in etwas Glückliches, Geheimnißvolles hineinschauten, das in ihr vorging.

Marie, sagte sie, indem sie den Stickrahmen wegschob und sich in den Sessel zurücklehnte, gieb mir Deine Hand. Mit diesen Worten ergriff sie die Hand ihrer Schwägerin und legte sie an ihr Herz.

Ihre Augen lächelten mit dem Ausdruck der Erwartung, die Lippe mit dem Bärtchen hob sich und blieb eine Weile kindlich-glücklich emporgerichtet.

Fürstin Maria kniete vor ihr nieder und verbarg das Gesicht in den Kleiderfalten der jungen Frau.

Hörst Du? Hörst Du? Mir ist so sonderbar zu Muth. Weißt Du, Maria, ich werde es sehr, sehr lieb haben, sagte Lisa, indem sie ihre Schwägerin mit leuchtenden Augen ansah. Fürstin Maria konnte den Kopf nicht erheben: sie weinte.

Was ist Dir, Mascha?

Nichts Besonderes. Mir ist so bange . . . bange um Andrej, antwortete sie, ihre Thränen an den Knieen der Schwägerin trocknend.

Im Laufe dieses Morgens versuchte die Fürstin noch mehrere Mal, ihre Schwägerin vorzubereiten, und brach dabei jedesmal in Thränen aus. Diese Thränen, deren Ursache die kleine Fürstin nicht begriff, beängstigten sie, obwohl es ihr an aller Beobachtungsgabe fehlte. Sie sagte nichts, aber sie sah sich unruhig um und schien Etwas zu suchen. Gegen Mittag trat der alte Fürst, vor dem sie sich noch immer fürchtete, in ihr Zimmer. Er hatte heute ein seltsam unruhiges, zorniges Gesicht, brachte nicht ein Wort hervor und ging stumm wieder hinaus. Die kleine

Fürstin sah ihre Schwägerin an, war eine Weile nachdenklich, ihre Augen hatten den Ausdruck der in sich gekehrten Aufmerksamkeit, die Frauen in ihrer Lage eigen ist, und weinte plötzlich laut auf.

Habt Ihr etwa von Andrej Nachrichten? fragte sie.

Nein, Du weißt, daß noch keine Nachrichten da sein können; aber Papa ist in Sorgen, und ich bin es auch.

Es ist also nichts geschehen?

Nichts! antwortete Fürstin Maria und sah ihrer Schwägerin mit ihren glänzenden Augen fest in's Gesicht. Sie hatte beschlossen, ihr nichts zu sagen und auch den Vater überredet, ihr die schreckliche Nachricht bis nach ihrer Entbindung, die in den nächsten Tagen bevorstand, zu verschweigen. Fürstin Maria und der alte Fürst trugen und verbargen ihren Gram, jeder nach seiner Weise. Der alte Fürst wollte nicht hoffen. Er hatte sich mit dem Tode seines Sohnes vertraut gemacht, und obwohl er einen seiner Untergebenen nach Oesterreich geschickt, um die Spuren des Verschwundenen zu suchen, hatte er in Moskau bereits ein Denkmal für ihn bestellt, das er in seinem Garten aufrichten wollte, und sagte Jedermann sein Sohn wäre in der Schlacht geblieben. Er bemühte sich, seine frühere Lebensweise ohne jede Aenderung weiter zu führen, aber die Kräfte versagten ihm. Er ging, aß und schlief weniger, als bisher und wurde täglich schwächer. Die Fürstin Maria dagegen hoffte; sie betete für den Bruder wie für einen Lebenden und erwartete jeden Augenblick die Nachricht seiner Rückkehr.

VIII.

Meine Liebe, sagte die kleine Fürstin am Morgen des 31. März nach dem Frühstück, und ihre Lippe mit dem Bärtchen zog sich nach alter Gewohnheit in die Höhe. Aber in Allem was sie that, ihrem Lächeln, ihrem Tone, ihrem Gange sogar lag seit dem Tage der Trauerbotschaft etwas eigenthümlich Trauriges; so war auch jetzt ihr Lächeln, obwohl sie den Grund der allgemeinen Stimmung nicht kannte, von ihr beeinflußt und erinnerte an die im Hause herrschende Traurigkeit.

Liebe Freundin, sagte sie, ich fürchte beinah', daß das Morgenbrot, wie Foka, der Koch, zu sagen pflegt, mir schlecht bekommen ist.

Was ist Dir denn, mein Herz? Du bist blaß, ja Du bist sehr blaß! rief Fürstin Maria erschreckt und eilte mit ihren schweren, leisen Schritten zu ihrer Schwägerin.

Ew. Erlaucht, sollte man nicht Maria Bogdanowna rufen lassen? fragte eines der anwesenden Kammermädchen. (Maria Bogdanowna war die Hebamme, die aus der Bezirksstadt geholt worden war und sich schon seit vierzehn Tagen in Lyssyja-Gory aufhielt.)

Ja, das ist vielleicht nöthig, antwortete Fürstin Maria; ich werde zu ihr gehen. Muth, mein Engel! Sie küßte Lisa und wollte das Zimmer verlassen.

Ach nein, nein! rief die kleine Fürstin, und außer der Blässe des körperlichen Leidens zeigte sich auf ihrem Gesicht eine kindische Furcht vor dem Unabwendbaren.

Nein, es ist der Magen. Sage, daß es der Magen ist, sag' es, Mascha, sag' es . . . und die kleine Fürstin weinte, kindisch, launenhaft, etwas erzwungen sogar, und rang ihre kleinen Hände.

Fürstin Maria eilte hinaus zu Maria Bogdanowna.

Mein Gott, mein Gott, hörte sie hinter sich seufzen.

Die Hebamme kam ihr schon mit ruhiger, wichtiger Miene entgegen und rieb ihre kleinen, weißen, vollen Hände.

Maria Bogdanowna, ich glaube, die Zeit ist gekommen, sagte Fürstin Maria, indem sie die Frau mit weitgeöffneten, erschrockenen Augen ansah.

Gott sei Dank, Fürstin! sagte Maria Bogdanowna, ohne ihre Schritte zu beschleunigen. Sie, als Mädchen, dürfen davon nichts wissen.

Aber der Doktor aus Moskau ist ja noch nicht da! sagte die Fürstin. (Auf Wunsch des Fürsten Andrej und seiner Frau war ein Arzt aus Moskau berufen und wurde jeden Augenblick erwartet.)

Schadet nichts, Fürstin, ängstigen Sie sich nicht! sagte Maria Bogdanowna. Es wird auch ohne den Doktor Alles gut gehen.

Fünf Minuten später hörte die Fürstin in ihrem Zimmer, daß etwas Schweres über den Gang getragen wurde. Sie sah aus der Thür; einige Diener trugen das Ledersopha aus dem Kabinet des Fürsten Andrej in's Schlafzimmer der kleinen Fürstin. Auf den Gesichtern der Leute lag ein stiller, feierlicher Ausdruck.

Fürstin Maria saß allein in ihrem Zimmer, lauschte den Tönen im Hause, öffnete von Zeit zu Zeit die Thür, wenn sie Schritte hörte, und sah nach dem, was im Korridor vorging. Einige Frauen eilten mit hastigen Schritten hin und wieder, sahen sich nach der Fürstin um und wandten sich ab. Sie wagte nicht zu fragen, ging in ihr

Zimmer zurück und machte die Thür zu. Bald setzte sie sich in den Lehnstuhl und griff zum Gebetbuch, bald kniete sie vor den Heiligenbildern nieder. Unglücklicherweise und zu ihrem Erstaunen fühlte sie, daß das Gebet sie nicht beruhigte. Plötzlich ging langsam die Thür auf, und ihre alte Wärterin Praskowja Ssawischna erschien im Kopftuche an der Schwelle. In Folge eines Verbotes des Fürsten betrat sie das Zimmer der Fürstin nur sehr selten.

Ich bin gekommen, ein Weilchen bei Dir zu bleiben, Maschenka, und möchte auch die Hochzeitskerzen des Fürsten vor dem Heiligenbilde anzünden, mein Engel, sagte sie mit einem Seufzer.

Ach, es ist gut, daß Du da bist, Wärterin.

Gott ist gnädig, mein Täubchen!

Die Wärterin steckte die mit Goldfäden umwundenen Kerzen vor dem Heiligenschreine auf und setzte sich mit dem Strickstrumpf an die Thür. Fürstin Maria ergriff ein Buch und fing an zu lesen. Nur wenn sich Schritte oder Stimmen hören ließen, sah die Fürstin erschrocken und fragend die Wärterin an, die ihr jedesmal einen beruhigenden Blick zuwarf. Im ganzen Hause war das Gefühl verbreitet, welches die Fürstin Maria in ihrem Zimmer empfand. Nach einem Aberglauben soll die Gebärende um so weniger leiden, je weniger Menschen sich um sie kümmern; deshalb suchten Alle sich den Anschein zu geben, als wüßten sie nichts von ihr. Niemand sprach über sie, aber trotz der Gemessenheit und Ehrerbietung, die wie immer im Hause herrschten, sah man allen Dienstleuten die Sorge an. Alle Herzen waren ergriffen, alle erfüllte der Gedanke an etwas Großes, Geheimnißvolles, das in diesem Augenblick geschah.

In der großen Mägdestube war kein Lachen zu hören;

im Bedientenzimmer saßen die Leute still und schwiegen, als ob sie auf etwas warteten. Die Hausangehörigen brannten Lichte und Kienspähne an und schliefen nicht. Der alte Fürst ging, auf die Fersen tretend, in seinem Arbeitszimmer hin und her und schickte Tichon zu Maria Bogdanowna, um Erkundigungen einzuziehen. Sage nur: Der Fürst läßt fragen, wie's steht? Dann komme zurück und sage mir, was sie gesagt hat.

Melde dem Fürsten, daß die Entbindung begonnen hat, sagte Maria Bogdanowna, und sah den Boten bedeutungsvoll an. Tichon ging zurück und meldete es dem Fürsten.

Gut, sagte der Fürst, und schloß die Thür hinter sich. Tichon hörte keinen Laut mehr.

Nach einiger Zeit begab sich Tichon, unter dem Vorwande, die Lichte zurechtzustellen, in das Zimmer des Herrn. Er fand den alten Fürsten auf dem Sopha liegend, betrachtete eine Weile sein aufgeregtes Gesicht, schüttelte den Kopf, trat schweigend an ihn heran, küßte ihn auf die Schulter und ging, ohne die Lichte angerührt zu haben und ohne zu sagen, warum er gekommen war, wieder aus dem Zimmer.

Das feierlichste Mysterium der Welt nahm seinen Verlauf. Der Abend verging, die Nacht brach herein und das Gefühl der Erwartung, der tiefen Rührung vor dem Unbegreiflichen schwächte sich nicht ab, sondern wurde immer größer.

* * *

Es war eine der Märznächte, in denen der Winter seine Macht behaupten zu wollen scheint und mit ver-

zweiflungsvoller Wuth seine letzten Stürme und Schneeschauer walten läßt. Dem deutschen Arzte, den man aus Moskau erwartete, wurde das Gespann an die Landstraße entgegen geschickt, und berittene Leute mit Laternen waren aufgestellt, um ihn über die Löcher im Wege und die Thaustellen im Eise zu geleiten.

Fürstin Maria hatte längst ihr Buch aus der Hand gelegt. Sie saß schweigend da und heftete die strahlenden Augen auf das zusammengeschrumpfte, ihr so vertraute Gesicht der Wärterin und betrachtete die aus ihrem Kopftuche hervorhängenden Strähne grauen Haares.

Die Wärterin Ssawischna, die ihren Strickstrumpf in den Händen hielt, erzählte mit leiser Stimme, ohne ihre eigenen Worte genau zu hören, was sie schon hundertmal erzählt hatte, wie die verstorbene Fürstin bei der Geburt der Fürstin Maria statt der Wehmutter nur eine moldauische Bäuerin zur Hilfe gehabt hätte.

Gott wird helfen ... die Dokters sind niemals nöthig! sagte sie. Plötzlich riß ein Windstoß eins der Fenster auf. (Der Fürst verlangte, daß zur Ankunft der Schwalben in jedem Zimmer eins der Doppelfenster ausgenommen wurde.) Der schlecht vorgelegte Riegel ging auf; der schwere seidene Vorhang wehte im Winde, kalter Schnee wirbelte in's Zimmer und verlöschte das Licht. Fürstin Maria schrak zusammen; die Wärterin legte das Strickzeug weg, trat an's Fenster, bog sich hinaus und suchte den auf- und zuschlagenden Fensterflügel zu fassen, während der kalte Wind mit den Enden ihres Kopftuches und ihren aufgelösten grauen Haaren spielte.

Fürstin, Mütterchen, da kommt Jemand den Preschpekt heraufgefahren, sagte sie, indem sie das Fenster festhielt,

ohne es zu schließen. Es ist ein Wagen mit Laternen; wahrscheinlich der Dokter.

Gott sei Dank! rief die Fürstin Maria. Ich muß ihm entgegen gehen; er spricht kein Russisch.

Die Fürstin nahm ihr Shawltuch um und eilte dem Ankommenden entgegen. Als sie über den Vorsaal ging, sah sie durch das Fenster, daß ein von Laternenträgern begleiteter Wagen an der Freitreppe hielt. Sie trat hinaus; auf dem Geländer stand ein Talglicht, das im Winde zerfloß; der Bediente Philipp stand mit einem zweiten Lichte in der Hand tiefer unten auf dem ersten Treppenabsatze, noch tiefer unten hörte man rasche Schritte in weichen Stiefeln und eine Stimme, die der Fürstin bekannt schien, sagte:

Gott sei Dank! Und mein Vater?

Sie haben sich zu Bett gelegt, antwortete Demjan, der Haushofmeister, der am Fuße der Treppe stand. Darauf sagte die bekannte Stimme noch etwas, Demjan gab wieder eine Antwort, und dann kamen die Schritte in den weichen Stiefeln im Dunkel der Treppe näher und näher.

Das ist Andrej! dachte die Fürstin. Nein, es ist unmöglich . . . es wäre zu wunderbar, und während sie das dachte, erschien auf dem Treppenabsatz, wo der Diener mit dem Lichte stand, die Gestalt des Fürsten Andrej im Pelz mit schneebedecktem Kragen. Ja, er war es, aber blaß, mager, mit verändertem, eigenthümlich weichem, unruhigem Ausdruck. Er eilte die Treppe herauf und umarmte seine Schwester.

Habt Ihr denn meinen Brief nicht erhalten? fragte er, und ohne die Antwort abzuwarten, die er auch nicht bekommen hätte, denn die Fürstin konnte nicht sprechen,

kehrte er um, kam mit dem Arzte, mit dem er auf der letzten Station zusammengetroffen war, raschen Schrittes zurück und umarmte die Schwester von Neuem.

Welche Fügung, liebe Mascha! sagte er, warf Pelz und Stiefel ab und begab sich in die Gemächer seiner Frau.

IX.

Die kleine Fürstin lag im weißen Häubchen still in den Kissen; die Schmerzen hatten eben aufgehört; ihr schwarzes Haar ringelte sich um die heißen, mit Schweiß bedeckten Wangen. Der rothe, reizende, kleine Mund mit dem Bärtchen auf der Oberlippe war geöffnet, und sie lächelte freudig. Fürst Andrej trat in's Zimmer und blieb zu Füßen des Sophas stehen, auf dem sie lag. Ihre glänzenden Augen mit dem kindlich-erschrockenen, aufgeregten Blick ruhten auf ihm, aber ihr Ausdruck blieb unverändert. „Ich liebe Euch alle, ich habe Keinem von Euch etwas zu Leide gethan . . . warum muß ich denn so leiden . . . helft mir doch!“ sagte ihre Miene. Sie sah ihren Mann, aber die Bedeutung seines Erscheinens in diesem Augenblicke begriff sie nicht. Fürst Andrej ging um den Divan herum und küßte sie auf die Stirn.

Mein Herzchen! sagte er — noch nie hatte er sie so genannt — Gott ist gnädig!

Sie sah ihn mit kindlich-vorwurfsvollem Ausdruck fragend an.

Ich habe Hilfe von Dir erwartet und Du bringst sie nicht . . . hilfst mir nicht, es bleibt Alles beim Alten! sagten ihre Augen. Sie wunderte sich nicht, daß er da

war, sie verstand es nicht. Seine Ankunft hatte keinen Zusammenhang mit ihren Leiden und deren Linderung. Die Schmerzen fingen wieder an, und Maria Bogdanowna rieth dem Fürsten, das Zimmer zu verlassen.

Der Arzt trat herein; Fürst Andrej ging fort, begegnete seiner Schwester und trat zu ihr. Sie begannen ein flüsterndes Gespräch, aber es stockte jeden Augenblick; sie warteten und lauschten.

Geh, mein Lieber, sagte die Fürstin zu ihrem Bruder. Er ging wieder zu seiner Frau und setzte sich wartend in's Nebenzimmer.

Eine Dienerin trat mit erschrockenem Gesicht aus dem Schlafgemach und wurde verlegen, als sie den Fürsten erblickte. Er bedeckte das Gesicht mit den Händen und blieb eine Weile so sitzen. Durch die Thür hörte man ein klägliches, jammervolles Stöhnen. Fürst Andrej trat an die Thür und wollte sie öffnen, aber sie wurde zugehalten. Nein, nein, Niemand darf hereinkommen, sagte eine ängstliche Stimme. Der Fürst ging im Zimmer auf und ab; das Jammern verstummte und wieder vergingen einige Minuten. Plötzlich ertönte im Zimmer ein lauter Schrei . . . Es war nicht ihre Stimme, sie hätte nicht so schreien können. Fürst Andrej stürzte an die Thür; der Schrei verstummte, und man hörte das Weinen eines kleinen Kindes.

Warum ist ein Kind da? dachte Fürst Andrej im ersten Augenblick. Ein Kind . . . was für ein Kind? warum ist es da? oder ist es das Neugeborene? Und plötzlich verstand er die ganze freudige Bedeutung dieses Weinens; Thränen erstickten ihn, er stützte sich mit beiden Händen auf das Fensterbrett und schluchzte und weinte, wie ein Kind.

Die Thür ging auf; der Arzt trat aus dem Zimmer, ohne Rock, mit zurückgeschlagenen Hemdärmeln, blaß und mit zitterndem Unterkiefer. Fürst Andrej wandte sich zu ihm, aber der Arzt sah ihm mit zerstreutem Blick in's Gesicht und ging, ohne ein Wort zu sagen, an ihm vorüber. Eine Frau kam gelaufen und blieb zögernd stehen, als sie den Fürsten erblickte. Er ging in das Zimmer seiner Frau; da lag sie todt in derselben Stellung, in welcher er sie fünf Minuten vorher gesehen hatte, und trotz der starren Augen und der Blässe der Wangen hatte ihr reizendes kindliches Gesicht mit dem Bärtchen auf der Oberlippe denselben Ausdruck behalten.

Ich liebe Euch Alle und habe Niemand etwas zu Leide gethan . . . und was habt Ihr mit mir gemacht? sagte ihr schönes, mitleiderregendes, todtes Antlitz. Im Hintergrunde des Zimmers athmete und weinte etwas Kleines, Rothes, in Maria Bogdanownas weißen, zitternden Händen.

* * *

Zwei Stunden später betrat Fürst Andrej mit leisen Schritten das Kabinet des Vaters. Der alte Fürst war von Allem unterrichtet; er stand dicht an der Thür und sobald sie geöffnet wurde, umschlang er schweigend mit seinen schwachen, zitternden Armen den Hals des Sohnes und schluchzte wie ein Kind.

* * *

Drei Tage später wurde an der Leiche der kleinen Fürstin der letzte Trauergottesdienst gehalten. Fürst Andrej erstieg die Stufen des Katafalks, um Abschied von ihr zu

nehmen. Auch im Sarge hatte das Gesicht trotz der geschlossenen Augen denselben Ausdruck. „Ach, was habt Ihr mit mir gemacht!“ schien es zu sagen, und Fürst Andrej fühlte, daß in seiner Seele etwas zerrissen war, daß er eine Schuld zu tragen hatte, die doch eigentlich keine war, die er aber weder gut zu machen, noch zu vergessen vermochte. Weinen konnte er nicht. Auch der alte Fürst erstieg die Stufen, küßte die wächserne kleine Hand der Todten, welche sich über der andern kreuzte, und auch ihm sagte ihr Gesicht: Ach! warum habt Ihr mir das gethan? Er konnte den Anblick nicht ertragen und wandte sich unwillig ab.

* *
*

Fünf Tage darauf wurde der kleine Fürst Nikolaj Andreitsch getauft. Die Amme hielt mit dem Kinn die Windeln fest, während der Priester die rothen runzlichen Handteller und Fußsohlen des Knaben mit der Feder bestrich. Der Pathe — der Großvater — fürchtete, das Kind fallen zu lassen, trug es ungeschickt und immer wieder zusammenschreckend, um das blecherne, verbogene Taufbecken herum und übergab es der Pathin, der Fürstin Maria.

Fürst Andrej saß im Nebenzimmer, das Ende des Sakraments erwartend, und zitterte vor Angst, daß man das Kind ertränken könnte. Er sah den Kleinen voller Freude an, als ihn die Wärterin brachte, und nickte beifällig, als sie ihm erzählte, daß das in das Taufbecken geworfene Wachs mit dem Haar des Kindes nicht untergesunken war, sondern auf dem Wasser geschwommen hatte.

X.

Die Betheiligung Rostows an dem Duell zwischen Dolochow und Besuchoj war durch die Bemühungen des alten Grafen vertuscht worden, und anstatt degradirt zu werden, wie er gefürchtet hatte, wurde er im Gegentheil zum Adjutanten des Moskauer Gouverneurs ernannt. Er konnte deshalb nicht mit den Seinigen auf's Land gehen; sondern mußte den ganzen Sommer in Moskau bleiben. Dolochow war wieder hergestellt, und Rostow hatte sich während der Genesung sehr mit ihm befreundet. Dolochow hatte diese Zeit im Hause seiner Mutter verlebt, die ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit liebte. Die alte Maria Iwanowna, die Nikolaj wegen seiner Freundschaft für Fedja lieb gewonnen hatte, sprach oft mit ihm über ihren Sohn.

Ja, Graf, er ist zu edel, sagte sie, zu seelenrein für die jetzige verdorbene Welt! Die Tugend ist nicht beliebt, sie sticht Jeden in die Augen. Sagen Sie, Graf, ist Besuchojs Benehmen recht? Ist es ehrenhaft? Fedja hat ihn in seiner großherzigen Weise geliebt und spricht auch jetzt noch nichts Böses von ihm. Wie er zu den dummen Streichen in Petersburg, zu der Geschichte mit dem Polizeisoldaten gekommen ist, weiß ich nicht ... aber sie waren doch Beide dabei? Besuchoj ist freilich unbehelligt geblieben, während Fedja Alles auf seine Schultern genommen hat. Was hat er nicht Alles ertragen müssen! Nun ja, man hat ihm seinen frühern Grad wieder zurückgegeben, aber das war nicht anders möglich! Ich glaube nicht, daß das Vaterland viele ebenso tapfere Söhne im Felde gehabt hat ... Und nun wieder dies Duell! Haben solche Leute denn kein Gefühl, keine Ehre? Er weiß doch, daß es mein einziger

Sohn ist, und hat ihn trotzdem ohne Weiteres herausgefordert und hat auf ihn geschossen. Gott aber ist uns gnädig gewesen! . . . Und was war denn eigentlich der Grund zu Alledem? Wer hat denn heutzutage keine Liebeshändel? Warum ist Besuchoj so eifersüchtig! Ich würde es noch verstanden haben, wenn er früher aufgetreten wäre . . . Aber ein ganzes Jahr hat die Geschichte gedauert, und nun fordert er ihn, in der Ueberzeugung, daß Fedja sich nicht schlagen wird, weil er Besuchojs Schuldner ist. Welche Nichtswürdigkeit! Welche Erbärmlichkeit! Ich weiß, Sie haben Fedja verstanden, lieber Graf. Ich habe Sie deshalb auch von Herzen lieb! Aber glauben Sie mir, man versteht ihn selten . . . Er hat ein so hohes, himmlisches Gemüth.

Dolochow selbst sprach sich während seiner Genesung gegen Rostow in einer Art und Weise aus, wie man es nicht von ihm erwartet hätte.

Ich weiß, daß man mich für einen schlechten Menschen hält, sagte er, und es mag dabei bleiben. Ich will nichts von den Leuten wissen, ich halte mich an die Menschen, die ich liebe. Wenn ich aber Jemand liebe, so bin ich auch bereit, mein Herzblut für ihn hinzugeben und alle Uebrigen um seinetwillen zu vernichten. Ich habe eine unvergleichliche Mutter, die ich anbete und zwei, drei Freunde, zu denen Du gehörst — alle Anderen beachte ich nur in so weit, als sie mir nützen oder schaden können . . . und fast Alle sind schädlich, besonders die Weiber. Ja, mein Freund, fügte er hinzu, ich habe zuweilen liebende, edle, hochherzige Männer gefunden, aber was die Frauen betrifft, so sind mir meistens nur käufliche Wesen begegnet — Gräfinnen oder Köchinnen, das bleibt sich gleich. Die Reinheit und

Hingebung, die ich in den Frauen suche, habe ich nirgend gefunden. Wäre mir je ein solches Wesen begegnet, so hätte ich ihm mein Leben geweiht; aber diese . . . er machte eine verächtliche Miene. Und — Du magst mir glauben oder nicht — wenn mir überhaupt etwas am Leben liegt, so ist es nur, weil ich noch immer hoffe, ein solches himmlisch-reines Wesen zu finden, das mich neu beleben, läutern und erheben wird. Aber Du verstehst mich wohl nicht?

O, ich verstehe Dich sehr wohl! antwortete Rostow, der ganz unter dem Einflusse seines neuen Freundes stand.

* * *

Im Herbste kehrte die Familie Rostow nach Moskau zurück. Zu Anfang des Winters kam auch Denissow wieder zu ihnen zum Besuch. Diese erste Winterszeit des Jahres 1806, die Nikolaj Rostow in Moskau verlebte, war eine sehr heitere, sehr glückliche für ihn selbst sowohl, wie für seine Angehörigen. Nikolaj hatte viele junge Leute im Hause seiner Eltern eingeführt. Wjera war ein schönes, zwanzigjähriges Mädchen, die sechzehnjährige Ssonja stand in der vollen Pracht einer eben aufgeblühten Blume, und Nataschа war halb junge Dame, halb Kind, bald kindisch-lustig, bald jungfräulich bezaubernd.

So hatte sich denn im Rostowschen Hause eine eigenthümliche Liebesatmosphäre gebildet, wie es fast immer geschieht, wo mehrere junge, reizende Mädchen beisammen sind. Jeder junge Mann, der das Haus der Rostows besuchte, wurde von den frischen, leicht erregten, immer über irgend Etwas, wahrscheinlich über ihr eigenes Glück lächelnden jungfräulichen Gesichtern, von dem lebhaften Treiben, von dem zusammenhanglosen, freundlichen, auf

Alles eingehenden, verheißungsvollen Geplauder der jungen Mädchen, von dem unablässigen Singen und Musiciren bezaubert und gab sich unwillkürlich derselben Empfindung hin, welche die Jugend des Rostowschen Hauses erfüllte, das heißt der freudigen Erwartung von Liebe und Glück.

Unter den jungen Leuten, welche Nikolaj in das Haus seiner Eltern eingeführt hatte, stand Dolochow in erster Reihe. Er gefiel Allen, außer Nataſcha, die sich seinetwegen beinahe mit dem Bruder gezankt hatte. Sie behauptete, Dolochow wäre ein schlechter Mensch; Pierre hätte in dem Duell Recht gehabt; alle Schuld wäre auf Seiten Dolochows und er wäre unwahr und unangenehm.

Ich will nichts von ihm wissen! rief sie in ihrer eigenwilligen Weise; er ist boshaft und gefühllos. Sieh', Deinen Denissow habe ich gern, obwohl er ein lockerer Vogel ist, und alles Mögliche thut ... ich kann das recht gut verstehen ... auszudrücken weiß ich's nicht recht! Aber bei Dolochow ist Alles berechnet, und das mag ich nicht leiden, während Denissow ...

Nun ja, Denissow ist eben ganz anders, antwortete Nikolaj in einem Tone, der zu verstehen geben sollte, daß Denissow im Vergleich zu Dolochow sehr unbedeutend wäre. Man muß freilich Dolochows Gemüth zu erkennen wissen, muß ihn mit seiner Mutter sehen ... Was das für ein Herz ist!

Ich kann's nicht erklären, aber in seiner Gegenwart fühle ich mich beengt, sagte Nataſcha. Und weißt Du wohl, daß er sich in Sſonja verliebt hat?

Welche Albernheiten!

Ich bin davon überzeugt ... Du wirst es sehen!

Nataschas Wahrsagung bestätigte sich. Dolochow, der Frauengesellschaft bisher gemieden hatte, fing an, das Rostowsche Haus häufig zu besuchen, und die Frage, wem die Besuche galten, war bald gelöst, obwohl Niemand darüber sprach. Er kam um Ssonjas willen. Sie selbst würde das zwar nicht zugegeben haben, und doch wußte sie's sehr gut und wurde jedesmal dunkelroth, wenn er erschien.

Dolochow aß häufig bei Rostows, kam jedesmal in's Theater, wenn sie dort waren und besuchte Jogels Tanzstunden-Bälle, wo Rostows gewöhnlich erschienen. Er erwies Ssonja die größten Aufmerksamkeiten und pflegte sie mit Blicken anzusehen, die nicht allein ihr, sondern auch der alten Gräfin und Natascha das Blut in die Wangen trieben.

Es war unverkennbar, daß dieser kraftvolle, eigenthümliche Mann dem unwiderstehlichen Zauber des graziösen, schwarzhaarigen Mädchens verfallen war, das einen Andern liebte.

Rostow bemerkte, daß zwischen Dolochow und Ssonja etwas Besonderes vorging, aber was es war, wußte er sich nicht zu erklären.

„Die Beiden — er meinte Ssonja und Natascha — sind immer in irgend Jemand verliebt," sagte er zu sich selbst, aber er fühlte sich in Ssonjas und Dolochows Gegenwart nicht mehr so frei wie sonst und blieb seltener zu Hause.

Im Herbst 1806 sprach wieder alle Welt vom Kriege mit Napoleon, und zwar mit noch größerem Eifer, als im vergangenen Jahre. Außer den zehn Rekruten, die bisher auf tausend Köpfe ausgehoben wurden, mußten sich jetzt von dieser Seelenzahl auch noch neun Milizen stellen. Ueberall wurde Bonaparte verwünscht, und in Moskau war

nur von dem bevorstehenden Kriege die Rede. In der Familie Rostow interessirte man sich besonders darum für die Kriegsvorbereitungen, weil Nikoluschka um keinen Preis in Moskau bleiben, sondern sobald Denissows Urlaub abgelaufen war, das heißt gleich nach den Feiertagen, mit ihm zum Regimente abgehen wollte. Seine bevorstehende Abreise hinderte ihn übrigens nicht, sich zu amüsiren, sie trieb ihn vielmehr noch dazu an und er verlebte die meiste Zeit außer dem Hause, bei Diners, in Abendgesellschaften und auf Bällen.

XI.

Am dritten Weihnachtstage aß Nikolaj zu Hause, was in der letzten Zeit nur selten geschehen war. Da er gleich nach Dreikönig mit Denissow zum Regimente abgehen sollte, war dies ein Abschiedsdiner, zu welchem zwanzig Personen — unter ihnen auch Dolochow und Denissow — eingeladen waren.

Nie war im Rostowschen Hause die Liebesatmosphäre so fühlbar gewesen, als während dieser Feiertage. „Ergreife den Augenblick des Glücks, lasse Dich lieben, liebe wieder — nur das hat Bedeutung im Leben, nur damit sind wir hier beschäftigt, alles Andere ist Unsinn,“ schien diese Atmosphäre zu sagen.

Nachdem Nikolaj wie gewöhnlich zwei Paar Pferde müde gefahren und doch nicht Zeit gehabt hatte, überall Visite zu machen, wo er erwartet wurde und eingeladen gewesen war, kehrte er kurz vor dem Diner nach Hause zurück. Kaum war er eingetreten, als er eine Spannung der Liebesatmosphäre fühlte und überdies eine seltsame Ver=

wirrung einiger der Anwesenden bemerkte. Besonders aufgeregt erschien ihm Ssonja, Dolochow, die alte Gräfin und gewissermaßen auch Nataſcha. Nikolaj ahnte sogleich, daß zwischen Ssonja und Dolochow an diesem Vormittag etwas vorgefallen sein mußte, und mit der ihm eigenen Zartheit des Herzens war er während des Mittagsessens sehr aufmerksam und sehr behutsam in seinem Benehmen gegen Beide.

An diesem Abend sollte bei dem Tanzlehrer Jogel einer der Bälle stattfinden, die er während der Feiertage seinen Schülern und Schülerinnen zu geben pflegte.

Nikolenka, wirst Du zu Jogel kommen? bitte, thue es . . . Er hat Dich ausdrücklich eingeladen, sagte Nataſcha, Wassilij Dmitritsch (so hieß Denissow) kommt auch.

Wohin würde ich auf Befehl der Comtesse nicht gehen! fiel Denissow ein, der sich selbst zu Nataſchas Ritter ernannt hatte. Auf Ihr Verlangen wäre ich sogar bereit, den pas de châle zu tanzen.

Wenn ich Zeit habe, will ich kommen, ich habe mich aber bei Archarows versagt, die heute eine Soirée geben, antwortete Nikolaj. Und Du? wandte er sich an Dolochow; kaum aber hatte er die Frage ausgesprochen, da bemerkte er, daß er besser gethan hätte, sie nicht zu stellen.

Ja, vielleicht! . . . antwortete Dolochow in kaltem, zornigem Tone. Er sah Ssonja an, zog die Brauen zusammen und warf Nikolaj einen der Blicke zu, mit denen er Pierre bei dem Diner im Klub angesehen hatte.

Es muß etwas vorgefallen sein! sagte Nikolaj zu sich selbst und fand seine Vermuthung dadurch bestätigt, daß

Dolochow sich gleich nach Tisch entfernte. Nikolaj rief Natascha und fragte, was geschehen wäre.

Ich habe Dich schon gesucht! sagte Natascha, indem sie ihm entgegeneilte. Du hast mir damals nicht glauben wollen, fuhr sie triumphirend fort, und nun ist's doch so ... er hat Ssonja einen Antrag gemacht.

Nikolaj hatte sich in dieser Zeit sehr wenig um Ssonja gekümmert, aber als er das hörte, war ihm, als ob etwas in seiner Seele zerrissen wäre. Dolochow war eine angemessene, in mancher Hinsicht sogar glänzende Partie für die mittellose, verwaiste Ssonja. Den Ansichten der alten Gräfin und dem gewöhnlichen Urtheil der Welt zufolge, konnte ein solcher Antrag nicht zurückgewiesen werden, und die erste Regung, die Nikolaj empfand, war die des Zornes gegen Ssonja. Eben war er im Begriff zu sagen: Sehr gut ... natürlich hat sie das kindische Versprechen vergessen und den Antrag annehmen müssen, aber ehe er es aussprechen konnte, rief Natascha:

Du kannst Dir denken, daß sie ihn ausgeschlagen hat, ganz entschieden ausgeschlagen ... Sie hat ihm erklärt, daß sie einen Andern liebt, fügte Natascha nach kurzem Schweigen hinzu.

„Meine Ssonja konnte nicht anders handeln," dachte Nikolaj.

Wie Mama sie auch gebeten hat, sie ist bei ihrem Entschluß geblieben, und ich weiß, daß sie ihre Ansicht nicht ändern wird.

Also Mama hat ihr zugeredet? ... sagte Nikolaj vorwurfsvoll.

Ja, antwortete Natascha, und sei mir nicht böse, Nikolenka, aber ich weiß, daß Du sie nicht heirathen wirst.

Ich bin davon überzeugt, Gott weiß warum! aber ich bin fest davon überzeugt.

Wie kannst Du davon überzeugt sein? fragte Nikolaj. Aber ich muß mit ihr sprechen. Was ist Ssonja doch für ein herrliches Wesen! fügte er lächelnd hinzu.

Ja, sie ist ein herrliches Wesen! Ich werde sie Dir schicken. Natascha küßte den Bruder und lief fort.

Gleich darauf erschien Ssonja, sie war verlegen, verwirrt und hatte eine schuldbewußte Miene. Nikolaj trat auf sie zu und küßte ihr die Hand; es war das erste Mal während dieser Zeit, daß sie unter vier Augen und von ihrer Liebe sprachen.

Sophie, fing er schüchtern an, wurde aber immer dreister und dreister; warum wollen Sie nicht nur eine glänzende, vortheilhafte Partie, sondern auch einen edlen, herrlichen Menschen verschmähen? Er ist mein Freund . . .

Ssonja unterbrach ihn.

Ich habe ihn schon abgewiesen, sagte sie rasch.

Haben Sie das meinetwegen gethan, so fürchte ich, daß . . .

Ssonja unterbrach ihn von Neuem.

Sprechen Sie nicht so, Nikolaj! bat sie, indem sie ihm einen flehenden Blick zuwarf.

Es ist meine Pflicht, so zu sprechen. Mag es auch wie Ueberhebung aussehen . . . es ist doch besser, wenn ich es sage . . . Weisen Sie ihn meinetwegen zurück, so muß ich Ihnen die Wahrheit gestehen . . . ich liebe Sie . . . liebe Sie, glaube ich, mehr als jede Andere . . .

Das genügt mir! gab Ssonja erröthend zur Antwort.

Nein, ich kann mich noch tausendmal verlieben und habe es schon tausendmal gethan, obwohl ich für Keine

das Gefühl der Freundschaft, des Vertrauens und der Liebe haben werde, wie für Sie. Außerdem bin ich jung; Mama wünscht es nicht . . . ich kann mich nicht binden und bitte Sie, über Dolochows Antrag nachzudenken, fügte er hinzu, indem er den Namen seines Freudes mit einer gewissen Anstrengung aussprach.

Sagen Sie mir das nicht . . . ich verlange nichts, ich liebe Sie wie einen Bruder, werde Sie immer so lieben . . . und brauche weiter nichts.

Sie sind ein Engel . . . ich bin Ihrer nicht werth und fürchte, Sie täuschen sich über mich. Und Nikolaj küßte ihr wieder die Hand.

XII.

Jogels Bälle waren die lustigsten in ganz Moskau: das war die Ansicht der Mütter, während sie ihre halberwachsenen Sprößlinge beobachteten, die ihre eben eingelernten Pas vorführten; das war die Ansicht der Sprößlinge selbst, die bis zum Umsinken tanzten, und ebenso die der erwachsenen Damen und jungen Herren, welche diese Bälle voll Herablassung besuchten und hier ihr bestes Vergnügen fanden. Bei Jogel wurden in diesem Jahre zwei Heirathen geschlossen; die beiden hübschen Fürstinnen Gortschakow hatten sich hier verlobt, was den Ruf dieser Bälle bedeutend steigerte. Das Eigenthümliche an diesen Bällen war, daß sie ohne Hausherrn und ohne Hausfrau stattfanden. Leiter der Festlichkeit war der freundliche, wie eine Feder herumfliegende und nach allen Regeln der Tanzkunst grüßende Jogel, der von allen seinen Gästen in Form von Tanzstundenbillets Entrée erhielt. Und dann wurden diese

Bälle nur von solchen besucht, die wirklich zu tanzen und sich zu amüsiren wünschten, wie es dreizehn- und vierzehnjährige Mädchen wollen, die zum erstenmale lange Kleider tragen. Alle, mit seltenen Ausnahmen, waren oder schienen hübsch, so glückselig war ihr Lächeln, so lebhaft das Feuer ihrer Augen. Zuweilen wurde von den besten Schülerinnen ein pas de châle ausgeführt; unter diesen war Nataścha die Erste und Anmuthigste. Auf dem heutigen Balle aber wurden nur Ecossaisen, Anglaisen und die eben aufgekommene Masurka getanzt. Jogel hatte einen Saal im Besuchojschen Hause gemiethet und der Ball war, wie Alle erklärten, wunderschön. Es waren viele hübsche Mädchen gekommen, und die Comtessen Rostow gehörten zu den hübschesten. Beide waren außerordentlich glücklich. Ssonja, die sowohl auf den Korb, den sie Dolochow gegeben, wie auf ihre Unterredung mit Nikolaj stolz war, hatte sich diesen Abend schon zu Hause immerfort hin- und hergedreht, ließ sich vom Kammermädchen ihre Flechten aufstecken und strahlte vor Heiterkeit.

Nataścha, welche nicht minder stolz war, weil sie zum erstenmale in einem langen Kleide auf einem wirklichen Balle erscheinen sollte, war noch glücklicher. Beide trugen weiße Mullkleider mit rosa Schleifen.

Nataścha verliebte sich vom ersten Augenblick an, als sie den Ballsaal betrat, nicht in Jemand insbesondere, vielmehr in Alle insgesammt oder auch in jeden Einzelnen, den sie in einem gewissen Momente gerade ansah.

Ach, wie schön! sagte sie immer wieder, auf Ssonja zueilend.

Nikolaj und Denissow schritten durch die Säle und sahen die Tänzer freundlich, herablassend an.

Wie bezaubernd sie ist! sie wird eine Schönheit, sagte Denissow.

Wer?

Comtesse Natascha, antwortete Denissow. Und wie sie tanzt . . . mit welcher Anmuth! fügte er nach kurzer Pause hinzu.

Von wem sprichst Du denn?

Von Deiner Schwester! schrie ihn Denissow unwillig an.

Rostow lächelte.

Mein lieber Graf, Sie sind einer meiner besten Schüler, Sie müssen tanzen, sagte der kleine Jogel, auf Nikolaj zueilend. Sehen Sie, wie viel hübsche Mädchen da sind! Dann wandte er sich mit demselben Anliegen an Denissow, der ebenfalls sein Schüler gewesen war.

Nein, mein Lieber, ich werde die Wand zieren, antwortete Denissow. Erinnern Sie sich nicht mehr, wie wenig Ehre ich Ihrem Unterricht gemacht habe?

O nein! gab Jogel tröstend zur Antwort; Sie waren nur unachtsam; aber gute Anlagen hatten Sie, ja, die hatten Sie!

Eben wurde die kürzlich in Aufnahme gekommene Masurka gespielt. Nikolaj konnte Jogels Bitte nicht abschlagen und forderte Ssonja auf. Denissow setzte sich zu den alten Damen, stützte sich auf seinen Säbel, schlug mit den Füßen den Takt, erzählte eine lustige Geschichte, brachte seine Nachbarinnen zum Lachen und beobachtete die tanzende Jugend. Jogel tanzte vor mit Natascha, auf die er als die beste seiner Schülerinnen sehr stolz war. Weich und zart auf seine mit Schuhen bekleideten Füßchen tretend, flog Jogel mit der verlegenen Natascha, die alle Pas

sorgsam ausführte, voran durch den Saal. Denissow wandte die Augen nicht von ihr ab und schlug mit seinem Säbel den Takt, indeß seine Miene deutlich sagte: er tanze nicht, weil er keine Lust dazu hätte, nicht etwa, weil er nicht könne. Während des Tanzes rief er den vorbeikommenden Rostow an.

Das ist ja ganz falsch . . . soll denn das wirklich die polnische Masurka sein? fragte er. Sie tanzt reizend!

Nikolaj wußte, daß sich sein Freund sogar in Polen durch sein meisterhaftes Tanzen der Masurka ausgezeichnet hatte, eilte zu Nataſcha und sagte:

Geh', fordere Denissow auf, er tanzt herrlich!

Als Nataſcha wieder an die Reihe kam, stand sie auf, lief schnell in ihren mit Schleifen verzierten Schuhen durch den Saal und kam in einiger Verlegenheit in die Ecke, wo Denissow saß. Sie bemerkte, daß sie von aller Welt beobachtet wurde, und daß Alle aufpaßten. Nikolaj sah, daß Denissow und Nataſcha lächelten und sich stritten, daß Denissow sich weigerte und dabei fröhlich lachte. Er näherte sich den Beiden.

Bitte, Wassilij Dmitritsch, bitte, kommen Sie!

Geben Sie mich frei, Comtesse, thun Sie mir den Gefallen, antwortete Denissow.

Thue es doch, Wassjka! sagte Nikolaj.

Ja, wenn man mir zuredet, wie dem Kater Wassjka! gab Denissow scherzend zur Antwort.

Ich will Ihnen dafür einen ganzen Abend Etwas vorsingen, sagte Nataſcha.

Die Fee kann mich zu Allem bringen, erwiderte Denissow, schnallte den Säbel ab, trat aus den Stuhlreihen,

erfaßte kräftig die Hand seiner Tänzerin, hob den Kopf in die Höhe und wartete auf den Takt zum Anfangen. Zu Pferde und in der Masurka war Denissows Kleinheit nicht zu bemerken . . . hier war er auch äußerlich der kühne Mann, als welcher er sich empfand. Den Takt erwartend, sah er seine Dame triumphirend und neckisch an, schlug plötzlich mit einem Fuß auf und flog wie ein Ball durch den Saal, indem er seine Dame mit sich fortriß. So durchflog er unhörbar, immer auf einem Fuße, die Hälfte des Saales, schien die vor ihm stehenden Stühle nicht zu beachten, sondern schoß geradewegs darauf los. Plötzlich hielt er, mit den Sporen klirrend an, blieb auf den Absätzen stehen, stampfte mit abermaligem Sporengeklirr, drehte sich rasch um und flog wieder durch den Saal, wobei er mit dem linken Fuß an den rechten schlug. Natascha errieth alle seine Absichten und folgte ihm, ohne zu wissen wie. Er drehte sie bald mit dem rechten, bald mit dem linken Arme, kniete vor ihr nieder und ließ sie um sich herum kreisen. Dann sprang er auf und flog in größter Schnelligkeit mit ihr dahin, hielt wieder an und machte eine neue unerwartete Tanzfigur.

Als er seine Dame vor ihrem Platze noch einmal rasch umdrehte, mit den Sporen klirrte und sich vor ihr verbeugte, erwiderte Natascha seinen Gruß nicht einmal mit einem Knicks. Sie heftete staunend ihre Augen auf ihn und lächelte ihn an, wie einen Fremden.

Was war denn das? fragte sie.

Obwohl Jogel diese Mazurka nicht als die echte anerkannte, waren alle Anwesenden von Denissows Meisterschaft entzückt. Die Tänzerinnen fingen an ihn aufzufordern, die Alten unterhielten sich lächelnd von Polen

und von der guten alten Zeit. Denissow, der von der Masurka erhitzt, sich mit dem Taschentuch fächelte, setzte sich neben Nataschа und verließ sie während des ganzen Balles nicht mehr.

XIII.

Zwei Tage lang war Dolochow weder zu Rostows gekommen, noch hatte ihn Nikolaj in seiner eignen Wohnung getroffen; aber am dritten Tage erhielt er von ihm einen Brief folgenden Inhalts:

„Da ich nicht mehr die Absicht habe, Euer Haus zu besuchen — die Ursache wird Dir bekannt sein — und zur Armee zurückkehre, gebe ich heute Abend meinen Freunden einen Abschiedsschmaus. Komme in's Englische Hôtel."

Am bestimmten Abend, um zehn Uhr, fuhr Rostow aus dem Theater, wo er mit Denissow und den Seinigen gewesen war, in's Englische Hôtel. Man führte ihn in das beste Zimmer, das Dolochow für diese Nacht gemiethet hatte. Ungefähr zwanzig junge Leute umringten den Tisch, an welchem Dolochow zwischen zwei Kerzen saß. Auf dem Tische lagen Gold und Papiergeld, und Dolochow hielt die Bank. Nach seinem Antrage und Ssonjas Abweisung hatte ihn Nikolaj noch nicht wiedergesehen und er fragte sich mit einiger Verlegenheit, wie sie sich gegen einander benehmen würden.

Dolochows klarer, kalter Blick traf Nikolaj schon an der Thür, als ob er längst auf ihn gewartet hätte.

Wir haben uns lange nicht gesehen, sagte er; ich danke Dir, daß Du gekommen bist. Wir wollen nur diese Partie zu Ende spielen, dann kommt Iljuschka mit dem Chore.

Ich habe ein paarmal in Deiner Wohnung nach Dir gefragt, sagte Rostow erröthend. Dolochow antwortete nicht.

Du kannst mitsetzen, sagte er.

Rostow erinnerte sich in diesem Augenblick eines seltsamen Gesprächs, das er eines Tages mit Dolochow gehabt. „Nur Narren spielen Hazard", hatte Dolochow damals gesagt.

Fürchtest Du Dich vielleicht mit mir zu spielen? fragte er jetzt, als ob er Rostows Gedanken errathen hätte, und lächelte. In diesem Lächeln erkannte Rostow die Gemüthsstimmung wieder, in welcher Dolochow bei dem Klubdiner gewesen war und in die er jedesmal verfiel, wenn er anfing, des alltäglichen Lebens müde zu werden und danach verlangte, sich durch irgend eine, meist grausame That von ihm loszureißen.

Rostow fühlte sich unbehaglich; er suchte in Gedanken nach einem Scherz, der Dolochows Frage beantworten konnte, fand aber nichts, und ehe er etwas zu erwidern vermochte, sagte Dolochow, indem er Rostow gerade in's Gesicht sah, langsam und gedehnt, aber so laut, daß es Alle hören konnten:

Erinnerst Du Dich, daß wir einmal vom Spielen sprachen und ich Dir sagte: wer sich dabei auf das Glück verläßt, ist ein Thor; man muß seiner Sache gewiß sein — das will ich erproben.

„Was will er erproben, das Glück oder die Sicherheit?" dachte Rostow.

Es ist besser, daß Du nicht spielst, fügte Dolochow hinzu, und mit den Karten auf den Tisch schlagend, rief er: Ein neues Spiel, meine Herren!

Dabei schob er das vor ihm liegende Geld zurück und bereitete sich zum Auflegen. Rostow setzte sich neben

ihn, schien sich aber nicht am Spiel betheiligen zu wollen. Dolochow sah ihn an.

Warum spielst Du denn nicht? fragte er und merkwürdiger Weise fühlte sich Nikolaj gezwungen, eine Karte zu besetzen und das Spiel anzufangen.

Ich habe kein Geld bei mir, sagte er.

Ich schieße Dir vor!

Rostow besetzte eine Karte mit fünf Rubeln und verlor, belegte wieder und verlor abermals. Dolochow schlug nacheinander zehn von Rostow besetzte Karten.

Meine Herren! sagte er nach einer Weile, ich bitte Sie, Ihren Einsatz auf die Karten zu legen, weil ich mich sonst leicht irren könnte.

Einer der Spieler erwiderte, daß man ihm hoffentlich Glauben schenke.

Natürlich, aber ich fürchte mich zu irren und bitte deshalb, den Einsatz auf die Karten zu legen, antwortete Dolochow; Du lasse Dich nicht stören . . . mit Dir werde ich später abrechnen, fügte er hinzu, indem er sich an Rostow wandte.

Das Spiel dauerte fort; der Diener reichte beständig Champagner herum.

Alle Karten Rostows verloren — bald war er über achthundert Rubel schuldig. Er schrieb 800 über eine Karte, aber nachdem man ihm ein Glas Champagner präsentirt, besann er sich und schrieb den frühern Satz von zwanzig Rubel.

Lasse die 800 stehen, sagte Dolochow, der Alles bemerkte, obwohl er Rostow nicht angesehen zu haben schien. Dann kannst Du schneller wiedergewinnen . . . freilich, An-

dern gebe ich, Dich lasse ich verlieren . . . fürchtest Du Dich etwa, mit mir zu spielen?

Rostow gehorchte, ließ die 800 stehen, und setzte auf eine Coeur-Sieben mit abgerissener Ecke, die er vom Fußboden aufgenommen hatte. Später erinnerte er sich dieser Karte ganz genau. Er legte sie vor sich hin und schrieb mit Kreide in runden, geraden Ziffern 800 darauf, trank das warmgewordene Glas Champagner, lächelte zur Antwort auf Dolochows Aeußerung und wartete mit pochendem Herzen, was aus seiner Sieben werden würde. Sein Blick war auf Dolochows Hände gerichtet, welche die Karten hielten, denn der Gewinn oder Verlust dieser Coeur-Sieben war von großer Bedeutung für ihn. Am Sonntag der vergangenen Woche hatte Graf Ilja Andreitsch seinem Sohne 2000 Rubel gegeben; er, der niemals über Geldbedrängnisse zu sprechen pflegte, hatte dabei gesagt, daß dies Geld das Letzte sei, das er ihm bis Mai geben könne und hatte den Sohn gebeten, diesmal sparsamer zu sein. Nikolaj hatte betheuert, es wäre mehr als er brauche und hatte sein Wort gegeben, bis zum Frühjahr kein Geld mehr verlangen zu wollen. Jetzt waren ihm von dieser Summe noch 1200 Rubel geblieben; die Coeur-Sieben bedeutet also für ihn nicht nur die Möglichkeit des Verlustes von 1600 Rubel, sondern auch die Gefahr, das gegebene Wort brechen zu müssen. Mit stockendem Herzen beobachtete er Dolochows Hände und dachte: gieb mir schnell diese eine Karte, und ich nehme sofort meine Mütze und fahre nach Hause, mit Denissow, Natascha und Ssonja zu Abend zu essen, und werde gewiß mein Leben lang keine Karte mehr anrühren. In diesem Augenblick erschien ihm sein Leben im Vaterhause, seine Scherze mit Petja, seine Gespräche

mit Sſonja, die Duette mit Nataſcha, die Piquetpartien mit dem Vater und ſogar ſein behagliches Bett mit ſolcher Deutlichkeit und bezaubernder Schönheit, als ob es etwas Vergangenes, Unſchätzbares, lange Verlorenes wäre. Er konnte ſich nicht vorſtellen, daß ein alberner Zufall, der die Coeur-Sieben zur Rechten ſtatt zur Linken fallen ließ, ihm für immer dies neu erkannte, neu gefühlte Glück entreißen und ihn in den Abgrund eines fremden, unbekannten Unglücks ſchleudern würde. Es konnte nicht ſein! . . . Und doch hing er mit ſtockendem Herzen an Dolochows Handbewegungen. Die ſtarkknochigen, rothen Hände, mit den aus den Manchetten hervorſehenden Haaren legten das Kartenſpiel auf den Tiſch und griffen nach Glas und Pfeife.

Du fürchteſt Dich alſo nicht, mit mir zu ſpielen? wiederholte Dolochow, und als wollte er eine luſtige Geſchichte erzählen, lehnte er ſich in den Seſſel zurück und ſagte langſam mit einem Lächeln:

Ja, meine Herren, in Moskau hat ſich, wie ich höre, das Gerücht verbreitet, daß ich ein Falſchſpieler bin. Ich rathe Ihnen vorſichtig zu ſein.

Nun, ſo lege doch auf! rief Nikolaj.

Ja, dieſe Moskauer Klatſchbaſen! ſagte Dolochow und griff lächelnd nach den Karten.

Oh! ſtieß Roſtow halblaut hervor, indem er ſich mit beiden Händen durch das Haar fuhr. Die verhängnißvolle Sieben lag ganz oben, als erſte Karte im Spiel . . . Er hatte mehr verloren, als er bezahlen konnte.

Ich rathe Dir, Dich in Acht zu nehmen! ſagte Dolochow, indem er Nikolaj einen raſchen Blick zuwarf. Dann fuhr er fort zu pointiren.

XIV.

Nach anderthalb Stunden hielten die meisten der Anwesenden das Spiel der Beiden nur noch für einen Scherz.

Das Interesse hatte sich ganz auf Rostow concentrirt, der jetzt statt der 1600 Rubel eine ganze Reihe von Zahlen schuldig war. Bis zu 10,000 hatte er seine Schuld zusammengerechnet und glaubte, daß sie nun etwa bis auf 15,000 gewachsen sein könnte; in Wahrheit betrug sie aber schon über 20,000 Rubel. Dolochow hörte nicht mehr auf die Gespräche seiner Gäste und erzählte nichts mehr, sondern verfolgte alle Bewegungen Rostows und warf zuweilen Blicke auf die aufgeschriebenen Summen. Er hatte beschlossen, das Spiel so lange fortzusetzen, bis Rostows Schuld die Zahl von 43,000 Rubel erreicht haben würde. Er hatte diese Ziffer gewählt, weil in 43 seine und Ssonjas Lebensjahre enthalten waren. Rostow saß, den Kopf auf beide Hände gestützt, vor dem beschriebenen, mit Wein begossenen und mit Karten bedeckten Tische. Es lag wie ein qualvoller Bann auf ihm, von dem er sich nicht frei machen konnte. Die starkknochigen, rothen Hände, mit den unter den Manchetten vorkommenden Haaren, diese Hände, welche er liebte und haßte, hielten ihn in ihrer Gewalt.

„Sechshundert Rubel . . . Aß . . . Paroli . . . Neun . . . Alles wieder zu gewinnen ist unmöglich! . . . und wie schön wäre es zu Hause gewesen . . . der Bube geschlagen . . . es ist nicht möglich! . . . warum thut er mir das?" dachte Rostow. Zuweilen besetzte er eine Karte so hoch, daß Dolochow sich weigerte, den Einsatz zu halten und eine andere Summe bestimmte. Nikolaj fügte sich seinem Willen, und bald betete er zu Gott, wie auf dem Schlachtfelde,

bei der Amstetter Brücke; bald redete er sich ein, daß ihn die Karte, die ihm zuerst aus dem Haufen zerdrückter, unter dem Tische liegender Blätter in die Hände fiele, erretten würde; bald zählte er die Schnüre seiner Husarenjacke und belegte eine Karte von eben so viel Points mit der eben verlorenen Summe; bald sah er die anderen Spieler an, und schien bei ihnen Schutz zu suchen; bald betrachtete er Dolochows jetzt kalt und starr gewordenes Gesicht und suchte zu ergründen, was in ihm vorging.

„Er weiß doch, welche Bedeutung dieser Verlust für mich hat! sagte Rostow zu sich selbst. Er kann doch nicht meinen Untergang wollen ... Ich war sein Freund, habe ihn lieb gehabt ... Aber es ist ja nicht seine Schuld! was kann er dafür, wenn er heute solch' rasendes Glück hat? ... Und ich bin auch nicht schuld! ich habe nichts Schlechtes begangen. Habe ich Jemand getödtet, beleidigt oder ihm Böses gewünscht? Warum trifft mich denn ein so furchtbares Unglück, und wie ist es gekommen? Vor kurzer Zeit trat ich an diesen Tisch, mit der Absicht, hundert Rubel zu gewinnen, um Mama zu ihrem Namenstage eine Schatulle zu kaufen; dann wollte ich gleich nach Hause fahren. Wie glücklich, frei und fröhlich war ich! Und ich wußte gar nicht, wie glücklich ich war! Wann hat das Alles ein Ende genommen? wann hat dieser neue, schreckliche Zustand begonnen? und was hat diese Veränderung hervorgebracht? Ich saß so wie jetzt auf demselben Platze, an demselben Tische, suchte so wie jetzt Karten hervor und sah diese starkknochigen, gewandten Hände an. Wann ist es denn geschehen, und was ist eigentlich geschehen? Ich bin gesund, kräftig, derselbe wie vorher und

sitze auf demselben Platze . . . Nein, es kann nicht sein! Es kann keine ernsten Folgen haben!“

Er wurde immer röther, und der Schweiß stand auf seiner Stirn, obwohl es im Zimmer nicht heiß war. Sein Gesicht sah zugleich schrecklich und mitleiderregend aus, besonders durch das ohnmächtige Bestreben, ruhig zu scheinen.

Endlich hatte Rostows Rechnung die verhängnißvolle Summe von 43,000 erreicht. Rostow hatte eben wieder ein Paroli von 3000 Rubel gebogen, die er eben erhalten hatte, als Dolochow mit den Karten auf den Tisch schlug, das Spiel weglegte, die Kreide ergriff, ein Stück abbrach und mit fester, deutlicher Handschrift die Summe von Rostows Rechnung zog.

Es ist Zeit zum Souper — da sind auch die Zigeuner, sagte er und wirklich trat eine Anzahl dunkler Männer und Frauen aus der Kälte herein und grüßten in ihrem Zigeuner-Accente. Nikolaj begriff, daß Alles verloren war, aber er sagte in gleichgültigem Tone:

Wie, Du willst nicht mehr? . . . und ich hatte eben eine so schöne Karte in Bereitschaft! Er that, als ob er an der Aufregung des Spiels Freude fände, aber seine Gedanken waren:

„Alles ist verloren! ich bin verloren! . . . eine Kugel durch den Kopf jagen, ist das Einzige, was mir übrig bleibt!“ Und dann sagte er wieder mit heiterer Stimme:

Also, noch eine Karte!

Gut! antwortete Dolochow, nachdem er zusammengerechnet und gefunden hatte, daß noch 21 fehlten, um die Zahl 43,000 voll zu machen. „Einundzwanzig Rubel!“ Dabei nahm er das Spiel zur Hand, um wieder aufzu-

legen. Rostow bog gehorsam ein Paroli und schrieb, statt der beabsichtigten 6000, sorgfältig eine 21.

Die Summe ist mir gleichgültig, sagte er; was mich interessirt, ist nur, ob Du die Zehn für mich oder für Dich herausbringen wirst.

Dolochow pointirte mit großem Ernst. O, wie haßte Rostow in diesem Augenblick diese rothen Hände mit den kurzen Fingern und den aus den Manchetten hervorquellenden Haaren! Diese Hände hielten ihn in ihrer Gewalt. Die Zehn fiel rechts.

Sie sind mir 43,000 Rubel schuldig, Graf, sagte Dolochow, stand auf und streckte sich. Wie ermüdend es ist, so lange zu sitzen, fügte er hinzu.

Ja, ich bin auch sehr müde, antwortete Rostow.

Dolochow unterbrach ihn, als ob er ihm bemerklich machen wollte, daß es für ihn unpassend wäre, so zu sprechen, und fragte:

Wann befehlen Sie, Herr Graf, daß ich das Geld in Empfang nehme?

Rostow erröthete, rief Dolochow in's Nebenzimmer.

Ich kann nicht gut Alles auf einmal bezahlen . . . sagte er, Du wirst doch einen Wechsel von mir annehmen?

Höre, Rostow, antwortete sein Gegner mit ruhigem Lächeln, indem er Nikolaj gerade in die Augen sah, Du kennst das Sprüchwort: Glück in der Liebe, Unglück im Spiel . . . Deine Cousine liebt Dich, ich weiß es.

„O, es ist schrecklich, sich so in der Gewalt eines solchen Menschen zu fühlen“, dachte Rostow. Er wußte, welcher Schlag die Nachricht von diesem Verluste für seine Eltern sein würde; er fühlte, welch' ein Glück es wäre, sich von alledem frei machen zu können; fühlte, daß Dolochow wußte, wie

es in seine Hand gegeben war, den Freund von Schande und Kummer zu erlösen . . . statt dessen aber spielte er mit ihm, wie die Katze mit der Maus.

Deine Cousine . . . fing Dolochow wieder an, aber Nikolaj unterbrach ihn.

Meine Cousine gehört nicht hierher und soll nicht genannt werden! rief er wüthend.

Wann wirst Du bezahlen? fragte Dolochow.

Morgen! antwortete Nikolaj und verließ das Zimmer.

XV.

Das Wort „morgen“ auszusprechen und dabei einen anständigen Ton zu bewahren, war nicht schwer. Aber sich nach Haus begeben, die Schwestern, den Bruder, die Mutter und den Vater sehen und wieder um Geld bitten, auf das er, nach dem gegebenen Wort, nicht den mindesten Anspruch hatte, war entsetzlich.

Die Seinigen waren noch nicht zu Bett gegangen. Nachdem sie aus dem Theater zurückgekehrt waren und Abendbrot gegessen, hatte sich die Jugend des Rostowschen Hauses um das Klavier versammelt. Kaum war Nikolaj in den Saal getreten, als er sich von der poetischen Liebes-Atmosphäre umspielt fühlte, die während dieses Winters im Rostowschen Hause geherrscht hatte und sich jetzt nach Dolochows Antrag und Jogels Ball, wie die Luft vor dem Gewitter, über Ssonja und Natascha verdichtet hatte. Die beiden jungen Mädchen standen lächelnd am Klavier in den blauen Kleidern, die sie im Theater getragen, waren sehr hübsch und wußten das, Wjera spielte im Salon mit Schinschin eine Partie Schach; die Gräfin, die auf

Mann und Sohn wartete, legte Patience mit einer alten Edeldame, die in ihrem Hause wohnte; Denissow saß am Klavier mit glänzenden Augen und zerwühltem Haar, berührte die Tasten mit seinen kurzen Fingern, griff einzelne Akkorde und sang, die Augen aufschlagend, mit seiner dünnen, heisern Stimme ein von ihm gedichtetes Lied, „die Fee", zu dem er eine Melodie zu finden suchte.

Sag, holde Fee, durch welche Zaubermacht
Führst Du zur staub'gen Leyer mich zurück;
Im Herzen, welche Gluth hast Du entfacht,
Daß ich begeistert singen muß mein Glück!

sang er mit leidenschaftlichem Ausdruck und sah die erschrockene, glückselige Natascha mit seinen schwarzen, glänzenden Achat-Augen an.

Prachtvoll! wunderschön! Nun die zweite Strophe! rief Natascha, ohne Nikolaj zu bemerken.

„Hier geht Alles in alter Weise fort!" dachte Nikolaj, indem er einen Blick in den Salon warf, wo er Wjera, seine Mutter und die alte Dame sitzen sah.

Oh, da ist ja auch Nikolenka! rief Natascha und lief ihm entgegen.

Ist Papa zu Hause? fragte er.

Wie ich mich freue, daß Du gekommen bist! rief Natascha, statt ihm zu antworten. Wir sind so vergnügt. Denke Dir, Wassilij Dmitritsch bleibt auf meine Bitte noch einen Tag länger hier.

Nein, Papa ist noch nicht nach Hause gekommen, sagte Ssonja.

Koko, bist Du da? komm zu mir, lieber Junge! rief die Stimme der Gräfin im Salon. Nikolaj trat zu seiner

Mutter, küßte ihr die Hand, setzte sich schweigend an den Tisch und beobachtete ihre Hände, die ebenfalls Kartenblätter umschlugen. Aus dem Saale erklangen Gelächter und fröhliche Stimmen, die Natascha zuredeten.

Schön, schön! rief Denissow; es bleibt Ihnen keine Ausrede; Sie sind mir die Barcarole schuldig, und ich bitte Sie flehentlich darum.

Die Gräfin blickte auf ihren schweigsamen Sohn.

Was fehlt Dir? fragte sie.

Ah, nichts! antwortete er, als wäre er dieser oft gehörten Frage müde. Wird Papa bald kommen?

Ich glaube.

„Hier ist Alles wie früher . . . sie wissen nichts! Wo soll ich hin?“ dachte Nikolaj und ging in den Saal.

Ssonja saß am Klavier und spielte das Präludium der Barcarole, welche Denissow besonders gern hatte. Natascha war im Begriff zu singen, und Denissow betrachtete sie mit entzückten Blicken.

Nikolaj ging im Saale auf und nieder.

„Wie kann es ihm Vergnügen machen, sie singen zu hören? . . . was kann sie singen? und was ist denn daran so erheiternd?“ dachte Nikolaj.

Ssonja griff die ersten Akkorde des Präludiums.

„Lieber Gott! ich bin ein verlorener, ehrloser Mensch! . . . das Einzige, was mir übrig bleibt, ist, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen . . . Der Gesang ist nicht für mich! dachte Nikolaj. Wenn ich nur fort könnte . . . aber wohin denn? . . . Einerlei! . . . mögen sie singen.“

Nikolaj fuhr fort im Zimmer auf und ab zu gehen, warf Denissow und den jungen Mädchen finstere Blicke zu, versuchte aber, die ihrigen zu vermeiden.

Nikolenka, was fehlt Dir? fragten die auf ihn gerichteten Augen Ssonjas. Sie hatte sofort bemerkt, daß ihm etwas zugestoßen sein mußte.

Nikolaj wandte sich von ihr ab. Auch Nataschas feinem Gefühl war die trübe Stimmung des Bruders nicht entgangen, aber sie war in diesem Augenblick zu fröhlich, Kummer, Sorgen, Selbstvorwürfe lagen ihr in diesem Augenblick so fern, daß sie sich, wie das junge Wesen häufig thun, absichtlich täuschte. „Nein, jetzt bin ich zu vergnügt, um mich durch Theilnahme am Kummer eines Andern stören zu lassen, fühlte sie und sagte sie sich selbst; und wer weiß, ob ich mich nicht irre . . . er ist vielleicht eben so vergnügt, wie ich . . .“

Nun, Ssonja! sagte sie laut, trat in die Mitte des Saales, wo der Gesang ihrer Meinung nach am besten klang, bog den Kopf zurück, ließ die Hände schlaff herunter hängen, wie es die Tänzerinnen machen, hob sich mit energischer Bewegung vom Absatz auf die Zehenspitzen und blieb dann ruhig stehen.

Ja, so bin ich! schien sie zu sagen und damit den entzückten Blick Denissows zu beantworten, der kein Auge von ihr wandte.

„Worüber ist sie denn so vergnügt? dachte Rostow, indem er die Schwester ansah. Ob ihr das Alles denn nicht langweilig ist und ob sie gar keine Schüchternheit kennt?“

Natascha sang den ersten Ton; ihre Brust dehnte sich aus, ihre Augen bekamen einen ernsten Ausdruck. In diesem Moment dachte sie an Nichts und an Niemand, und ihrem lächelnden Munde entströmten Töne . . . Töne, die Jeder in gleicher Weise, mit denselben Pausen hervor=

bringen kann, die uns aber neunundzwanzigmal kalt lassen können und bei denen wir doch das hundertstemal erbeben und weinen.

Im Laufe dieses Winters hatte Nataſcha angefangen, ernſtlich ſingen zu lernen, beſonders weil Deniſſow ihren Geſang bewunderte. Sie ſang nun nicht mehr in der früheren kindlichen Weiſe, mit dem komiſch naiven Vortrag, der ihr erſt eigen war. Aber ſie ſang, wie die Sachverſtändigen ſagten, noch nicht gut.

„Eine ſchöne Stimme, allein ſie iſt noch nicht ausgebildet, ſie muß geſchult werden," ſagten Alle. Dieſe Aeußerungen wurden jedoch erſt laut, wenn die Stimme verſtummt war. So lange Nataſcha mit ihrem unregelmäßigen Athemholen und den mühſam ausgeführten Uebergängen ihr Lied vortrug, ſchwiegen ſogar die Sachverſtändigen, gaben ſich dem Genuß dieſer ungeſchulten Stimme hin und hegten den Wunſch, ſie noch länger zu hören. Es lag eine jungfräuliche Unberührtheit in dieſer Stimme, ein Unbewußtſein ihres Könnens, eine natürliche, ſammtene Weichheit, welche ſich ſo mit dem Mangel an Kunſt verſchmolz, daß man ſich ſcheute, etwas an dieſem Geſang zu ändern, aus Furcht, ihn verderben zu können.

„Was heißt denn das? dachte Nikolaj, als er ihre Stimme hörte, und riß die Augen weit auf. Was iſt denn mit ihr vorgegangen? wie ſingt ſie heute?" und plötzlich ſchien für ihn kein anderes Intereſſe mehr vorhanden, als die Erwartung des folgenden Tones, der folgenden Phraſe und die ganze Welt ſchien ihm in die drei Takte eingetheilt zu ſein: „O mio crudele affetto . . . Eins, zwei, drei . . . eins . . . zwei . . . drei . . . eins . . . O mio crudele affetto . . . Eins, zwei, drei . . . eins! O unſer

dummes Leben! dachte Nikolaj; Alles — Unglück, Geld, Dolochow, Bosheit, Ehre, Alles ist Unsinn und nur dies ist das Aechte! Nun, Nataſcha, mein Täubchen, wie wirst Du dies Si singen? Gelungen! Gott sei Dank!“ — und ohne zu merken, daß er mitsang, um dies Si zu verstärken, nahm er in der zweiten Stimme die Terz der hohen Note. „Gott, wie schön das ist! und ist es möglich, daß ich das selbst gesungen habe? welch ein Glück!“ dachte der junge Mann.

O, wie vibrirte diese Terz und wie regte sich etwas Besseres in Rostows tiefster Seele! Dieses Etwas war unabhängig von der ganzen Welt, stand über der ganzen Welt. Was sind alle Verluste, alle Dolochows und alle Ehrenworte! . . . Alles ist Unsinn! Man kann tödten, stehlen, und doch glücklich sein . . .

XVI.

Seit langer Zeit hatte Rostow keine so große Freude an der Musik gehabt, als diesen Abend; aber kaum war Nataschas Barcarole zu Ende, als die Wirklichkeit wieder an ihn herantrat. Ohne etwas zu sagen, verließ er den Saal und ging in sein Zimmer hinunter. Eine Viertelstunde später kam der alte Graf frisch und fröhlich aus dem Klub nach Haus. Sobald ihn Nikolaj hörte, begab er sich zu ihm.

Nun, wie geht's, hast Du Dich amüsirt? fragte Ilja Andreitsch, indem er den Sohn stolz und fröhlich anlächelte. Nikolaj war im Begriff ja zu sagen, aber er brachte keinen Laut hervor und konnte sich kaum des Schluchzens enthalten. Der Graf rauchte seine Pfeife an und achtete nicht auf den Zustand des Sohnes.

„Es ist unvermeidlich!“ dachte Nikolaj und sagte plötzlich im gleichgültigsten Tone — in einem Tone, der ihn sich selbst widerwärtig machte — und etwa in der Weise, als ob er sich den Wagen ausbäte, um Besuche zu machen.

Papa, ich bin in einer Geschäftssache zu Ihnen gekommen . . . ich hätte es beinahe vergessen . . . ich brauche Geld . . .

So! antwortete der Vater, der in besonders heiterer Stimmung war; ich sagte Dir schon, daß Du nicht auskommen würdest. Viel?

Sehr viel! sagte Nikolaj erröthend und mit einem dummen gleichgültigen Lächeln, das er sich lange nicht verzeihen konnte; ich habe etwas im Spiel verloren, das heißt eigentlich viel . . . sehr viel . . . 43,000 Rubel.

Was? ... An wen? ... Du scherzest! ... schrie der Graf und wurde plötzlich, wie es bei alten Leuten häufig geschieht, bis zum Hals und Nacken von schlagflüssiger Röthe bedeckt.

Ich habe versprochen, morgen zu zahlen, fügte Nikolaj hinzu.

So! sagte der alte Graf und sank mit ausgestreckten Händen erschöpft auf den Divan nieder.

Was ist da zu machen! . . . Wem wäre dergleichen nicht schon widerfahren! fuhr der Sohn in trotzigem, leichtfertigem Tone fort, während er sich innerlich für einen niederträchtigen Schuft erklärte, dessen ganzes Leben nicht ausreichen würde, dies Verbrechen zu sühnen. Er hätte seines Vaters Hände küssen, ihn knieend um Vergebung anflehen mögen, und sagte mit leichtfertigem und sogar rohem Tone, daß dergleichen Jedem widerfahren könne.

Graf Ilja Andreitsch schlug die Augen nieder, als er diese Worte hörte, und schien hastig nach etwas zu suchen.

Ja, ja! murmelte er; ich fürchte nur, daß ich nicht so viel zusammenbringen kann! Freilich . . . wem wäre so etwas nicht widerfahren . . . das kann Jedem widerfahren. Dabei warf der Graf einen flüchtigen Blick auf das Gesicht seines Sohnes und ging nach der Thür. Nikolaj war auf eine abschlägige Antwort gefaßt gewesen, aber dies hatte er nicht erwartet.

Papa, Papa! schrie er hinter ihm her und schluchzte laut auf, vergeben Sie mir! Er ergriff die Hand des Vaters, drückte sie an die Lippen und brach in Thränen aus.

* * *

Während der Sohn diese Auseinandersetzung mit dem Vater hatte, fand eine nicht minder wichtige Unterredung zwischen Mutter und Tochter statt. Nataſcha kam in größter Aufregung zu der Gräfin gelaufen.

Mama, er hat . . . er hat . . .

Nun, was hat er denn?

Er hat . . . Mama, er hat mir einen Antrag gemacht, Mama! rief sie.

Die Gräfin traute ihren Ohren nicht. War es möglich! Denissow hatte diesem Kinde, diesem Backfischchen, das noch vor Kurzem mit der Puppe gespielt und noch immer Stunden nahm, einen Antrag gemacht!

Sei still, Nataſcha, das sind Thorheiten, antwortete sie in der Hoffnung, daß es ein Scherz wäre.

So, Thorheiten! rief Nataſcha zornig aus. Ich komme mit einer so wichtigen Sache zu Ihnen . . . will Sie fragen, was ich thun soll, und Sie sagen: Thorheiten! . . .

Die Gräfin zuckte die Achseln.

Wenn Dir Monsieur Denissow wirklich einen Antrag

gemacht hat, so sage ihm, er sei ein Narr . . . das ist Alles.

Nein, er ist kein Narr! rief Natascha ernst und gekränkt.

Aber was willst Du denn eigentlich? Ihr seid heutzutage Alle verliebt . . . Wenn Du ihn liebst, so heirathe ihn doch, und Gott mag seinen Segen geben! sagte die Gräfin mit ärgerlichem Lachen.

Nein, Mama, ich liebe ihn nicht . . . ich glaube nicht, daß ich ihn liebe.

Gut, so sage ihm das.

Mama, Sie sind böse! Warum zürnen Sie mir denn? Was habe ich denn gethan?

Nichts, mein Kind . . . aber was willst Du denn? willst Du, daß ich ihm eine Antwort gebe? fragte die Gräfin lächelnd.

Nein, ich werde selbst antworten . . . nur sagen Sie mir, wie. Sie nehmen das so leicht, fügte sie als Antwort auf das Lächeln der Mutter hinzu; aber hätten Sie gehört, wie er mit mir sprach! . . . Ich weiß, er wollte das gar nicht sagen und hat es gegen seinen Willen gesagt . . .

Aber ich muß seinen Antrag doch zurückweisen.

Nein, das ist nicht nöthig . . . wenn Sie wüßten, wie leid es mir thut . . . er ist so gut und lieb.

Nun, so nimm seinen Antrag an . . . Es ist auch wirklich die höchste Zeit, Dich zu verheirathen, sagte die Mutter in spöttischem Tone.

Nein, Mama, es thut mir nur so leid . . . ich weiß nicht, wie ich es einkleiden soll . . .

Du hast gar nichts einzukleiden . . . ich will ihm selbst Antwort geben, rief die Gräfin, ärgerlich darüber, daß Denissow die kleine Natascha wie eine Erwachsene behandelt hatte.

Nein, nein, um Nichts in der Welt ... das muß ich selbst thun ... aber kommen Sie an die Thür und hören Sie zu! Mit diesen Worten eilte Nataſcha aus dem Salon in den Musiksaal zurück, wo Denissow auf dem Stuhle am Klavier sitzen geblieben war und sein Gesicht mit den Händen bedeckt hielt. Als er Nataschas leichte Schritte hörte, sprang er auf.

Natalie! sagte er, indem er rasch auf sie zutrat, entscheiden Sie über mein Schicksal ... es liegt in Ihren Händen.

Wassilij Dmitritsch, Sie thun mir schrecklich leid ... ja, Sie sind so gut ... aber es kann doch nicht sein ... nein, es geht nicht ... aber lieb haben werde ich Sie immer.

Denissow neigte sich über ihre Hand, und während sie sein schwarzes, lockiges, wirres Haar küßte, hörte sie seltsame Töne, die sie nicht zu deuten wußte. In demselben Augenblick raschelte das seidene Kleid der Gräfin und sie trat hastig herein.

Wassilij Dmitritsch, ich danke Ihnen für die Ehre, sagte die Gräfin mit einer gewissen Verlegenheit, die Denissow aber wie Strenge erschien. Meine Tochter ist noch zu jung und ich glaubte, daß Sie als Freund meines Sohnes sich vor Allem an mich wenden würden ... ich wäre dann nicht genöthigt gewesen, Ihnen diese abschlägige Antwort zu geben.

Nataſcha ertrug es nicht, ihn in dieser bedauernswürdigen Lage zu sehen und fing laut an zu weinen.

Gräfin ... stammelte Denissow mit niedergeschlagenen Augen und schuldbewußter Miene; er wollte noch mehr sagen, stockte aber.

Gräfin ... ich fühle mich Ihnen gegenüber schuldig, fuhr Denissow endlich, noch immer stammelnd, fort; aber Sie müssen wissen, daß ich Ihre Tochter und Ihre ganze Familie so vergöttere, daß ich zwei Leben hingegeben hätte... Er sah die Gräfin an und bemerkte den strengen Ausdruck ihrer Züge. Nun denn, Gräfin, leben Sie wohl! fügte er hinzu, küßte ihre Hand und eilte, ohne Natascha anzusehen, mit entschlossenen Schritten aus dem Zimmer.

* *
*

Am folgenden Morgen gab Rostow seinem Freunde Denissow, der keinen Tag länger in Moskau bleiben wollte, das Geleit. Der Abschied wurde von seinen Freunden bei den Zigeunern gefeiert, und Denissow wußte nicht, wie er in den Schlitten gekommen und die ersten drei Stationen gefahren war.

Nach Denissows Abreise wartete Rostow noch auf das Geld, das der alte Graf nicht auf einmal zusammenbringen konnte. Er verlebte noch vierzehn Tage in Moskau, ging aber nicht aus dem Hause und verbrachte die meiste Zeit im Zimmer der jungen Mädchen.

Ssonja war zärtlicher und hingebender gegen ihn als früher. Sie schien ihm beweisen zu wollen, daß sie seinen Verlust im Spiel wie eine Heldenthat ansah, für die sie ihn noch mehr liebte, als zuvor. Nikolaj aber fühlte sich ihrer unwürdig.

Er schrieb die Albums der jungen Mädchen mit Versen und Noten voll; schickte endlich Dolochow die 43,000 Rubel, erhielt von ihm den Wechsel zurück und reiste — ohne von seinen Freunden Abschied zu nehmen — Anfang Dezember seinem Regimente nach, das in Polen stand.

Zweite Abtheilung.

I.

Nachdem Pierre sich mit seiner Frau auseinandergesetzt hatte, reiste er nach Petersburg zurück. Auf der Station Torshok gab es keine Pferde, oder der Postmeister wollte keine hergeben. Pierre mußte warten, streckte sich, ohne sich umzukleiden, auf einen Divan, legte die großen Füße, die in warmen Stiefeln steckten, auf den davorstehenden runden Tisch und versank in Nachdenken.

Befehlen Ew. Gnaden, daß ich die Koffer hereinbringe? oder das Bett zurechtmache? oder Thee besorge? fragte der Kammerdiener.

Pierre antwortete nicht, weil er weder sah noch hörte. Schon auf der vorhergehenden Station hatte er begonnen, sich mit dem Gegenstande zu beschäftigen, der ihn hier in Anspruch nahm, so daß ihm Alles, was um ihn her geschah, völlig gleichgültig ließ. Es lag ihm nicht nur gar nichts daran, ob er früher oder später nach Petersburg kam; ob er auf der Station einen Platz zum Ausruhen fand oder nicht; es war ihm sogar — im Vergleich zu dem, was seine Gedanken erfüllte — völlig gleichgültig, ob er nur einige Stunden oder sein ganzes Leben hier zubringen müßte.

Der Postmeister, die Postmeisterin, der Kammerdiener und eine Händlerin mit Stickereien aus der Umgegend kamen nacheinander in's Zimmer und boten ihre Dienste an. Pierre blieb ruhig mit den Füßen auf dem Tische liegen, sah die Leute über die Brille an, verstand aber nicht, was sie sagten, und begriff nicht, wie sie leben konnten, ohne die Fragen, welche ihn beschäftigten, gelöst zu haben — die Fragen, die ihn von dem Tage an, als er das Duell in Ssokolniki gehabt und die erste qualvolle schlaflose Nacht durchlebt, unablässig beschäftigt hatten. Jetzt, während der Einsamkeit der Reise, beherrschten ihn eben diese Gedanken mit besonderer Gewalt. Worüber er auch nachzusinnen begann, immer kam er auf dieselben Fragen zurück, die er weder zu lösen vermochte, noch aufhören konnte sich vorzulegen. Es war, als ob in seinem Hirne die Hauptschraube, auf welcher sein ganzes Denken beruhte, locker geworden wäre. Die Schraube ging nicht mehr in die Tiefe, sie fiel auch nicht heraus, sondern drehte sich, ohne zu fassen, immer auf derselben Windung — und doch konnte er nicht aufhören sie zu drehen.

Der Postmeister kam und bat Se. Erlaucht, nur noch zwei kurze Stunden zu warten. Nach Verlauf dieser Zeit würde er Sr. Erlaucht — es möge daraus entstehen, was da wolle — Courierpferde geben. Es war unverkennbar, daß der Postmeister log, um mehr Geld von dem Reisenden zu erhalten. „Ist das schlecht oder gut?“ fragte sich Pierre. „Für mich ist's gut, für andere Reisende schlecht, und für den Mann selbst nothwendig, weil er sonst nichts zu essen hätte. Er erzählt, daß ihn ein Offizier geschlagen hat . . . Der Offizier hat ihn geschlagen, weil er schneller weiter fahren wollte, und ich habe auf Dolochow geschossen,

weil ich mich für beleidigt hielt. Ludwig XVI. hat man hingerichtet, weil man ihn für einen Verbrecher hielt, und ein Jahr später tödtete man die, welche ihn verurtheilt hatten, aus dem gleichen Grunde. Was ist schlecht, was gut? . . . was sollen wir lieben? was sollen wir hassen? weswegen sollen wir leben und was bin ich? Was ist Leben? was ist Tod? welche Kraft regiert die Welt?" — so fragte er sich selbst, und es gab keine Antwort auf alle diese Fragen, außer der einen, unlogischen, welche gar nicht darauf paßte. Diese Antwort war: „Stirb, dann ist Alles zu Ende . . . stirb, und Du wirst Alles erfahren oder zu fragen aufhören." Aber sterben war so schrecklich!

Die Händlerin bot ihm mit weinerlicher Stimme ihre Waaren, besonders ziegenlederne Pantoffeln, an.

„Ich habe Hunderte Rubel, die ich nicht gebrauche, und sie steht da in einem zerrissenen Pelze und sieht mich so scheu an, dachte Pierre. Aber was würde ihr das Geld nützen? Kann es ihr Glück auch nur um die Breite eines Haars vergrößern, ihr die Ruhe der Seele geben? Kann irgend ein Besitz der Welt sie oder mich dem Bösen und dem Tode entziehen? Und ob der Tod, der Allem ein Ende macht, heute oder morgen kommt, ist — im Vergleich mit der Ewigkeit — auch völlig einerlei." So drückte er wieder auf die lahmgewordene Schraube und die Schraube drehte sich wie früher, immer auf derselben Windung.

Sein Diener überreichte ihm ein bis zur Hälfte aufgeschnittenes Buch. Es war ein Roman in Briefen von Madame Suza. Er fing an von den Leiden und tugendhaften Kämpfen einer gewissen Amalie Mansfeld zu lesen. „Weshalb führte sie den Kampf gegen ihren Verführer, wenn sie ihn liebte? dachte er. Gott konnte doch unmög-

lich ein Verlangen in ihre Seele legen, das seinem Willen zuwider war. Meine gewesene Frau hat nicht gekämpft — und vielleicht hat sie Recht . . . Nichts ist bewiesen, nichts ergründet! Wir wissen nur, daß wir nichts wissen können. Und diese Erkenntniß ist die höchste Stufe menschlicher Weisheit."

Alles in ihm selbst und um ihn her schien ihm wirr, sinnlos und abscheulich; aber in diesem Ekel an Allem, was ihn umgab, fand Pierre eine Art aufregenden, anstachelnden Genusses.

Ich möchte Ew. Erlaucht gehorsamst bitten, für diesen Herrn ein wenig Platz zu machen, sagte der Postmeister, indem er einen anderen Reisenden in's Zimmer führte, der ebenfalls durch Mangel an Pferden aufgehalten wurde. Der Reisende war ein kleiner, starkknochiger Greis mit gelbem, runzlichem Gesicht und grauen überhängenden Brauen über blitzenden Augen von unbestimmter Farbe.

Pierre zog die Füße vom Tische, stand auf, legte sich auf das für ihn zurechtgemachte Bett und warf dann und wann einen Blick auf den Fremden, der sich mit ernstem, müdem Gesicht, ohne auf Pierre zu achten, mit Hilfe seines Dieners langsam auskleidete. Der Reisende hüllte sich in einen abgetragenen, mit Nanking überzogenen Pelz, steckte die knochigen, mageren Füße in Filzschuhe, setzte sich auf den Divan, legte den Kopf mit den breiten Schläfen und dem kurzgeschorenen Haar an die Lehne zurück und warf einen Blick auf Besuchoj. Der ernste, kluge, durchdringende Ausdruck dieses Blickes überraschte Pierre. Er fühlte das Verlangen, mit dem Reisenden zu sprechen; aber als er eben im Begriffe war, sich mit einer Frage über den Weg an ihn zu wenden, schloß der alte Mann die Augen,

kreuzte die runzligen Hände über der Brust — Pierre bemerkte, daß er an einem seiner Finger einen großen gußeisernen Ring mit dem Adamskopfe trug — und saß unbeweglich da; Pierre wußte nicht, ob er schlief oder über etwas tief oder ruhig nachdachte.

Der Diener des Reisenden war ebenfalls ein mit Runzeln bedeckter Greis von gelber Gesichtsfarbe und ohne Backen- und Schnurrbart, sie waren augenscheinlich nicht abrasirt, sondern nie vorhanden gewesen. Mit großer Gewandtheit packte der alte Mann ein Reisekästchen aus, ordnete den Theetisch und brachte den brodelnden Ssamowar. Als Alles fertig war, öffnete der Fremde die Augen, rückte an den Tisch, und nachdem er sich selbst ein Glas Thee eingeschenkt, goß er ein zweites für den bartlosen Diener ein und gab es ihm. Pierre fühlte mit einem gewissen Unbehagen das Bedürfniß, ja sogar die Nothwendigkeit, mit dem Fremden ein Gespräch anzuknüpfen.

Der Diener brachte sein leeres, umgestülptes Glas nebst einem Stückchen Zucker, das er nicht gebraucht hatte, dem Herrn zurück und fragte, ob er etwas wünschte.

Gar nichts . . . Nur mein Buch kannst Du mir geben.

Der Diener reichte dem Fremden einen Band, der Pierre wie ein Erbauungsbuch vorkam und in dessen Lektüre sich der alte Herr vertiefte. Pierre betrachtete ihn. Plötzlich schloß der Fremde das Buch, schob es, nachdem er ein Zeichen hineingelegt, bei Seite, schloß wieder die Augen, lehnte sich zurück und nahm wieder die frühere Stellung ein. Pierre sah ihn an und hatte nicht Zeit seinen Blick abzuwenden, als der Alte die Augen aufschlug und seinen festen, strengen Blick auf Pierres Gesicht richtete.

Pierre wurde verlegen und wollte sich diesem Blick entziehen; aber die blitzenden Augen des Greises zogen ihn unwiderstehlich an.

II.

Ich habe das Vergnügen, mit dem Grafen Besuchoj zu sprechen, wenn ich mich nicht irre? begann der Reisende laut und langsam. Pierre schwieg und sah seinen Gefährten über die Brille hinweg fragend an.

Ich habe von Ihnen gehört, mein Herr, fuhr der Fremde fort, und von dem Unglück, welches Sie betroffen. (Er unterstrich das Wort Unglück, als ob er sagen wollte: ja, Unglück; nennen Sie es, wie Sie wollen, ich weiß, daß das, was Ihnen in Moskau passirt ist, ein Unglück war.) Ich bedauere Sie aufrichtig, mein Herr, fügte er hinzu.

Pierre erröthete, zog rasch die Füße vom Bett und verbeugte sich gezwungen, mit verlegenem Lächeln vor dem Greise.

Nicht aus Neugier habe ich davon angefangen, mein Herr, sondern aus wichtigen Gründen. Der Fremde schwieg eine Weile, ohne Pierre aus den Augen zu lassen, rückte aber auf dem Divan zur Seite, um anzudeuten, daß Pierre sich neben ihn setzen möge.

Es war Pierre unangenehm, mit dem Unbekannten über dies Thema zu sprechen; dennoch gehorchte er unwillkürlich und setzte sich neben ihn.

Sie sind unglücklich, mein Herr, fuhr der Fremde fort; Sie sind jung, ich bin alt — ich möchte Ihnen helfen, so weit meine Kräfte reichen.

Oh, ich bin Ihnen dankbar! sagte Pierre mit erzwungenem Lächeln; woher kommen Sie?

Das Gesicht des Fremden war nicht freundlich; es war sogar kalt und streng, aber trotzdem lag in der Redeweise und dem Gesichte dieses Unbekannten etwas unwiderstehlich Anziehendes.

Sollte Ihnen das Gespräch mit mir aus irgend einer Ursache unangenehm sein, so sagen Sie es mir, fügte der Greis hinzu, und lächelte plötzlich mit einem väterlich milden Ausdruck.

Ach nein, durchaus nicht . . . im Gegentheil! Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, antwortete Pierre, und indem er die Hände des Unbekannten betrachtete, sah er den Ring genauer an und erkannte darauf einen Adamskopf — das Freimaurerzeichen.

Erlauben Sie mir zu fragen, ob Sie Freimaurer sind? sagte er.

Ja, ich gehöre der Brüderschaft der Freien Maurer an, erwiderte der Fremde, der immer durchdringender in Pierres Augen blickte, und aus eigenem Antriebe, wie im Namen der Verbindung, strecke ich Ihnen meine Bruderhand entgegen.

Pierre schwankte zwischen dem Vertrauen, welches ihm die Persönlichkeit des Freimauers einflößte, und dem Spott, der ihm dem Bekenntniß der Gesellschaft gegenüber zur Gewohnheit geworden war. Ich fürchte, sagte er lächelnd, daß ich nicht im Stande bin, zu verstehen . . . wie soll ich es ausdrücken? . . . Ich fürchte, meine Weltanschauung ist der Ihrigen so entgegengesetzt, daß wir uns nicht verständigen können.

Ich kenne Ihre Weltanschauung, antwortete der Freimaurer; und diese Ihre Weltanschauung, die Sie für ein Produkt Ihres eigenen Denkens halten, ist die des größten Theils der Menschen, die natürliche Frucht des Stolzes,

der Trägheit und Unwissenheit. Entschuldigen Sie, mein Herr, daß ich so spreche — aber wenn mir diese Anschauung nicht bekannt wäre, hätte ich Sie gar nicht angeredet. Ihre Weltanschauung ist eine traurige Verirrung.

Könnte ich nicht auch annehmen, daß Sie sich im Irrthum befinden, sagte Pierre mit schwachem Lächeln.

Ich werde mich nie erkühnen, zu behaupten, daß ich die Wahrheit kenne, sagte der Freimaurer, der auf Pierre durch die Klarheit und Bestimmtheit seiner Redeweise mehr und mehr Eindruck machte. Niemand kann allein zur Wahrheit gelangen . . . Stein auf Stein, unter Beihilfe Aller, durch Millionen Geschlechter, vom Ur-Ahn Adam bis zu unserer Zeit, wird jener Tempel erbaut, der ein würdiges Haus des Großen Gottes werden soll. Nach diesen Worten schloß der Freimaurer die Augen.

Ich muß Ihnen sagen . . . ich glaube nicht . . . ich glaube nicht . . . an Gott! sagte Pierre halb zaudernd und mit Anstrengung, aber getrieben von dem Bedürfnisse, diesem Manne die ganze Wahrheit zu sagen.

Der Freimaurer sah Pierre aufmerksam an und lächelte, wie ein Reicher, welcher Millionen in den Händen hat, einem Armen zulächeln würde, der ihm sagte, er habe nicht die fünf Rubel im Vermögen, die ihn glücklich machen könnten.

Sie kennen Ihn nicht, mein Herr, können Ihn nicht kennen! . . . Sie kennen Ihn nicht, und darum sind Sie unglücklich.

Ja, ja, ich bin unglücklich! bestätigte Pierre. Aber was soll ich thun?

Sie kennen Ihn nicht, und darum sind Sie sehr unglücklich! wiederholte der Freimaurer mit strenger, zitternder

Stimme. Sie kennen Ihn nicht — und doch ist Er hier. Er ist in mir, Er ist in meinen Worten — Er ist in Dir und sogar in der Lästerung, die Du eben ausgesprochen hast.

Er schwieg und athmete tief, augenscheinlich nach Ruhe ringend, dann fuhr er leise fort:

Wenn Er nicht wäre, sagte er leise, hätte ich mit Ihnen nicht von Ihm sprechen können . . . Und wovon, von wem habe ich gesprochen, und wen hast Du verleugnet? rief er plötzlich mit kraftvoller, begeisterter Stimme.

Wer hat Ihn erdacht, wenn Er nicht ist? Warum steigt in Dir die Ahnung von dem Dasein dieses unbegreiflichen Wesens auf? Warum hast Du und die ganze Welt das Gefühl von der Existenz eines unfaßbaren, allmächtigen, ewigen, in allen seinen Eigenschaften unergründlichen Wesens? Er brach ab und schwieg eine lange Zeit.

Pierre konnte und wollte dies Schweigen nicht unterbrechen.

Er ist, aber Ihn zu begreifen, ist schwer, fing der Freimaurer wieder an, ohne Pierre in's Gesicht zu sehen, und seine alten, vor innerer Erregung zitternden Hände blätterten in dem Buche hin und her. Wenn es ein Mensch wäre, dessen Dasein Du bezweifeltest, würde ich ihn bei der Hand nehmen, ihn zu Dir führen und Dir zeigen. Aber wie zeige ich nichtiges, sterbliches Geschöpf Seine Allmacht, Ewigkeit und Güte dem, der blind ist, oder die Augen verschließt, um Ihn nicht zu sehen, nicht zu begreifen und die eigene Schlechtigkeit und Lasterhaftigkeit nicht zu erkennen?

Er schwieg abermals.

Wer bist Du? Was bist Du? . . . Du bildest Dir ein, weise zu sein, weil Du jene lästerlichen Worte gesagt, fuhr er dann mit finsterem, verächtlichem Lächeln fort; und

Du bist einfältiger und hirnloser als ein kleines Kind, das — während es mit den Theilen einer kunstvollen Uhr spielt, sich zu sagen erdreistete: ich glaube nicht an den Meister, welcher die Uhr gemacht, weil es die Bestimmung dieser Theile nicht versteht. Ja, Ihn zu begreifen ist schwer! Jahrtausende lang, vom Urahn Adam bis zu unseren Tagen arbeiten wir an dieser Erkenntnis und sind unendlich weit von der Erreichung unseres Zieles entfernt. Aber in Seiner Unbegreiflichkeit erkennen wir unsere Schwäche und Seine Größe.

Pierre sah mit blitzenden Augen in das Gesicht des Freimaurers, hörte mit stockendem Herzen zu, unterbrach ihn nicht, fragte nicht, sondern gab sich mit ganzer Seele dem hin, was er von diesem fremden Manne hörte. Glaubte er den vernünftigen Beweisen, welche in der Rede des Freimaurers lagen? oder glaubte er, wie Kinder thun, den überzeugenden, herzlichen Tönen, dem Zittern der Stimme, das den Redner hin und wieder unterbrach, oder den blitzenden Augen des Greises, der in einer und derselben Ueberzeugung alt geworden war? oder der Ruhe, der Festigkeit, der freudigen Erkenntniß unserer Bestimmung, welche aus dem ganzen Wesen des Freimaurers hervorleuchtete und mit Pierres Schlaffheit und Hoffnungslosigkeit im schroffen Widerspruche stand? . . . Seine ganze Seele sehnte sich glauben zu können, und er glaubte und empfand ein erquickendes Gefühl der Beruhigung, der Wiedergeburt, der Rückkehr in's Leben.

Er wird nicht durch den Verstand begriffen, fing der Fremde nach einer Pause wieder an, sondern durch das Leben.

Ich verstehe nicht, sagte Pierre, der voll Bangen

neue Zweifel in sich aufsteigen fühlte. Er fürchtete, daß ihn die Schwäche der Unklarheit der Beweise seines Gefährten daran hindern könnte, ihm weiter zu folgen; ich verstehe nicht, warum der menschliche Verstand die Erkenntniß, von welcher Sie sprechen, nicht erringen sollte.

Der Freimaurer lächelte in seiner sanften, väterlichen Weise.

Die höchste Weisheit und Wahrheit ist wie der klarste Quell, sagte er, den wir in uns aufnehmen wollen. Kann ich, unreines Gefäß, nun wohl diese reine Fluth in mich aufnehmen, ohne ihre Lauterkeit zu trüben? Nein! nur durch innerliche Selbstreinigung kann ich der Fluth, die ich in mich aufnehme, eine höhere Lauterkeit geben.

Ja, ja, so ist es! rief Pierre erfreut.

Die höchste Weisheit beruht nicht allein auf Erkenntniß, nicht allein auf den irdischen Wissenschaften, wie Physik, Geschichte, Chemie und so weiter, in welche das Wissen des Verstandes zerfällt. Die höchste Weisheit beruht in sich selbst, die höchste Weisheit kennt nur eine Wissenschaft, — die Wissenschaft des Alls, die Wissenschaft, welche die Erkenntniß des Weltbaues beleuchtet und der Stellung, welche der Mensch darin einnimmt. Um diese Wissenschaft in sich aufzunehmen, ist es unbedingt nöthig, sich zu reinigen und im eigenen Innern wiedergeboren zu werden; dazu müssen wir vor allen Dingen glauben und uns vervollkommnen ... und um dies Ziel erreichen zu können, ist in unsere Seele das Licht Gottes gegeben, welches Gewissen genannt wird.

Ja, ja! bekräftigte Pierre.

Betrachte Deinen inneren Menschen mit den Augen des Geistes, fuhr der Freimaurer fort, und frage Dich

selbst, ob Du mit Dir zufrieden bist. Was hast Du erreicht, indem Du Dich allein der Leitung des Verstandes überließest? Was bist Du dabei geworden? ... Du bist jung, reich, klug, gebildet ... Was hast Du mit allen diesen Gütern gemacht? bist Du mit Dir und Deinem Leben zufrieden?

Nein, ich hasse mein Leben, antwortete Pierre, indem er die Brauen zusammenzog.

Du hassest es ... nun, so ändere es, reinige Dich, und je mehr Du in der Reinigung vorschreitest, um so näher wirst Du der Weisheit kommen. Siehe auf Dein Leben ... Wie hast Du es zugebracht? ... In rohen Orgien und wilder Sittenlosigkeit, indem Du Alles von der menschlichen Gesellschaft empfingst und ihr nichts dafür leistetest. Du hast Reichthum empfangen ... wie hast Du ihn angewandt? Was hast Du für Deinen Nächsten gethan? ... Hast Du an die Zehntausend Deiner Leibeigenen gedacht, ihnen physisch und moralisch Hilfe gewährt? Nein, Du hast ihre Arbeitskraft ausgebeutet, um ein sittenloses Leben zu führen. In Nichtsthun hast Du Deine Tage hingebracht; dann hast Du geheirathet, die Verantwortlichkeit auf Dich genommen, eine junge Frau zu leiten ... und was hast Du gethan? ... Du hast ihr nicht geholfen, den Weg der Wahrheit zu finden, sondern hast sie in einen Abgrund von Lüge und Unglück hineingezogen ... Ein Mann hat Dich beleidigt ... Du hast ihn getödtet ... Und nun sagen Sie, daß Sie Gott nicht kennen und daß Ihnen Ihr Leben verhaßt ist ... das ist nur natürlich, mein Herr.

Nach diesen Worten lehnte sich der Freimaurer wieder in den Divan zurück und schloß die Augen, als ob er von

dem anhaltenden Sprechen ermüdet wäre. Pierre sah in das ernste, starre Greisenangesicht, das dem eines Todten ähnlich war, und bewegte lautlos die Lippen. Er wollte sagen: „Ja, ein abscheuliches, thatenloses, sittenloses Leben!" wagte aber nicht, die Stille zu unterbrechen.

Der Freimaurer hustete mit heiserem Tone und rief seinen Diener.

Wie steht's mit den Pferden? fragte er, ohne Pierre anzusehen.

Es sind Retourpferde gekommen . . . aber wollen Sie nicht erst ruhen, Herr?

Nein, laß anspannen.

„Ist es möglich, daß er fortfährt und mich allein läßt, ohne Alles durchgesprochen und mir gezeigt zu haben, wo ich Hilfe finde?" dachte Pierre, indem er aufstand und den Kopf senkte. Er fing an, im Zimmer umher zu gehen, und warf hin und wieder einen Blick auf den Freimaurer. „Ja . . . ich habe mir das nicht klar gemacht, aber ich habe ein verächtliches, sittenloses Leben geführt, sagte er zu sich selbst. Freude habe ich jedoch nicht daran gehabt, und es war nicht meine Absicht, so zu leben . . . Und dieser Mann kennt die Wahrheit, liebt das Gute und hat mich aus meinen Irrthümern aufgerüttelt!" Pierre dachte das aber nur und wagte nicht, es dem Freimaurer zu sagen. Nachdem der Reisende mit bedächtigen Greisenhänden seine Sachen eingepackt hatte, knöpfte er seinen Pelzrock zu; dann wandte er sich zu Besuchoj und sagte in gleichgültig höflichem Tone:

Wohin fahren Sie jetzt, mein Herr?

Ich? . . . Ich, nach Petersburg, antwortete Pierre, und mit kindlich vertrauensvollem Tone fügte er hinzu: Ich danke Ihnen und gebe Ihnen in Allem Recht; aber

glauben Sie nicht, daß ich schlecht bin. Von ganzer Seele wünsche ich, so zu sein, wie Sie es verlangen. Niemals habe ich dazu bei irgend Jemand Beistand gefunden ... Uebrigens bin ich selbst an Allem schuld ... helfen Sie mir! lehren Sie mich ... vielleicht kann ich ...

Pierre war nicht im Stande, weiter zu sprechen; er athmete tief und wandte sich ab.

Der Freimaurer schwieg eine Weile in Nachdenken versunken.

Die wahre Hilfe kommt von Gott, sagte er — den Beistand aber, den unser Orden zu geben vermag, wird er Ihnen gewähren. Sie gehen nach Petersburg ... Geben Sie dies dem Grafen Wilarski. (Er nahm ein Taschenbuch zur Hand und schrieb einige Zeilen auf ein zusammengelegtes Blatt.) Erlauben Sie mir, Ihnen noch einen Rath zu ertheilen. Wenn Sie in die Hauptstadt kommen, widmen Sie die erste Zeit der Einsamkeit, der Selbstprüfung, und vermeiden Sie Ihre früheren Lebenswege. Und nun wünsche ich Ihnen glückliche Reise, mein Herr, — fügte er hinzu, als er bemerkte, daß sein Diener in's Zimmer trat —, und Erfolg.

Der Reisende war, wie Pierre aus dem Fremdenbuche sah, Ossip Aleksejewitsch Basdjejew, einer der bedeutendsten Freimaurer und Martinisten noch aus der Nowikowschen Zeit. Lange nachdem der Greis weggefahren, ging Pierre im Wartezimmer auf und ab und dachte eben so wenig daran, sich niederzulegen, wie Pferde zu verlangen. Er dachte an sein vergangenes, lasterhaftes Leben und stellte sich mit der größten Freude seine Wiedergeburt und eine tadellose, glückliche Zukunft vor, die zu erreichen ihm sehr leicht schien. Er glaubte nur deshalb lasterhaft geworden

zu sein, weil er zufällig vergessen hatte, daß ein tugendhaftes Leben besser ist. Von den früheren Zweifeln war keine Spur in seiner Seele zurück geblieben — er glaubte fast an die Möglichkeit einer Verbrüderung unter Menschen, die sich mit der Absicht vereinigten, Einer den Andern auf dem Wege der Tugend zu stützen, und eine solche Verbrüderung sah er in der Freimaurerei.

III.

Als Pierre nach Petersburg kam, benachrichtigte er Niemand von seiner Ankunft, machte keine Besuche und brachte ganze Tage mit dem Lesen des Thomas a Kempis zu, der ihm von unbekannter Hand übersandt worden war. Was Pierre wieder und wieder aus diesem Buche schöpfte, war der ihm bis dahin völlig fremde Glaube an die Möglichkeit der Vervollkommnung und die Möglichkeit jener brüderlichen, thätigen Menschenliebe, welche ihm zuerst durch Ossip Aleksejewitsch gezeigt worden war.

Eine Woche nach Pierres Rückkehr trat eines Abends der junge polnische Graf Wilarski, den er oberflächlich aus der Petersburger Gesellschaft kannte, bei ihm ein. Seine Miene hatte etwas Feierliches, Officielles, wie die des Sekundanten Dolochows, und nachdem er die Thür hinter sich geschlossen und sich überzeugt hatte, daß außer Pierre Niemand zugegen war, wandte er sich zu ihm.

Ich komme mit einem Auftrage und einem Anerbieten, Graf, sagte er, ohne sich zu setzen. Eine in unserer Brüderschaft sehr hoch gestellte Persönlichkeit hat sich dafür verwendet, daß Sie vor dem gewöhnlichen Termin in die Gesellschaft aufgenommen werden, und hat mir das Amt

zuertheilt, Ihr Bürge zu sein. Diesen Auftrag zu erfüllen halte ich für heilige Pflicht. Wollen Sie mit meiner Bürgschaft in den Freimaurer-Orden eintreten?

Pierre war überrascht von dem kalten, strengen Tone dieses Mannes, den er immer nur in der Gesellschaft, an der Seite glänzender Frauen, mit einem liebenswürdigen Lächeln gesehen hatte.

Ja, ich will es, antwortete er.

Wilarski neigte den Kopf.

Noch eine Frage, Graf, sagte er, auf welche ich Sie bitte, mir nicht als künftiger Freimaurer, sondern als Ehrenmann (galant homme) zu antworten: haben Sie sich von Ihren früheren Ansichten losgesagt? glauben Sie an Gott?

Pierre bedachte sich eine Weile; dann sagte er:

Ja . . . ja . . . ich glaube an Gott!

In diesem Falle . . . fing Wilarski an; aber Pierre unterbrach ihn.

Ja, ich glaube an Gott! sagte er noch einmal.

In diesem Falle können wir fahren; mein Wagen steht zu Ihren Diensten.

Den ganzen Weg war Wilarski still. Auf Pierres Fragen, was er thun und wie er antworten solle, sagte Wilarski nur, daß würdigere Brüder Pierres Prüfung vorzunehmen hätten und daß er nichts zu thun habe, als die Wahrheit zu sagen.

Nachdem sie in das Thor des großen Hauses eingefahren waren, wo die Loge ihren Sitz hatte, gingen sie über eine finstere Treppe und kamen in ein kleines, erleuchtetes Vorzimmer, wo sie ohne Hilfe einer Bedienung ihre Pelze ablegten. Aus dem Vorzimmer gingen sie in ein anderes Gemach. Ein Mann in besonderer Tracht

zeigte sich an der Thür, Wilarski ging ihm entgegen, sagte ihm leise etwas auf Französisch und näherte sich einem kleinen Schranke, in welchem Pierre fremdartige Kleidungsstücke bemerkte. Nachdem er aus dem Schranke ein Tuch genommen, legte er es um Pierres Augen und band es am Hinterkopfe zu, indem er die Haare in schmerzhafter Weise in den Knoten hineinzog. Dann bog er ihn zu sich nieder, küßte ihn, faßte seine Hand und führte ihn fort. Pierre thaten die eingebundenen Haare weh; er verzog das Gesicht vor Schmerz, während er zugleich verlegen lächelte. Seine colossale Gestalt mit den herunter hängenden Armen, dem gerunzelten lächelnden Gesicht ging mit unsicheren, schüchternen Schritten hinter Wilarski her.

Nachdem sie ungefähr zehn Schritte weit gegangen waren, blieb Wilarski stehen.

Was auch mit Ihnen vorgehen mag, sagte er, Sie müssen, wenn Sie sich fest entschieden haben, in unsere Brüderschaft einzutreten, Alles muthig ertragen. (Pierre drückte seine Zustimmung durch ein Kopfnicken aus.) Wenn Sie an die Thüre klopfen hören, nehmen Sie die Binde ab . . . Ich wünsche Ihnen Muth und Erfolg. Wilarski drückte Pierre die Hand und verließ das Zimmer.

Als Pierre allein war, lächelte er noch immer in derselben Weise. Ein paarmal zuckte er mit den Achseln, erhob die Hand, als ob er das Tuch abnehmen wollte, und ließ sie wieder sinken. Die fünf Minuten, die er mit verbundenen Augen zubrachte, schienen ihm eine Stunde; seine Hände erstarrten, seine Kniee erlahmten; er fühlte sich müde und hatte die verschiedenartigsten, complicirtesten Empfindungen. Er fürchtete sich vor dem, was mit ihm vorgehen würde, und fürchtete noch mehr, seine Angst zu verrathen.

Er war begierig, was sich ihm zeigen sollte, aber vor Allem freute er sich, daß der Augenblick herankam, wo er den Weg der Wiedergeburt, den Weg zu jenem thätigen, tugendhaften Leben betreten würde, für das er seit der Begegnung mit Ossip Alexejewitsch schwärmte. Plötzlich wurden heftige Schläge an die Thür hörbar. Pierre nahm das Tuch ab und blickte umher. Das Zimmer war dunkel; nur an einer Stelle brannte ein Flämmchen in etwas Weißem. Pierre trat heran und fand, daß das Licht auf einem schwarzverhangenen Tische vor einem aufgeschlagenen Buche stand — es war das Evangelium — und das Weiße, in dem das Lämpchen brannte, war ein Todtenkopf mit seinen Augenhöhlen und Zähnen.

Nachdem Pierre die ersten Worte des Evangeliums gelesen hatte: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott," ging Pierre um den Tisch herum und erblickte einen großen offenen Kasten, der mit etwas gefüllt war. Es war ein Sarg mit Todtengebeinen. Er wunderte sich nicht darüber. Erfüllt von der Hoffnung, in ein neues Leben einzutreten, das von dem früheren ganz verschieden war, hatte er sich auf alles Ungewöhnliche gefaßt gemacht... auf mehr, als er sah. Der Schädel, der Sarg, das Evangelium ... ihm war, als hätte er all dies erwartet, als hätte er noch mehr erwartet. Voll Verlangen, ein Gefühl der Rührung in sich hervorzurufen, sah er sich um. „Gott, Tod, Liebe, Menschenverbrüderung," sagte er vor sich hin, indem er mit diesen Worten unklare, aber beglückende Vorstellungen verband. Die Thür ging auf, ein Mann trat ein.

Bei dem schwachen Licht, an welches sich Pierres Auge schon gewöhnt hatte, ward ein Mann von mittlerer Größe sichtbar. Wahrscheinlich kam er aus dem Licht in

die Finsterniß, denn er blieb wie unsicher einen Augenblick stehen, näherte sich dann mit vorsichtigen Schritten dem Tische und legte seine kleinen, mit ledernen Handschuhen bekleideten Hände darauf.

Dieser kleine Mann trug eine weiße, lederne Schürze, welche seine Brust und einen Theil seiner Beine bedeckte; um den Hals trug er ein Band und darüber eine breite Halskrause, welche sein längliches, von unten beleuchtetes Gesicht umrahmte.

Zu welchem Zweck sind Sie hierher gekommen? fragte der Eingetretene, indem er sich bei einem Geräusch, das Pierre machte, zu ihm wandte. Warum sind Sie, der Sie nicht an die Wahrheit des Lichtes glaubten und das Licht nicht sahen, warum sind Sie hierher gekommen? Was suchen Sie bei uns? Weisheit, Tugend, Erleuchtung?

In dem Augenblick, als die Thür sich öffnete und der Unbekannte eintrat, empfand Pierre eine Regung von Furcht und Ehrerbietung, ähnlich der, welche er in der Kindheit bei der Beichte zu empfinden pflegte. Er befand sich hier Aug' in Auge mit einem Manne, der ihm in Hinsicht auf äußere Lebensbedingungen völlig fremd war und ihm nun, in der allgemeinen Menschenverbrüderung, so nahe stand. Mit einem Herzklopfen, das ihm den Athem raubte, näherte sich Pierre dem Redner (so hieß in der Freimaurerei der Bruder, welcher den „Suchenden“ zur Aufnahme vorbereitete) und fand in ihm einen Bekannten Namens Smoljaninow — eine Entdeckung, die ihn peinlich berührte — der Eingetretene sollte ihm nur Bruder und Tugendlehrer sein. Lange war Pierre außer Stande, ein Wort hervorzubringen, so daß sich der Redner genöthigt sah, seine Frage zu wiederholen.

Ja, ich, ich ... ich sehne mich nach der Wiedergeburt! brachte Pierre mühsam hervor.

Gut! sagte Smoljaninow und fuhr sogleich in ruhigem Tone fort: Haben Sie einen Begriff von den Mitteln, mit welchen unser heiliger Orden Ihnen helfen wird Ihr Ziel zu erreichen?

Ich ... erhoffe ... Belehrung ... Hilfe zur Wiedergeburt, sagte Pierre mit zitternder Stimme und einem Stocken der Rede, das theils von seiner Aufregung herrührte, theils von der Ungewohntheit, russisch über abstrakte Dinge zu sprechen.

Welche Vorstellung haben Sie von der Freimaurerei?

Ich stelle mir vor, die Freimaurerei ist eine Fraternité und Gleichheit unter den Menschen, deren Zweck die Tugend ist, antwortete Pierre, indem er eine gewisse Scham darüber empfand, daß seine Redeweise diesem feierlichen Augenblicke nicht besser entsprach. Ich stelle mir vor ...

Gut! fiel der Redner ein, der augenscheinlich durch Pierres Antwort befriedigt war. Haben Sie die Mittel, Ihr Ziel zu erreichen, in der Religion gesucht?

Nein, ich habe sie nicht für wahr gehalten und folgte ihr nicht, sagte Pierre so leise, daß ihn der Redner nicht verstand und fragte, was er gesagt hätte.

Ich war Atheist! antwortete Pierre.

Sie suchen die Wahrheit, um im Leben ihren Gesetzen zu folgen, also suchen Sie Weisheit und Tugend, nicht wahr? fragte der Redner nach kurzem Schweigen.

Ja, ja! bestätigte Pierre.

Der Redner räusperte sich, kreuzte die Hände über der Brust und begann:

Jetzt muß ich Ihnen die Ziele unseres Ordens offen-

baren, sagte er, und wenn diese Ziele mit den Ihrigen sich decken, werden Sie mit Nutzen in unsere Brüderschaft eintreten. Die erste Hauptaufgabe und zugleich die Grundlage, auf welche unsere Gemeinschaft gegründet ist und welche keine menschliche Kraft stürzen kann, ist die Aufbewahrung und Ueberlieferung eines hohen Geheimnisses, das von den ältesten Zeiten und sogar von dem ersten Menschen auf uns gekommen ist und von welchem vielleicht das Schicksal des Menschengeschlechts abhängt. Da selbiges Geheimniß aber von solcher Art ist, daß es Niemand verstehen und nützen kann, wenn er nicht durch eine lange, gewissenhafte Reinigung vorbereitet ist, so kann nicht Jeder hoffen, es schnell zu erfassen. Unsere zweite Aufgabe ist darum, unsere Mitglieder vorzubereiten, das heißt, so viel als möglich ihr Herz zu läutern und ihren Verstand aufzuklären. Dies geschieht durch die Mittel, welche uns durch die Ueberlieferung derer zu Theil geworden sind, die sich um das Ergründen des Geheimnisses verdient gemacht haben. Durch die Reinigung und Vervollkommnung unserer Mitglieder suchen wir drittens das ganze menschliche Geschlecht zu verbessern, indem wir ihm in unseren Mitgliedern Beispiele der Frömmigkeit und Tugend zeigen und uns mit allen Kräften bemühen, das Böse, welches in der Welt herrscht, zu bekämpfen. Denken Sie darüber nach, ich komme wieder, schloß er und verließ das Zimmer.

Das Böse, welches in der Welt herrscht, zu bekämpfen, ... wiederholte Pierre, und seine künftige Thätigkeit schien ihm auf diesem Felde zu liegen. Vor seinen geistigen Augen standen Die, welche ihm glichen, wie er noch vor vierzehn Tagen gewesen, und in Gedanken richtete er an sie belehrende, ermahnende Worte. Er stellte sich

lasterhafte und unglückliche Menschen vor, denen er mit Worten und Thaten half, und Bedrücker, denen er ihre Opfer entriß. Von den drei Aufgaben, die der Redner genannt, stand diese letzte, die Besserung des Menschengeschlechtes, Pierres Herzen besonders nahe. Obgleich das hohe Geheimniß, von welchem der Redner gesprochen hatte, seine Wißbegierde reizte, schien es ihm doch nicht so wichtig zu sein, und die zweite Aufgabe: Reinigung und Besserung seiner selbst, kümmerte ihn wenig, weil er sich in diesem Augenblick von den früheren Fehlern gebessert und ganz nur zum Guten bereit fühlte.

Nach einer halben Stunde kehrte der Redner zurück, um dem Suchenden die sieben Tugenden zu nennen, welche den sieben Stufen des Salomonischen Tempels entsprachen, und welche jeder Freimaurer in sich hegen muß. Diese Tugenden waren: 1. Bescheidenheit und Verschwiegenheit der Ordensgeheimnisse. 2. Gehorsam gegen die höheren Ordensgrade. 3. Sittenreinheit. 4. Menschenliebe. 5. Tapferkeit. 6. Mildthätigkeit und 7. Liebe zum Tode.

Die siebente Tugend streben Sie zu erringen, sagte der Redner, indem Sie durch öfteres Nachdenken über den Tod sich daran gewöhnen, ihn nicht mehr als fürchterlichen Feind, sondern als Freund zu betrachten . . . als einen Freund, der die Seele, die sich in diesem Leben der Trübsal in den Mühen der Tugend gequält, erlöst, um sie an die Stätte der Gnade und des Friedens zu geleiten.

„Ja, so muß es sein! dachte Pierre, als sich der Redner nach diesen Worten wieder entfernte und ihn seinem einsamen Nachdenken überließ. So muß es sein! aber ich bin noch so schwach, daß ich das Leben liebe, dessen Sinn mir erst jetzt allmählich enthüllt wird.“ Die übrigen

fünf Tugenden, auf die sich Pierre, an den Fingern nachzählend, besinnen konnte: Tapferkeit, Mildthätigkeit, Sittenreinheit, Menschenliebe und besonders Gehorsam fand er in seiner Seele. Der Gehorsam erschien ihm nicht einmal wie eine Tugend, sondern wie ein Glück. (Er war froh darüber, von seiner Unabhängigkeit befreit zu werden und seinen Willen Demjenigen und Denjenigen zu unterwerfen, welche die unzweifelhafte Wahrheit kannten.) Die siebente Tugend hatte Pierre vergessen und konnte sich durchaus nicht darauf besinnen.

Zum drittenmale kehrte der Redner schneller zurück und fragte Pierre: ob er noch bei seiner Absicht beharre und sich Allem unterwerfen wolle, was von ihm verlangt werden würde?

Ich bin zu Allem bereit, sagte Pierre.

Dann muß ich Ihnen noch mittheilen, sagte der Redner, daß unser Orden seine Lehre nicht nur in Worten vorträgt, sondern auch durch andere Mittel, welche auf den wahren Sucher der Weisheit und Tugend vielleicht stärker wirken, als mündliche Erklärungen. So muß dieser Tempel mit dem, was er enthält, Ihrem Herzen, wenn es empfänglich ist, mehr offenbart haben, als Worte. Vielleicht werden Sie bei der weiteren Aufnahme noch mehr solcher symbolischen Offenbarungen empfangen. Unser Orden ahmt den alten Brüderschaften nach, welche ihre Lehren in Hieroglyphen einkleideten. Hieroglyphen nennen wir die bildliche Darstellung irgend eines unbeseelten Dinges, welches die zu bezeichnenden Eigenschaften in sich enthält.

Pierre wußte sehr gut, was Hieroglyphen sind, wagte aber nicht, eine Bemerkung zu machen, hörte den Redner

schweigend an und fühlte aus Allem heraus, daß die Prüfungen gleich beginnen würden.

Wenn Sie entschlossen sind, habe ich den Auftrag, Sie einzuführen, sagte der Redner, indem er an Pierre herantrat. Als Beweis der Mildthätigkeit bitte ich Sie, mir alle Ihre Kostbarkeiten zu geben.

Ich habe nichts bei mir, antwortete Pierre, welcher glaubte, daß man die Herausgabe von Allem verlangte, was er besaß.

Was Sie bei sich haben: Uhr, Geld, Ringe . . .

Pierre zog eilig Uhr und Börse aus der Tasche, aber den Trauring konnte er lange nicht von seinem dicken Finger abstreifen. Nachdem es gelungen war, sagte der Freimaurer:

Zum Beweis des Gehorsams, bitte ich Sie, sich auszukleiden.

Pierre zog, der Weisung des Redners gemäß, den Frack aus, die Weste und den linken Stiefel. Dann schob ihm der Freimaurer das Hemd von der linken Seite der Brust zurück und streifte ihm am linken Beine das Beinkleid bis über das Knie in die Höhe. Pierre wollte schnell auch den rechten Stiefel abziehen und das Beinkleid aufschlagen, um dem fremden Manne diese Mühe zu ersparen; aber der Freimaurer sagte ihm, das wäre nicht nöthig, und gab ihm einen Pantoffel für den linken Fuß.

Ein kindlich-verschämtes, zweifelndes, selbstverspottendes Lächeln trat unwillkürlich auf Pierres Gesicht, und so stand er mit herabhängenden Händen und ausgespreizten Füßen vor dem Bruder Redner und erwartete seine weiteren Befehle.

Endlich, als Beweis der Herzensreinheit bitte ich Sie, mir Ihre Hauptleidenschaft zu nennen.

Meine Leidenschaft! Ich hatte so viele, sagte Pierre.

Die Leidenschaft, welche Sie am meisten auf dem Wege der Tugend straucheln ließ, sagte der Redner.

Pierre schwieg eine Weile nachdenklich still.

„Völlerei, Müßiggang, Faulheit, Heftigkeit, Bosheit, Sinnlichkeit," zählte er in Gedanken auf und suchte sich klar zu machen, wozu er den meisten Hang besessen.

Die Sinnlichkeit! sagte er endlich mit kaum hörbarer Stimme. Der Freimaurer rührte sich nicht und schwieg, nachdem er diese Antwort erhalten, eine geraume Weile. Endlich trat er Pierre näher, nahm das auf dem Tische liegende Tuch und verband ihm abermals die Augen.

Zum letztenmale wiederhole ich Ihnen, sagte er dann, daß Sie Ihre ganze Aufmerksamkeit auf Ihre Selbsterziehung zu wenden haben. Legen Sie Ihre Gefühle in Ketten und suchen Sie die Glückseligkeit nicht in Leidenschaften, sondern in Ihrem eigenen Herzen. Die Quelle des Glücks liegt nicht außer uns, sondern in uns.

Pierre hatte längst diesen erfrischenden Quell der Glückseligkeit, der jetzt seine Seele mit Wonne und Rührung erfüllte, in sich selbst geahnt.

IV.

Pierre blieb wieder allein, und dann kam nicht der Redner, sondern sein Bürge Wilarski, den er an der Stimme erkannte, zu ihm in die dunkle Halle.

Auf die wiederholte Frage: ob er bei seiner Absicht beharre? antwortete Pierre: Ja, ja, ich bin entschlossen! und ging mit seinem kindlichen leuchtenden Lächeln, seiner

offenen, fetten Brust und seinen ungleichen, furchtsamen Schritten vorwärts, trotz der Degenspitze, die Wilarski auf seine nackte Brust stemmte.

Aus der Halle leitete ihn sein Führer durch den Korridor, in dem er einige Wendungen machte, und endlich kamen sie an die Thür der Loge. Wilarski hustete. Man antwortete mit dem Maurerzeichen der Hammerschläge und die Thür öffnete sich. Eine Baßstimme (Pierres Augen waren noch immer verbunden) legte ihm die Fragen vor: wer er sei, wann und wo geboren und dergleichen. Dann führte man ihn wieder umher, und während er ging, erzählte man ihm in Allegorien von der Mühseligkeit seiner Wanderung, von der heiligen Freundschaft, von dem ewigen Erbauer der Welt, von dem Muthe, mit welchem er Arbeit und Gefahren ertragen müsse. Während dieser Wanderung bemerkte Pierre, daß man ihn bald Suchenden, bald Leidenden, bald Verlangenden nannte und dabei in verschiedener Weise mit Hämmern und Degen aufschlug. Er bemerkte auch, daß unter seinen Führern einmal eine gewisse Verlegenheit und Verwirrung entstand, und hörte, daß die Männer, die ihn umgaben, mit einander stritten, und daß Einer von ihnen darauf bestand, den Aufzunehmenden noch über einen Teppich zu geleiten. Darauf faßte man seine Rechte, legte sie auf einen Gegenstand, befahl ihm, mit der linken einen Cirkel an die linke Brust zu setzen und ließ ihn den Schwur der Treue für die Gesetze des Ordens, den einer der Brüder vorlas, nachsprechen.

Nun wurden die Lichte gelöscht und, wie Pierre am Geruch erkannte, Spiritus angezündet. Dabei sagte man ihm, daß er jetzt ein kleines Licht sehen würde, nahm ihm

die Binde ab, und Pierre sah wie im Traume bei dem schwachen Licht der Spiritusflamme einige Männer um sich herum stehen, die eben solche Schürzen trugen wie der Redner und ihre Degen auf seine Brust gezückt hatten. Unter ihnen war ein Mann in weißem mit Blut bedecktem Hemde. Bei diesem Anblick drängte Pierre die Brust hastig vorwärts mit dem Wunsche, daß ihn die Degenspitzen durchbohren möchten, aber man zog sie zurück und legte ihm sogleich wieder die Binde um die Augen.

Jetzt hast Du das kleine Licht gesehen, sagte ihm eine unbekannte Stimme. Dann wurden die Lichte wieder angezündet; man sagte ihm, er solle das volle Licht sehen, nahm ihm die Binde ab, und mehr als zehn Stimmen riefen gleichzeitig: Sic transit gloria mundi!

Allmählich begann Pierre zu sich selbst zu kommen und fing an, das Zimmer zu betrachten, in dem er sich befand, und die Menschen, welche ihn umgaben. Um den langen, schwarzverhangenen Tisch saßen etwa zwölf Männer, alle in derselben Tracht, wie die, welche er früher gesehen. Einige von ihnen kannte Pierre aus der Petersburger Gesellschaft. Den Vorsitz führte ein ihm unbekannter junger Mann mit einem eigenthümlichen Kreuz auf der Brust. Rechts von ihm saß der italienische Abbate, den Pierre vor zwei Jahren bei Anna Pawlowna gesehen hatte. Ferner erkannte er einen hochgestellten Staatsmann und einen Schweizer, der Erzieher war und früher bei Kuragins gewohnt hatte. Alle verharrten in feierlichem Schweigen und warteten auf die Worte des Vorsitzenden, der einen Hammer in der Hand hielt. In die Wand war ein brennender Stern eingefügt; an einer Seite des Tisches befand sich ein kleiner Teppich, in welchen verschiedene Figuren einge-

wirkt waren, an der andern Seite eine Art Altar mit dem Evangelium und dem Todtenkopfe. Rings um den Tisch standen sieben große, Kirchenleuchtern ähnliche Kandelaber. Zwei von den Brüdern führten Pierre zu dem Altare, brachten seine Füße in die Lage eines rechten Winkels, befahlen ihm, sich niederzulegen und sagten ihm, daß er sich damit vor dem Thore des Tempels beuge.

Er muß erst eine Kelle bekommen, bemerkte leise einer der Brüder.

Ach, bitte, lassen Sie doch! meinte der Andre.

Anstatt zu gehorchen, sah sich Pierre mit verwirrten, kurzsichtigen Augen um, und plötzlich kam ein Zweifel über ihn.

Wo bin ich? was thue ich? macht man sich nicht über mich lustig? wird nicht die Erinnerung an diese Stunde später etwas Beschämendes für mich haben? fragte er sich selbst. Aber dieser Zweifel währte nur einen Augenblick. Er sah sich um, und die ernsten Gesichter der ihn umgebenden Männer erinnerten ihn an Alles, was er durchgemacht, und er begriff, daß er nicht auf halbem Wege stehen bleiben konnte. Er erschrak über seine Zweifel und beugte sich vor dem Thor des Tempels, indem er die frühere süße Rührung wieder in sich zu erwecken suchte; und wirklich kam sie über ihn, noch stärker als das erste Mal.

Nachdem er eine Weile dagelegen, befahl man ihm, aufzustehen, bekleidete ihn mit einer weißen Lederschürze, wie sie die Anderen trugen, gab ihm eine Kelle und drei Paar Handschuhe; dann wandte sich der Meister vom Stuhl zu ihm. Er sagte, er möge sich hüten, die Weiße der Schürze, das Symbol der Kraft und Reinheit in irgend einer Weise zu beflecken. Von der Kelle, dessen Bedeutung

noch nicht erklärt war, bemerkte der Vorsitzende: Pierre möge sich seiner bedienen, um sein eigenes Herz von Fehlern zu reinigen, das Herz des Nächsten aber nachsichtig damit zu ebnen. Bei Ueberreichung des ersten Paares der Handschuhe sagte er: ihre Bedeutung könne Pierre noch nicht erfahren, aber er möge sie sorgsam aufheben, und das zweite Paar möge er bei den Versammlungen der Brüder tragen. Das dritte Paar waren Damenhandschuhe.

Lieber Bruder, diese Frauenhandschuhe sind für Sie bestimmt, sagte der Meister vom Stuhl; geben Sie sie dem Weibe, das Sie höher achten, als jedes Andere. Durch diese Gabe zeigen Sie ihr an, daß Sie sie werth halten, Freimaurerin zu sein. Er schwieg eine Weile, dann fügte er hinzu: Aber gieb Acht, lieber Bruder, daß diese Handschuhe keine unreinen Hände schmücken.

Bei diesen letzten Worten schien der Meister vom Stuhl in Verlegenheit zu gerathen; Pierre wurde noch verlegener, erröthete bis zu Thränen, wie Kinder erröthen, fing an, sich unruhig umzusehen, und es entstand ein peinliches Schweigen.

Endlich wurde die Pause durch einen der Brüder unterbrochen, der Pierre zu dem Teppich führte und anfing, ihm die Bedeutung aller darauf abgebildeten Figuren aus einem Hefte vorzulesen. Es waren: Sonne, Mond, Hammer, Richtloth, der rohe Stein, der Würfel, die Säule und so weiter. Dann wurde Pierre sein Platz angewiesen, man machte ihn mit den Abzeichen der Loge bekannt, sagte ihm das Losungswort und erlaubte ihm endlich, sich zu setzen, worauf der Meister vom Stuhl die Satzungen vorlas.

Diese Satzungen waren sehr lang, und Pierre war vor Freude, Aufregung und Scham nicht im Stande zu

verstehen, was vorgelesen wurde. Er hörte und behielt nur die letzten Worte:

„In unseren Tempeln, las der Meister vom Stuhl, kennen wir keinen andern Unterschied, als den, welcher zwischen Tugend und Laster besteht. Hüte Dich, irgend einen Unterschied zu machen, der die Gleichheit stören könnte. Eile dem Bruder zu Hilfe, wer er auch sei; belehre den Irrenden; erhebe den Gefallenen und hege niemals Zorn oder Feindseligkeit gegen den Bruder. Sei liebreich und freundlich; erwecke in allen Herzen das Feuer der Tugend; nimm Theil am Glücke Deines Nächsten, und möge dieser reine, süße Genuß nie durch Neid gestört werden.

„Verzeihe Deinem Feinde; räche Dich nicht, es sei denn durch Wohlthun. Indem Du in dieser Weise das höchste Gesetz erfüllst, findest Du die Spur der alten Erhabenheit wieder, die Du verloren hast.“

Mit diesen Worten schloß der Meister vom Stuhl, erhob sich, umarmte Pierre und küßte ihn.

Pierre sah mit Freudenthränen in den Augen umher und wußte kaum, wie er auf die Glückwünsche der alten und neuen Bekannten, die ihn umringten, Antwort finden sollte. Er legte übrigens kein Gewicht auf die frühere Bekanntschaft, sondern sah alle Anwesenden nur als Brüder an, deren Aufgaben zu theilen er vor Ungeduld brannte.

Der Meister vom Stuhl schlug mit dem Hammer auf; Alle nahmen ihre Plätze ein und einer der Brüder verlas die Lehre von der Nothwendigkeit der Demuth.

Als dies geschehen war, befahl der Meister vom Stuhl die letzte Pflicht zu erfüllen; und der hohe Würdenträger, der den Namen „Almosensammler“ trug, begann sogleich

im Kreise der Brüder herumzugehen. Pierre wollte erst alles Geld, das er augenblicklich hatte, in den Sammelbogen einschreiben; aber dann fürchtete er, daß dies als Hochmuth ausgelegt werden könnte, und schrieb nur so viel ein, wie die Anderen.

Damit wurde die Sitzung geschlossen. Als Pierre nach Hause kam, hatte er das Gefühl, als ob er von einer weiten Reise zurückgekehrt sei, auf welcher er Jahrzehnte zugebracht und sich völlig verändert hatte, so daß er der früheren Ordnung und Gewohnheit des Lebens fremd geworden war.

V.

Am Tage nach der Aufnahme in die Loge saß Pierre zu Hause, las und suchte in die Bedeutung des Quadrats einzudringen, dessen vier Seiten Gott, Seele, Körper und die Verbindung von Seele und Körper darstellten. Dann und wann riß er sich von dem Buche mit dem Quadrate los und entwarf einen neuen Lebensplan. Gestern in der Loge hatte man ihm gesagt: der Kaiser wäre von seinem Duell unterrichtet, es würde daher besser für ihn sein, sich von Petersburg zu entfernen. Pierre hatte sich vorgenommen, auf seine Güter im Süden zu gehen und sich dort mit seinen Bauern zu beschäftigen. Mit großer Freude dachte er wieder an dies neue Leben, als unerwartet Fürst Wassilij eintrat.

Lieber Freund, was hast Du in Moskau angestellt? Warum hast Du Dich mit Lola überworfen? ... Du bist im Irrthum, mein Lieber, rief Fürst Wassilij, indem er in das Zimmer trat. Ich weiß Alles und kann Dich

versichern, daß Helène Dir gegenüber eben so schuldlos ist, wie Christus vor den Juden.

Pierre wollte antworten, aber der Fürst unterbrach ihn.

Und warum hast Du Dich nicht einfach an mich gewandt, wie an einen Freund? sagte er; ich weiß Alles, verstehe Alles! . . . Du hast Dich benommen, wie es einem Manne zukommt, der auf seine Ehre hält . . . hast vielleicht etwas zu rasch gehandelt; aber darüber wollen wir nicht streiten. Bedenke nur das Eine: in welche Lage bringst Du sie und mich in den Augen der Gesellschaft und sogar — er ließ die Stimme sinken — in denen des Hofes. Sie lebt in Moskau, Du hier! Bedenke doch, mein Lieber! Er zog Pierres Hand nach unten. Hier liegt ein Mißverständniß vor, ich glaube, Du selbst mußt das fühlen. Lasse uns gleich Beide an Helène schreiben; sie wird herkommen und Alles wird sich aufklären. Sonst, mein Lieber, das sage ich Dir ganz offen, kannst Du in Unannehmlichkeiten gerathen.

Der Fürst sah Pierre mit vielsagendem Blicke an und fügte hinzu:

Aus sicherer Quelle weiß ich, daß sich die Kaiserin Wittwe sehr lebhaft für die Sache interessirt. Du weißt, sie ist sehr gnädig gegen Helène.

Pierre hatte schon mehrmals etwas sagen wollen, aber theils ließ ihn Fürst Wassilij nicht dazu kommen, theils scheute sich Pierre selbst den entschieden abweisenden Ton anzuschlagen, in dem er fest entschlossen war seinem Schwiegervater zu antworten. Außerdem erinnerte er sich der Worte in den Freimaurer-Satzungen: „Sei freundlich und liebreich". Er runzelte die Stirn, erröthete, stand auf und setzte sich wieder, indem er innerlich an sich arbeitete,

um das zu thun, was ihm am schwersten fiel, nämlich: Jemand etwas Unangenehmes in's Gesicht zu sagen und anders zu sprechen, als von ihm erwartet wurde. Er war so daran gewöhnt, sich dem nachlässigen, selbstbewußten Tone des Fürsten Wassilij zu fügen, daß er auch diesmal fühlte, er würde nicht im Stande sein, ihm zu widerstehen. Aber er fühlte auch, daß von dem, was er jetzt sagte, sein ganzes künftiges Schicksal abhing, daß es sich jetzt entscheiden mußte, ob er den alten früheren Weg oder den neuen gehen würde, den ihm die Freimaurer so lockend gezeigt hatten, und auf dem er überzeugt war die Wiedergeburt zu neuem Leben zu finden.

Nun denn, mein Lieber, fuhr Fürst Wassilij scherzend fort: sage „ja" und ich schreibe ihr, und wir schlachten ein fettes Kalb.

Aber Fürst Wassilij hatte nicht Zeit, seinen Scherz zu vollenden. Leise, ohne den Gast anzusehen und mit einer Wuth im Gesicht, die an seinen Vater erinnerte, sagte Pierre leise vor sich hin:

Fürst, ich habe Sie nicht gerufen, bitte, gehen Sie! Er sprang auf und öffnete die Thür. Bitte, gehen Sie! wiederholte er mit größerer Zuversicht, als er im Antlitz des Fürsten den Ausdruck der Verlegenheit und Furcht bemerkte.

Was ist mit Dir? Du bist krank!

Gehen Sie! wiederholte Pierre noch einmal mit bebender Stimme, und Fürst Wassilij mußte gehen, ohne Antwort erhalten zu haben.

Acht Tage später ging Pierre, nachdem er sich von seinen neuen Freunden, den Freimaurern verabschiedet und ihnen eine große Summe für Almosen übergeben hatte,

auf seine Güter. Seine neuen Brüder gaben ihm Briefe nach Kiew und Odessa an die dortigen Freimaurer und versprachen ihm zu schreiben, um ihn in seiner neuen Thätigkeit zu leiten.

VI.

Der Ehrenhandel Pierres und Dolochows war vertuscht, und trotz der damaligen Strenge des Kaisers in Bezug auf Duelle, hatten weder die beiden Gegner noch ihre Sekundanten dafür zu leiden gehabt. Aber die Gerüchte über die Ursache des Duells, die durch den Bruch zwischen Pierre und seiner Frau bestätigt wurden, verbreiteten sich in der Gesellschaft. Pierre, den man mit herablassender Nachsicht angesehen hatte, so lange er ein namenloser Bastard war, den man pries und liebkoste, als er einer der besten Heiratscanditaten des Reiches wurde, verlor schon durch seine Heirat, als Mädchen und Mütter nichts mehr von ihm zu hoffen hatten, sehr in der Meinung der „Welt“, noch mehr aber dadurch, daß er den Beifall der Gesellschaft weder zu erringen wußte, noch zu erringen strebte. Jetzt gab man ihm allein an dem Vorgefallenen schuld; man nannte ihn einen einfältigen, eifersüchtigen Menschen, der wie sein Vater, Anfällen blutdürstiger Tollheit unterworfen sei. Und als Helène nach Pierres Abreise nach Petersburg zurück kam, wurde sie von allen Bekannten nicht nur freundlich, sondern mit einer Auszeichnung empfangen, die ihrem Unglück galt. Wenn sich das Gespräch ihrem Mann zuwandte, nahm Helène, ohne sich Rechenschaft zu geben warum, mit dem ihr eigenen Takt, einen würdevollen Ausdruck an, der zu sagen schien: sie hätte sich entschlossen, ihr Unglück ohne Klagen zu er-

dulden und betrachte ihren Mann als ein ihr von Gott auferlegtes Kreuz. Fürst Wassilij sprach seine Meinung desto unumwundener aus. Er zuckte die Achseln, wenn von Pierre die Rede war, und sagte, indem er auf die Stirn zeigte:

Halb verrückt, ich habe es immer gesagt.

Das habe ich vorausgesagt! erklärte auch Anna Pawlowna, so oft von Pierre gesprochen wurde. Sie wollte die Erste gewesen sein, die herausgefunden, daß er ein halbverrückter und durch die schändlichen Ideen des Jahrhunderts verdorbener junger Mensch sei.

Ich habe das schon gesagt, als er eben aus dem Auslande zurückkam und Alle von ihm entzückt waren. Und erinnern Sie sich, wie er eines Abends bei mir eine Art Marat spielen wollte? Wohin hat das nun geführt? Ich habe auch die Heirat nicht gewünscht und Alles vorausgesagt, wie es gekommen ist.

Anna Pawlowna veranstaltete, wie früher, wenn sie vom Dienst frei war, Abendgesellschaften, die sie mit einem nur ihr eigenen Talent herzurichten wußte — Gesellschaften, zu denen sich, wie sie selbst zu sagen pflegte, „die Crême der wahrhaft guten Gesellschaft, die Blüthe der geistigen Essenz der Petersburger großen Welt," versammelte. Ferner zeichneten sich Anna Pawlownas Gesellschaften noch dadurch aus, daß die Wirthin ihrer Gesellschaft jedesmal irgend ein neues, interessantes Gesicht vorsetzte, und daß sich nirgend so deutlich und genau wie hier der Stand des politischen Thermometers, die Stimmung der höfischen, legitimistischen Petersburger Kreise kund gab.

Zu Ende des Jahres 1806, als die traurigen Einzelheiten der Vernichtung des preußischen Heeres durch Napo-

leon bei Jena und Auerstädt, sowie die Uebergabe des größten Theils der preußischen Festungen bereits bekannt geworden waren, als unsere Heere ins Preußische einrückten und unser zweiter Krieg mit Napoleon begann, gab Anna Pawlowna eine Gesellschaft. „Die Crême der wahrhaft guten Gesellschaft“ bestand diesmal aus der bezaubernden, unglücklichen, von ihrem Manne verlassenen Helène, Mortemart, dem bezaubernden Fürsten Hippolyt, der eben aus Wien gekommen war, zwei Diplomaten, Tantchen, einem jungen Menschen, der im Salon den Ruf hatte, „ein Mann von großen Verdiensten“ zu sein, einer neuernannten Hofdame mit ihrer Mutter und einigen andern, weniger bemerkenswerthen Persönlichkeiten.

Das Gesicht, welches diesen Abend Anna Pawlownas Gästen als Neuigkeit vorgesetzt wurde, war das von Boris Drubezkoj, der eben als Courier von der preußischen Armee zurückkam und bei einer hochgestellten Persönlichkeit Adjutant war.

Der Stand des politischen Thermometers ließ sich heute etwa folgendermaßen in Worte fassen: Wie sehr sich alle europäischen Herrscher und Staatenlenker auch bemühen mögen, Bonaparte zu verwöhnen, um mir und uns allen Kränkungen und Widerwärtigkeiten zu bereiten, unsere Meinung über Bonaparte kann sich nicht ändern. Wir hören nicht auf, in dieser Beziehung nach unserer Art zu denken und uns offen auszusprechen. Wir können dem König von Preußen und Andern nur sagen: „Um so schlimmer für Euch. Tu l'as voulu, George Dandin. Das ist Alles, was wir sagen können.“

So war der Stand des politischen Thermometers, wie er sich an dem Abend bei Anna Pawlowna zeigte.

Als Boris, mit dem die Gäste bewirthet werden sollten, in den Salon trat, war fast die ganze Gesellschaft versammelt, und das Gespräch, das von Anna Pawlowna geleitet wurde, handelte von unseren diplomatischen Beziehungen zu Oesterreich und der Hoffnung auf ein Bündniß mit diesem Staate.

Boris, der eine glänzende Adjutanten-Uniform trug, männlicher, frischer und lebhafter geworden war, trat unbefangen in den Salon und wurde sogleich, wie üblich, zur Begrüßung der Tante abgeführt und sodann erst dem allgemeinen Kreise eingefügt. Anna Pawlowna reichte ihm ihre welke Hand zum Kusse und machte ihn mit einigen ihm fremden Personen bekannt, indem sie leise über jede einzelne urtheilte:

Fürst Hippolyt Kuragin, ein liebenswürdiger junger Mann, sagte sie. Herr Krug, Geschäftsträger aus Kopenhagen, ein tiefer Geist . . . und einfach: Herr Schitow, ein Mann von großen Verdiensten, von dem, welcher sich dieses Rufes erfreute.

Boris war es zu dieser Zeit, Dank den Bemühungen Anna Michajlownas und seiner eigenen Vorsicht und Zurückhaltung bereits gelungen, sich eine angenehme dienstliche Stellung zu schaffen. Er war Adjutant bei einer sehr hochgestellten Persönlichkeit, hatte einen wichtigen Auftrag nach Preußen gehabt und kam eben von dort zurück. Jenes ihm in Olmütz klar gewordene, ungeschriebene Dienstreglement, nach welchem der Premierlieutenant bedeutend höher stehen kann, als der General, und nach welchem zum Erfolg im Dienst weder Anstrengungen, noch Arbeit, weder Tapferkeit, noch Ausdauer erforderlich sind, sondern nur ein gewisses Geschick im Verkehr mit denen, welche die Be-

lohnungen auszutheilen haben, war ihm zur Richtschnur geworden. Er wunderte sich oft, wie rasch er es zu etwas gebracht hatte und wie wenig sich die meisten Anderen darauf verstanden. In Folge dieser Entdeckung hatten sich seine Lebensweise, seine Beziehungen zu früheren Bekannten und seine Pläne für die Zukunft vollständig geändert. Er war nicht reich, verwandte aber sein letztes Geld darauf, besser gekleidet zu sein, als die Kameraden. Lieber wollte er sich alle Vergnügungen versagen, als daß er in einem schlechten Wagen gefahren wäre oder sich in einer alten Uniform auf den Petersburger Straßen gezeigt hätte. Er suchte nur die Bekanntschaft solcher, die höher standen als er, ihm also nützlich sein konnten. Er liebte Petersburg und sprach verächtlich von Moskau. Die Erinnerungen an das Rostowsche Haus und seine kindische Liebe zu Natascha waren ihm unangenehm, und seit dem Abgang zur Armee war er nicht wieder bei Rostows gewesen. In Anna Pawlownas Salon erscheinen zu dürfen, hielt er für eine große Auszeichnung und verstand sogleich seine Rolle. Er überließ es Anna Pawlowna, das Interesse für ihn zu wecken, und während er aufmerksam alle Anwesenden betrachtete und die Möglichkeiten und Vortheile berechnete, welche ihm die Annäherung an Jeden von ihnen bieten konnte, setzte er sich auf den ihm angewiesenen Platz neben die schöne Hélène und hörte dem allgemeinen Gespräche zu.

„Wien findet die Grundlagen des vorgeschlagenen Vertrages unannehmbar; meint, daß sie nur durch eine Reihe der glänzendsten Erfolge zu erreichen sein würden, und zweifelt an den Mitteln, die uns diese sichern könnten . . .“ Dies ist der authentische Wortlaut der vom Wiener Kabinet ertheilten Antwort, sagte der dänische Geschäftsträger.

Der Zweifel ist schmeichelhaft, meinte der tiefe Geist mit feinem Lächeln.

Wir müssen durchaus unterscheiden zwischen dem Wiener Kabinet und dem Kaiser von Oesterreich, bemerkte Mortemart. Der Kaiser hat einen solchen Gedanken niemals haben können. Nur das Kabinet spricht ihn aus.

Ah, mein lieber Vicomte, mischte sich Anna Pawlowna ein, Europa wird niemals unsere aufrichtige Bundesgenossin sein.

Dann lenkte Anna Pawlowna die Unterhaltung auf die Tapferkeit und Festigkeit des Königs von Preußen, um Boris mit in's Gespräch zu ziehen.

Boris hörte jedem der Sprechenden aufmerksam zu, wartete, bis er an die Reihe kommen würde, fand aber Muße, sich nach seiner Nachbarin, der schönen Helène, umzusehen, deren Augen denen des schönen Adjutanten mehr als einmal lächelnd begegneten.

Da eben von der Lage Preußens gesprochen wurde, war es sehr natürlich, daß Anna Pawlowna Boris bat, von seiner Reise nach Glogau und dem Zustande, in welchem er das preußische Heer gefunden hatte, zu erzählen. Boris fing an, mit großer Ruhe, in reinem, gutem Französisch viele interessante Einzelheiten über das Heer, über den Hof zu berichten, vermied aber während der ganzen Erzählung auf das Sorgfältigste, die eigene Meinung über die mitgetheilten Thatsachen auszusprechen. Eine Zeit lang fesselte Boris die allgemeine Aufmerksamkeit und Anna Pawlowna fühlte, daß die Neuheit, die sie servirte, von allen Gästen mit Vergnügen aufgenommen wurde. Das größte Interesse für Boris' Schilderungen zeigte Helène. Sie fragte ein paar Mal nach Einzelheiten seiner Reise und schien an der

Lage der preußischen Armee großen Antheil zu nehmen. Sobald er geendet hatte, wandte sie sich mit ihrem gewöhnlichen Lächeln zu ihm.

Sie müssen mich unbedingt besuchen, sagte sie mit einem Ton, als ob sie ihn aus wichtigen, ihm unbekannten Gründen nothwendig sprechen müßte. Freitag zwischen acht und neun Uhr — Sie werden mir eine große Freude machen.

Boris versprach ihren Wunsch zu erfüllen und wollte eine Unterhaltung mit ihr anknüpfen, als ihn Anna Pawlowna unter dem Vorwande abrief, daß die Tante etwas von ihm wissen wollte.

Sie kennen ja ihren Mann, sagte Anna Pawlowna, indem sie die Augen niederschlug und mit trauriger Geberde auf Helène zeigte. Ach, das ist eine so unglückliche und so reizende Frau! Sprechen Sie nicht mit ihr von ihm . . . bitte, thun Sie das nie . . . sie leidet zu sehr dabei.

VII.

Als Boris und Anna Pawlowna zu dem großen Kreise zurückkehrten, schien Fürst Hippolyt die Unterhaltung zu führen. Er beugte sich aus seinem Sessel vor und sagte:

Le roi de Prusse! dabei lachte er. Alle wandten sich zu ihm.

Le roi de Prusse? wiederholte Hippolyt, lachte wieder und setzte sich dann ruhig und ernst in den Sessel zurück. Anna Pawlowna wartete eine Weile, da er jedoch entschlossen schien, nichts weiter zu sagen, fing sie davon an, wie der gottlose Bonaparte in Potsdam den Degen Friedrichs des Großen geraubt hatte.

Es ist der Degen Friedrich des Großen, den ich . . . sagte sie, aber Hippolyt unterbrach sie mit den Worten:

Le roi de Prusse . . . und als man sich abermals zu ihm wandte, zog er sich zurück und schwieg. Anna Pawlowna runzelte die Stirn und Mortemart, ein Freund Hippolyts, kam ihm mit der Frage zu Hilfe:

Nun, auf wen haben Sie es denn gemünzt mit Ihrem König von Preußen?

Hippolyt lachte, als ob er sich seines Lachens schämte.

Nein, es ist nichts, ich wollte nur sagen . . . (er wollte den Witz wiederholen, den er in Wien gehört und während des ganzen Abends anzubringen gesucht), wollte nur sagen, daß wir Unrecht thun, Krieg zu führen pour le roi de Prusse.

Boris lächelte mit Vorsicht, so daß sein Lächeln sowohl Spott als Beifall für den Witz ausdrücken konnte — je nachdem die Gesellschaft ihn aufnehmen würde. Alle lachten.

Ihr Wortspiel ist schlecht; geistreich zwar, aber ungerecht, sagte Anna Pawlowna und drohte mit dem runzligen Finger. Wir führen Krieg nicht für den König von Preußen, sondern für die gute Sache. Oh, dieser schlechte Fürst Hippolyt! fügte sie hinzu.

Das Gespräch blieb den ganzen Abend ein sehr lebhaftes und drehte sich hauptsächlich um politische Neuigkeiten. Am eifrigsten wurde die Unterhaltung zu Ende der Soirée, als die Rede auf verschiedene Auszeichnungen kam, die der Kaiser ertheilt hatte.

N. N. hat ja im vorigen Jahre eine Tabaksdose mit Porträt bekommen, sagte der Mann mit dem tiefen Geist; warum sollte S. S. nicht auch eine erhalten?

Bitte um Verzeihung! eine Tabatière mit dem Bildniß des Kaisers ist eine Belohnung, aber keine Auszeichnung, antwortete der Diplomat; eher ein Geschenk.

Es hat Fälle gegeben ... ich kann Ihnen Schwarzenberg nennen.

Es ist unmöglich! widersprach der Andere.

Wetten wir! Das Großkreuz, das ist etwas Anderes ...

Als sich die Gäste erhoben, um aufzubrechen, wandte sich Helène, die den ganzen Abend wenig gesprochen hatte, noch einmal an Boris mit der Aufforderung und dem liebenswürdigen, vielbedeutenden Befehl, sie Dienstag zu besuchen.

Es muß durchaus sein! sagte sie, indem sie sich nach Anna Pawlowna umsah. Diese unterstützte Helènes Wunsch mit demselben wehmüthigen Lächeln, das ihre Worte bei jeder Erwähnung ihrer hohen Gönnerin begleitete. Es war, als ob Helène in dem, was Boris heute Abend über die preußische Armee gesagt, plötzlich die Nothwendigkeit entdeckt hätte, ihn bei sich zu sehen, und ihr Wesen schien zu verheißen, daß sie ihm diese Nothwendigkeit erklären würde, wenn er Dienstag zu ihr käme.

Aber als Boris am bestimmten Abend in Helènes prachtvollem Salon erschien, wurde ihm keine Erklärung zu Theil. Es waren andere Gäste da; die Gräfin sprach nur wenig mit ihm, und erst beim Abschiednehmen, als er ihre Hand küßte, sagte sie plötzlich leise und auffallender Weise ohne Lächeln:

Kommen Sie morgen zum Essen ... Abends! ... Sie müssen kommen ... kommen Sie!

Boris wurde während dieser Anwesenheit in Petersburg ein Hausfreund der Gräfin Besuchoj.

VIII.

Der Krieg war entbrannt, und sein Schauplatz näherte sich der russischen Grenze. Ueberall wurde Bonaparte, dem Feinde des Menschengeschlechts, geflucht; in den Dörfern sammelten sich Milizen und Rekruten und vom Kriegsschauplatze kamen, wie immer, die verschiedensten, widerspruchvollsten Nachrichten.

Das Leben des alten Fürsten Bolkonskij, des Fürsten Andrej und der Fürstin Maria hatte seit 1805 bedeutende Veränderungen erfahren.

Im Jahre 1806 wurde der alte Fürst zu einem der acht Hauptkommandeure ernannt, welche im ganzen russischen Reiche die Milizen zu befehligen hatten. Trotz seiner Altersschwäche, die ihm besonders in der Periode, als er seinen Sohn verloren zu haben glaubte, fühlbar geworden war, hielt sich der alte Fürst nicht für berechtigt, dies Amt, zu welchem er durch den Kaiser selbst berufen wurde, abzulehnen. Die neue Thätigkeit regte ihn an, schien ihn zu kräftigen und er war beständig unterwegs in den drei ihm zugetheilten Gouvernements. Seine Pflichten erfüllte er in pedantischer Weise, war streng bis zur Grausamkeit gegen seine Untergebenen und kümmerte sich um die kleinsten Einzelheiten. Fürstin Maria hatte aufgehört, Mathematikstunden bei ihrem Vater zu nehmen, und wenn sie jetzt des Morgens in sein Kabinet kam, war sie von der Amme begleitet, die den kleinen Fürsten Nikolaj (wie ihn der Großvater nannte) auf dem Arme trug. Der Säugling wohnte mit seiner Amme und seiner Wärterin Ssawischna in den Zimmern der verstorbenen Fürstin, und Fürstin Maria brachte den größten Theil des Tages in der Kinderstube

zu und bemühte sich nach Kräften, dem kleinen Neffen die Mutter zu ersetzen. Auch Mademoiselle Bourienne schien den Knaben leidenschaftlich zu lieben, und obwohl es für die Fürstin Maria ein Opfer war, überließ sie häufig ihrer Freundin den Genuß, den kleinen Engel (wie sie den Neffen nannte) zu warten und mit ihm zu spielen.

In der Kirche von Lyssyja-Gory war neben dem Altare, über der Gruft der kleinen Fürstin, eine Kapelle erbaut, und in der Kapelle war ein Marmordenkmal aufgestellt, das aus Italien gekommen war und einen Engel mit ausgebreiteten Flügeln vorstellte, im Begriff, sich zum Himmel zu erheben. Die Oberlippe des Engels war etwas in die Höhe gezogen, als ob er lächeln wollte, und einst, als Fürst Andrej mit seiner Schwester aus der Kapelle kam, gestanden sie sich gegenseitig, daß das Gesicht des Engels sie an das Antlitz der Verstorbenen erinnere. Aber noch seltsamer war — und dies sagte Fürst Andrej der Schwester nicht — daß er in dem Ausdruck, welchen der Künstler zufällig dem Engel gegeben, dieselben sanften, vorwurfsvollen Worte zu lesen glaubte, die er damals in den Zügen seiner todten Frau gelesen, die Worte: Ach, warum habt Ihr mir das gethan? . . .

Bald nach der Rückkehr des Fürsten Andrej hatte ihm der alte Fürst das große Gut Bogutscharowo übergeben, das etwa vierzig Werst von Lyssyja-Gory entfernt war. Theils wegen der schweren Erinnerungen, die für ihn mit Lyssyja-Gory verbunden waren, theils weil er sich nicht immer fähig fühlte, die Launen des Vaters zu ertragen, theils auch weil er der Einsamkeit bedurfte, ging Fürst Andrej nach Bogutscharowo, fing an, daselbst zu bauen und brachte die meiste Zeit auf dem Gute zu.

Nach der Schlacht von Austerlitz hatte sich Fürst Andrej fest entschlossen, niemals in Militärdienste zu treten, und als der Krieg begann und Jedermann dienen mußte, nahm er, um sich vom aktiven Dienste loszumachen, unter dem Kommando des Vaters das Amt an, die Milizen einzuberufen. Vater und Sohn schienen nach der Schlacht von 1805 die Rollen gewechselt zu haben. Der alte Fürst, den seine Thätigkeit erfrischte, erwartete alles Gute von dem jetzigen Feldzuge, Fürst Andrej dagegen, der nicht am Kriege theilnahm, und das in der Tiefe der Seele bedauerte, sah nur Schlimmes voraus.

Am 11. März 1807 begab sich der alte Fürst auf eine Dienstreise in seinem Bezirk. Fürst Andrej blieb, wie er in Abwesenheit des Vaters häufig that, in Lyssyja-Gory. Der kleine Nikoluschka war schon seit vier Tagen krank. Die Kutscher, die den alten Herrn gefahren hatten, kamen aus der Stadt zurück und brachten dem Fürsten Andrej Briefe mit.

Der Kammerdiener fand den Herrn aber nicht in seinem Cabinet, ging mit den Briefen in die Gemächer der Fürstin Maria und hörte hier, daß Fürst Andrej in die Kinderstube gegangen sei.

Man verlangt nach Ew. Erlaucht, Petruscha ist da mit allerlei Schriften, sagte eine der Mägde, indem sie sich an den Fürsten wandte, der auf einem niedrigen Kinderstuhle saß und mit zitternden Händen und gerunzelter Stirn Medizin aus einem Fläschchen in ein Glas mit Wasser tröpfelte.

Was giebt es? fragte er zornig und machte eine unvorsichtige Handbewegung, so daß er zu viel von der Arznei in das Wasser schüttete. Er goß die Mischung ohne

Weiteres auf den Fußboden und verlangte anderes Wasser. Das Mädchen beeilte sich es zu bringen.

In dem Zimmer standen das Bettchen des Kindes, zwei Koffer, zwei Sessel, ein Tisch, ein Kindertisch und das Stühlchen, auf dem Fürst Andrej saß. Die Fenster waren verhängt, und auf dem Tische brannte ein Licht, vor dem ein gebundenes Notenbuch stand, so daß der helle Schein nicht auf das Bettchen fiel.

Lieber Bruder, sagte Fürstin Maria vom Bettchen herüber, neben dem sie stand, laß uns lieber warten . . . später . . .

Ach, laß mich in Ruhe . . . Du sprichst nichts als dummes Zeug . . . hast ja schon immer gewartet und da haben wir's nun! antwortete Fürst Andrej mit leisem, zornigem Ton, offenbar in der Absicht, die Schwester zu verletzen.

Wirklich, lieber Andrej, es wäre besser, ihn nicht zu wecken . . . er ist eingeschlafen, sagte die Fürstin mit flehender Stimme.

Fürst Andrej stand auf und näherte sich dem Bettchen auf den Zehen, mit dem Glase in der Hand.

Oder wollen wir ihn doch nicht wecken? sagte er unschlüssig.

Wie Du willst . . . ich meine . . . aber wie Du willst! antwortete Fürstin Maria, augenscheinlich schüchtern und gleichsam beängstigt, daß ihre Meinung siegte. Sie zeigte dem Bruder das Mädchen, das ihn leise hinausrief.

Es war die zweite Nacht, daß die Geschwister nicht schliefen, um den fiebernden Knaben zu pflegen. Sie hatten, da sie ihrem Hausarzt nicht vertrauten und vergebens auf den aus der Stadt herbeigerufenen Doctor warteten, die

letzten Tage bald dies, bald jenes Mittel versucht. Von Schlaflosigkeit erschöpft und von Sorgen aufgeregt, schoben sie ihr Unbehagen Einer auf den Andern, machten sich gegenseitig Vorwürfe und zankten miteinander.

Petruschka mit Briefen von Papa, sagte das Mädchen leise. Fürst Andrej entfernte sich.

Der Teufel hat Dich hergeführt! sagte er, und nachdem er die mündlichen Bestellungen angehört und die Briefe, unter denen einer von seinem Vater war, in Empfang genommen, kehrte er in die Kinderstube zurück.

Nun, wie steht's? fragte Fürst Andrej.

Immer dasselbe! aber warte, um Gotteswillen! Karl Iwanowitsch sagt immer, Schlaf ist das Beste, bat Fürstin Maria und seufzte leise. Fürst Andrej trat zu dem Kinde und fühlte den Puls; er glühte.

Laßt mich in Ruh mit Euerem Karl Iwanowitsch! Er nahm das Glas mit der eingetröpfelten Arznei und trat wieder heran.

Andrjuscha, thu' es nicht! bat die Fürstin Maria.

Er runzelte zornig die Stirn, sah sie ernst und mit dem Ausdruck tiefen Leidens an und bog sich mit dem Glase zu dem Kinde nieder.

Doch, es muß sein! antwortete er; bitte, gieb es ihm.

Fürstin Maria zuckte die Achseln, nahm aber gehorsam das Glas, und nachdem sie die Amme gerufen, fing sie an, dem Kleinen die Arznei einzugeben. Das Kind schrie und röchelte. Fürst Andrej zog die Brauen zusammen, faßte sich an den Kopf, verließ die Kinderstube und setzte sich im anstoßenden Zimmer auf einen Divan.

Er hatte die Briefe in der Hand. Mechanisch brach er sie auf und fing an zu lesen. Der alte Fürst schrieb

auf blauem Papier mit seiner großen langezogenen Schrift; hie und da gebrauchte er ein Abkürzungszeichen:

„Eine sehr erfreuliche Nachricht — wenn es keine Lüge ist — habe ich in diesem Augenblick durch einen Courier bekommen. Bennigsen soll bei Eylau eine vollkommene Victoria über Bonaparte davon getragen haben. In Petersburg wird der Sieg gefeiert und zahllose Belohnungen sind dem Heere zugeschickt worden. Obgleich er ein Deutscher ist, gratulire ich! Was der Kommandant von Kortschewa, ein gewisser Chandrikow, treibt, verstehe ich nicht. Bis jetzt sind weder die Reserve-Mannschaften nachgeschickt, noch Proviant herbeigeschafft. Eile sogleich zu ihm hin und sage, ich lasse ihm den Kopf abreißen, wenn nicht in acht Tagen Alles bereit ist. Ueber die Schlacht von Preußisch-Eylau bekam ich noch einen Brief von Petjenka, der sie mitgemacht hat. Alles ist wahr. Wenn Diejenigen, die sich nicht einmischen sollen, nicht störend eingreifen, kann sogar der Deutsche den Bonaparte schlagen. Es heißt, daß er in großer Verwirrung flieht. Mache Dich ohne Zeitverlust auf nach Kortschewa und erfülle meinen Auftrag."

Fürst Andrej athmete schwer auf und erbrach ein anderes Couvert. Es enthielt einen zwei Bogen langen, eng geschriebenen Brief von Bilibin. Ohne ihn gelesen zu haben, legte ihn Fürst Andrej wieder zusammen, las aber noch einmal den Brief des Vaters mit den Schlußworten: „Eile sogleich nach Kortschewa und erfülle meinen Auftrag."

„Nein, entschuldigen Sie — ich fahre nicht eher, als bis das Kind sich erholt hat!" sagte Fürst Andrej zu sich selbst, näherte sich der Thür und blickte in die Kinderstube. Fürstin Maria stand noch immer am Bettchen und wiegte das Kind.

„Was schreibt er doch sonst noch Unangenehmes?“ fragte sich Fürst Andrej, indem er sich auf den Inhalt des väterlichen Briefes zu besinnen suchte. „Ja — man hat gerade, während ich nicht dabei war, den Sieg über Bonaparte errungen. Der Vater zieht mich immer auf . . . mag es ihm wohl bekommen!“

Darauf fing er an, den französischen Brief Bilibins zu lesen. Er las, ohne auch nur die Hälfte zu verstehen, lediglich in der Absicht, seine Gedanken doch auf Augenblicke von dem abzuziehen, was ihn so lange schon ausschließlich und quälend in Anspruch nahm.

IX.

Bilibin war als Diplomat dem Hauptquartier des Heeres beigegeben, und wenn er auch in französischer Sprache, mit französischen Witzen und Redewendungen schrieb, trugen seine Berichte über den Feldzug doch den Stempel echt russischer Furchtlosigkeit vor Selbstkritik und Selbstverspottung. Bilibin schrieb, er fühle sich durch seine diplomatische Discretion bedrückt und wäre glücklich, in dem Fürsten Andrej einen treuen Correspondenten zu haben, dem er all die Galle ausschütten dürfe, die sich in ihm, beim Anblick dessen, was in der Armee vor sich gehe, angesammelt hätte. Dieser Brief war noch vor der Schlacht bei Preußisch-Eylau geschrieben.

„Sie wissen, lieber Fürst, daß ich seit unserem glänzenden Erfolge bei Austerlitz das Hauptquartier nicht mehr verlasse, schrieb Bilibin. Ich habe eine entschiedene Vorliebe für den Krieg gefaßt und werde reich dafür belohnt.

Was ich in diesen letzten drei Monaten erfahren habe, ist unglaublich.

„Ich beginne ab ovo: „Der Feind des Menschengeschlechts“ greift, wie Sie wissen, die Preußen an. Die Preußen sind unsere treuen Verbündeten, die uns in drei Jahren nur dreimal betrogen haben, und so nehmen wir natürlich für sie Partei. Nun findet es sich aber, daß „der Feind des Menschengeschlechts“ unsere schönen Reden nicht der mindesten Beachtung würdigt, sich in seiner unhöflich wilden Art auf die Preußen stürzt, ohne ihnen Zeit zu gönnen, die angefangene Parade zu vollenden, sie im Handumdrehen zusammenhaut und sich im Palais zu Potsdam häuslich niederläßt.

„„Es ist mein lebhafter Wunsch — schreibt der König von Preußen an Bonaparte — daß Ew. Majestät mit der Ihnen in meinem Schlosse zu Thèil werdenden Aufnahme und Bewirthung zufrieden sein mögen, und mit dem größten Eifer habe ich alle Maßregeln getroffen, welche mir die Verhältnisse gestatten. Möchte mir meine Absicht gelungen sein.““ Die preußischen Generale aber wetteifern an Höflichkeit mit den Franzosen und strecken die Waffen bei jeder Aufforderung. So hat der Kommandeur der aus 10,000 Mann bestehenden Garnison von Glogau bei dem Könige von Preußen angefragt: was er thun solle, wenn er zur Uebergabe aufgefordert würde? Das Alles ist durchaus zuverlässig.

Was uns betrifft, die wir allein durch unsere kriegerische Haltung zu imponiren beabsichtigen, so sehen wir uns allen Ernstes in einen Krieg verwickelt, und was noch mehr ist, in einen Krieg an den eigenen Grenzen, und zwar mit und „für den König von Preußen“. Uebrigens sind wir vollständig ausgerüstet; nur eine einzige Kleinig-

keit fehlt noch: der Höchstkommandirende. Da sich herausgestellt hat, daß wir bei Austerlitz einen entschiedeneren Erfolg gehabt haben könnten, wenn unser Oberfeldherr weniger jung gewesen wäre, haben wir jetzt die achtzigjährigen Generale Revue passiren lassen, und bei der engeren Wahl zwischen Prosorowskij und Kamenskij hat man Letzterem den Vorzug gegeben. Der General ist, wie dereinst Suworow in einer Kibitka bei uns angelangt, und wir haben ihn mit lautem Jubel und Triumphgeschrei empfangen.

„Am 15. kommt der erste Courier aus Petersburg. Die Koffer werden in die Wohnung des Feldmarschalls geschafft, der Alles gern selbst thut. Ich werde gerufen, um beim Ordnen der Briefschaften zu helfen und das uns Zukommende in Empfang zu nehmen. Der Feldmarschall sieht uns zu und wartet auf die für ihn bestimmten Papiere — wir suchen — es sind keine da! Der Feldmarschall wird ungeduldig, geht selbst mit an's Werk, und findet Briefe des Kaisers an den Grafen T., den Fürsten W. und Andere. Er speiet Feuer und Flammen gegen alle Welt, bemächtigt sich der Briefe, erbricht sie und liest, was der Kaiser an Andere geschrieben hatte. „Ah! so wird mit mir verfahren! Man hat kein Zutrauen zu mir!... Ah, es wird befohlen, mich zu beaufsichtigen. Gut! ... Fort mit Euch Allen!“ — darauf schreibt er den famosen Tagesbefehl an Bennigsen:

„Ich bin verwundet, kann nicht reiten, also auch nicht kommandiren. Sie haben Ihr geschlagenes Armeecorps nach Pultusk geführt, wo es ohne jeden Schutz ist. Hier ist weder Holz noch Fourage vorhanden; es muß also Hilfe geschafft werden. Sie haben sich gestern schon an den General Buxhöwden gewandt, Sie werden also wohl

thun, den Rückzug nach unserer Grenze in's Auge zu fassen und heute noch auszuführen."

Und an den Kaiser schreibt er: „Bei meinen vielen Märschen habe ich vom Satteldruck eine Fleischwunde bekommen, die mich vollständig am Reiten hindert und mich für das Kommando einer so großen Armee untauglich macht. Ich habe deshalb das Kommando auf den mir im Alter folgenden General, den Grafen Buxhöwden übertragen, indem ich alle Offiziere du jour und was sonst dazu gehört, zu ihm geschickt. Auch habe ich ihm den Rath ertheilt, für den Fall, daß kein Brod da sein sollte, sich mehr nach dem Inneren Preußens zu wenden. Wir hatten nur noch für einen Tag Brod und bei manchen Regimentern gab es gar keins mehr, wie die Regimentskommandeure Ostermann und Ssedmorezkij gemeldet haben. Auch bei den Bauern ist Alles aufgezehrt. Was mich betrifft, so bleibe ich, bis ich geheilt bin, im Hospital zu Ostrolenka, wovon ich hiermit unterthänigst Nachricht gebe. Ferner erlaube ich mir zu bemerken, daß, wenn die Armee noch vierzehn Tage in den jetzigen Bivouacs bleibt, im Frühling nicht mehr ein Mann gesund sein wird.

„Beurlauben Ew. Majestät den armen Alten, der tief unglücklich ist, daß er die große, ruhmvolle Aufgabe, zu welcher er erwählt war, nicht erfüllen konnte, und gestatten Sie ihm, auf sein Gut zu gehen. Die allergnädigste Erlaubniß dazu werde ich hier im Hospital erwarten, um nicht die Rolle eines ‚Schreibers' zu spielen, anstatt der des ‚Höchstkommandirenden'. Meine Entfernung wird in der Armee nicht das geringste Aufsehen erregen; es ist natürlich, daß ein Blinder sich zurückzieht. Männer, wie ich, giebt es in Rußland Tausende."

„Der Feldmarschall ist böse auf den Kaiser und läßt uns Alle dafür büßen. Das ist doch vollkommen logisch!

„Dies ist der erste Akt der Komödie. Im Laufe der darauf folgenden steigert sich selbstverständlich das Interesse sowohl, wie die Lächerlichkeit. Nach dem Abgang des Feldmarschalls stellt sich heraus, daß wir dem Feinde gegenüber stehen und daß wir genöthigt sind, eine Schlacht zu liefern. Buxhöwden ist durch Anciennetätsrecht der Höchstkommandirende, aber Bennigsen ist ganz anderer Meinung, um so mehr, da gerade er sich mit seinem Corps dem Feinde gegenüber befindet und die Gelegenheit zur Schlacht ausnützen will. Er liefert sie also.

„Es war die Schlacht von Pultusk, die als ein großer Sieg betrachtet wird, dies meiner Ansicht nach aber durchaus nicht ist. Wir Civilisten haben, wie Sie wissen, eine häßliche Art und Weise, den Gewinn oder Verlust einer Schlacht zu beurtheilen. Wer sich nach der Schlacht zurückzieht, hat sie unserer Ansicht nach verloren — und wenn das richtig ist, so haben wir bei Pultusk nicht gesiegt. Aber indeß wir uns nach der Schlacht zurückziehen, senden wir einen Courier mit Siegesnachrichten nach Petersburg, und General Bennigsen weigert sich, Buxhöwden den Oberbefehl zu übergeben, in der Hoffnung, daß ihm von Petersburg zum Lohn für seinen Sieg der Titel des Höchstkommandirenden zufallen wird. Während dieses Interregnums haben wir die interessantesten und eigenthümlichsten Evolutionen ausgeführt. Es handelte sich nicht mehr darum, wie es in der Ordnung gewesen wäre, den Feind zu vermeiden oder anzugreifen, sondern einfach darum, dem General Buxhöwden aus dem Wege zu gehen, der der Anciennetät nach unser Oberbefehlshaber gewesen wäre.

Wir verfolgen dies Ziel mit einer solchen Energie, daß wir nach dem Ueberschreiten eines Flusses, der keine Furthen hat, die Brücken verbrennen, um uns von unserem Feinde abzuschneiden, der für den Augenblick nicht Bonaparte ist, sondern Buxhöwden. General Buxhöwden ist sogar durch eine der schönen Bewegungen, die uns von ihm trennen sollten, in Gefahr gerathen, von ihm überlegenen feindlichen Kräften angegriffen und überwältigt zu werden. Buxhöwden verfolgt uns — wir reißen aus. Sobald er auf unsere Seite des Flusses kommt, setzen wir nach der anderen Seite über. Endlich erreicht uns unser Feind Buxhöwden aber doch, und es kommt zum Angriff. Die beiden Generale gehen heftig auf einander los. Von Seiten Buxhöwdens kommt es zu einer Herausforderung, von Seiten Bennigsens zu epileptischen Krämpfen. In diesem kritischen Augenblick trifft jedoch der Courier wieder ein, der die Nachricht von dem Siege bei Pultusk nach Petersburg gebracht hat, und überbringt uns die Ernennung zum Oberbefehlshaber. Der erste Feind — Buxhöwden — ist besiegt, und wir können uns nun um den zweiten, um Bonaparte, kümmern. Nun aber geschieht es, daß sich in derselben Stunde ein dritter Feind gegen uns erhebt, es ist der rechtgläubige Soldat, der mit lautem Geschrei Brod, Fleisch, Zwieback, Heu, was weiß ich Alles, von uns verlangt. Die Magazine sind leer, die Straßen unwegsam. Der rechtgläubige Soldat beginnt zu marodiren und zwar in einer Weise, von der Ihnen der letzte Feldzug nicht die entfernteste Idee gegeben hat. Die Hälfte der Regimenter ist in wilde Schaaren aufgelöst, die das Land durchstreifen und Alles mit Feuer und Schwert verwüsten. Die Einwohner sind völlig zu Grunde gerichtet, die Hospitäler sind

mit Kranken überfüllt; Hungersnoth herrscht überall. Zweimal wird unser Hauptquartier von marodirenden Schaaren überfallen, und der Höchstkommandirende hat ein Bataillon requiriren müssen, um sie zu verjagen. Bei einem dieser Ueberfälle hat man mir einen leeren Koffer und meinen Schlafrock entführt. Der Kaiser will allen Divisionskommandeuren das Recht geben, die Marodeurs erschießen zu lassen, aber ich fürchte, das würde die eine Hälfte der Armee dazu zwingen, die Andere zu füsiliren."

Anfangs las Fürst Andrej nur mit den Augen, aber später interessirte ihn unwillkürlich mehr und mehr, was Bilibin schrieb (obwohl er wußte, wie viel ihm zu glauben war). Als er jedoch bis zu dieser Stelle gekommen war, zerdrückte er den Brief und warf ihn fort. Nicht was er darin las ärgerte ihn, sondern daß diese, ihm so fern liegenden Dinge im Stande waren, ihn zu erregen. Er schloß die Augen, rieb sich die Stirn, als ob er damit die Theilnahme für das, was er gelesen, wegwischen könnte, und dabei lauschte er auf die Vorgänge in der Kinderstube. Plötzlich glaubte er hinter der Thür einen sonderbaren Laut zu hören und fühlte sich von Furcht ergriffen. War vielleicht, während er hier den Brief gelesen, etwas mit dem Kinde geschehen? — Auf den Zehen näherte er sich der Kinderstubenthür und machte sie auf.

Als er hineintrat, sah er, daß die Wärterin mit erschrockener Miene etwas verbarg und daß Fürstin Maria nicht mehr am Bettchen stand. Ihm war, als ob er hinter sich die verzweiflungsvolle Stimme seiner Schwester, „mein Lieber" flüstern hörte. Wie es nach langer Schlaflosigkeit und Erregung oft geschieht, packte ihn eine grundlose Furcht. Er bildete sich ein, daß das Kind im Sterben

läge. Alles, was er sah und hörte, erschien ihm wie die Bestätigung seiner Furcht.

Es ist zu Ende! dachte er und kalter Schweiß trat auf seine Stirn: In wirrer Angst näherte er sich dem Bettchen, überzeugt, daß er es leer finden würde, daß die Amme ein todtes Kind in ihren Armen verbarg. Er schlug die Gardine zurück, und lange konnten seine irren, erschrockenen Augen das Kind nicht finden. Endlich aber sah er es daliegen. Der rothwangige Knabe hatte sich, nachdem er die Decke zurückgeworfen, quer über das Bettchen gestreckt, so daß sein Kopf am untern Ende des Kopfkissens lag. Seine Lippen machten im Traume die Bewegung des Saugens, und seine Athemzüge waren ruhig und gleichmäßig.

Des Fürsten Freude bei diesem Anblick war so groß, als ob er das Kind verloren gehabt hätte. Er beugte sich nieder nnd probirte mit den Lippen, wie es ihn die Schwester gelehrt, ob das Kind Fieber hatte. Die zarte Stirn war feucht; er legte leise die Hand auf den Kopf, auch die Haare waren naß, so stark schwitzte das Kind. Es lag also nicht im Sterben, sondern die Krisis war augenscheinlich vorüber, und es genas. Fürst Andrej hätte das kleine, hilflose Wesen in die Höhe reißen, an die Brust pressen mögen, aber er wagte es nicht; er stand über den Kleinen gebeugt, betrachtete sein Gesicht, seine Hände, seine Füße, die sich unter der Decke abzeichneten. Ein Geräusch wurde neben dem Fürsten hörbar, und ein Schatten zeigte sich unter den Bettvorhängen. Er sah sich jedoch nicht um, fuhr fort, das Kind zu betrachten und auf seine gleichmäßigen Athemzüge zu lauschen. Der Schatten war die Fürstin Maria, die sich mit leisen Schritten genähert und

den Vorhang aufgehoben hatte, den sie gleich wieder hinter sich niederfallen ließ. Der Bruder erkannte sie, ohne sich umzusehen, und streckte ihr die Hand entgegen; sie drückte sie.

Er schwitzt! sagte Fürst Andrej.

Ich wollte eben zu Dir kommen, um Dir das zu sagen.

Das Kind bewegte sich im Schlafe, lächelte und rieb die Stirn am Kissen.

Fürst Andrej sah die Schwester an; ihre strahlenden, von Freudenthränen erfüllten Augen, glänzten in der trüben Dämmerung der Vorhänge noch mehr als gewöhnlich. Sie legte die Arme um den Hals des Bruders und küßte ihn; sie stieß dabei leise an den Bettvorhang. Sie drohten sich gegenseitig, blieben eine Weile in der matten Beleuchtung der Gardine stehen, als wollten sie sich nicht trennen von dieser Welt, in welcher sie zu dreien von der ganzen Außenwelt losgelöst waren. Fürst Andrej entfernte sich zuerst von dem Vorhang, in dem er mit den Haaren hängen blieb. „Ja, das ist das Einzige, was mir geblieben ist!" sagte er seufzend.

X.

Bald nach Pierres Aufnahme in die Brüderschaft der Freimaurer reiste er — versehen mit den ausführlichsten Notizen über alle auf seinen Gütern auszuführenden Verbesserungen — in das Kiewsche Gouvernement, wo der größte Theil seiner Bauern lebte.

Sobald Pierre auf seinem Gute angekommen war, ließ er alle Verwalter im Hauptkomtoir zusammen rufen und erklärte ihnen seine Absichten und Wünsche. Er sagte ihnen, daß sogleich Maßregeln getroffen werden sollten, um

seine Bauern vollständig von der Leibeigenschaft zu befreien; daß, bis dies geschehen, die Bauern nicht mehr zum Robotdienst verwandt werden dürften. Ferner befahl er, daß den Bauern jede Art von Hilfe erwiesen werde; daß man nur durch Ermahnungen, nie durch körperliche Züchtigung auf sie zu wirken suche, und daß auf jedem Gute Krankenhäuser, Armenhäuser und Schulen erbaut werden. Einige der Verwalter (es waren Leute darunter, die lesen und schreiben konnten), hörten ihn voll Schrecken an, weil sie aus seinen Worten zu verstehen glaubten, daß der junge Graf mit ihrer Verwaltung, ihrem Verheimlichen der Einkünfte unzufrieden sei. Andere fanden nach der ersten Bestürzung, Pierres lispelnde Sprache und die neuen Worte, die er gebrauchte und die sie nie gehört hatten, lächerlich. Den Dritten machte es einfach Vergnügen, den Herrn zu hören. Die Vierten — die Klügsten und unter ihnen der Oberverwalter — erkannten aus dieser Rede, wie man mit dem Herrn umzugehen habe, um die eigenen Ziele zu erreichen.

Der Oberverwalter sprach sich sehr beifällig über Pierres Absichten aus, und bemerkte, daß außer diesen Neuerungen noch mancherlei Reformen nöthig wären, weil ein großer Theil der Dinge sehr im Argen läge.

Trotz des großen Reichthums, den Pierre von dem Grafen Besuchoj geerbt — er sollte, wie es hieß 500,000 Rubel jährlicher Einkünfte haben — fühlte sich Pierre jetzt weniger vermögend, als zu der Zeit, da ihm der verstorbene Graf jährlich 10,000 Rubel gegeben hatte. In allgemeinen Umrissen stellte sich ihm sein Budget folgendermaßen dar: an Zinsen für Hypotheken auf sämmtliche Güter wurden jährlich 80,000 Rubel bezahlt; 30,000 Rubel nahm die

Erhaltung des Landhauses bei Moskau, des Hauses in Moskau und die Rente der Fürstinnen in Anspruch; beinahe 15,000 Rubel gingen für Pensionen auf; ebensoviel für Wohlthätigkeitsanstalten; der Gräfin wurden zum Lebensunterhalt jährlich 150,000 Rubel gezahlt; Prozente für Schulden betrugen an 70,000 Rubel; der Bau der Kirche, die er aufführen ließ, hatte die letzten zwei Jahre an 10,000 Rubel gekostet und die noch übrigen 100,000 Rubel wurden ausgegeben, Pierre wußte selbst nicht wie, und war fast jedes Jahr gezwungen, neue Schulden zu machen. Außerdem schrieben ihm die Verwalter bald von Feuerschaden, bald von Mißernte, bald von der Nothwendigkeit, die Fabriken und Brennereien umzubauen. Die erste Aufgabe, die sich Pierre darbot, war also etwas, wozu er am wenigsten Talent und Neigung hatte, die Beschäftigung mit finanziellen Angelegenheiten.

Pierre „arbeitete" täglich mit dem Oberverwalter, aber er fühlte, daß seine Thätigkeit die Dinge nicht um einen Schritt weiter brachte, ihnen im Grunde fernblieb, sie weder anzufassen, noch in Bewegung zu bringen wußte. Der Oberverwalter ließ sich's angelegen sein, Pierre die Verhältnisse so schwierig als möglich darzustellen. Er sagte ihm, daß er, um Schulden bezahlen zu können, neue Arbeiten mit den Kräften der leibeigenen Bauern unternehmen müsse. Darauf ging Pierre natürlich nicht ein, sondern verlangte die Emanzipation der Bauern, worauf ihm der Verwalter jedesmal die Nothwendigkeit zeigte, vor allen Dingen Hypothekenschulden abzutragen, und die Unmöglichkeit, eine Neugestaltung der Dinge rasch zur Ausführung zu bringen.

Daß es ganz unmöglich wäre, sagte der Verwalter

aber nie. Er schlug vielmehr zur Erreichung des Zieles den Verkauf der Waldungen im Gouvernement Kostroma vor und den Verkauf der am Flusse liegenden Ländereien des Gutes in der Krim. Alle diese Operationen waren aber, nach der Aussage des Verwalters, mit soviel Schwierigkeiten verbunden, mit Prozessen, Auflösung von Verträgen, Gesuchen um Zurücknahme des Verkaufs-Verbotes und dergleichen, daß Pierre sich nicht zurechtfinden konnte und ihm nur zu antworten pflegte: Ja, ja, machen Sie das so!

Pierre besaß nicht jene praktische Gewandtheit, die ihn befähigt hätte, seine Aufgabe unmittelbar in Angriff zu nehmen und durchzuführen, und darum liebte er sie nicht, und suchte sich nur vor dem Verwalter den Anschein zu geben, als ob er sich gern damit beschäftigte. Der Verwalter dagegen nahm dem Grafen gegenüber die Miene an, als hielt er diese Thätigkeit für den Gutsherrn für nützlich, für sich selbst aber für unbequem.

In der benachbarten großen Stadt fanden sich Bekannte von Pierre; die Unbekannten beeiferten sich, ihn kennen zu lernen, und Alle nahmen den neuangekommenen Magnaten, den größten Gutsbesitzer des Gouvernements, zuvorkommend auf. Die Verführungen in Bezug auf jene Hauptschwäche Pierres, zu welcher er sich bei der Aufnahme in die Loge bekannt hatte, waren so stark, daß er ihnen nicht zu widerstehen vermochte. Wieder kamen Tage, Wochen, Monate, in welchen Pierre, wie in Petersburg, vom Morgen bis zum Abend, durch Dejeuners, Diners Soupers und Bälle in Anspruch genommen war, die ihm nicht Zeit ließen, zu sich selbst zu kommen. Anstatt des neuen Lebens, das er zu beginnen gehofft, führte er wieder das alte, nur in anderer Umgebung.

Pierre gestand sich selbst, daß er von den drei Aufgaben der Freimaurerei die, welche jedem Bruder vorschreibt, ein Muster sittlichen Lebenswandels zu sein, nicht erfüllte. Auch von den sieben Tugenden fehlten ihm zwei ganz und gar: Sittenreinheit und Liebe zum Tode. Er tröstete sich damit, daß er eine andere Aufgabe: die Besserung des Menschengeschlechts vollführte, und daß er andere Tugenden besaß, Nächstenliebe und vor Allem Mildthätigkeit.

Im Frühjahr 1807 entschloß sich Pierre nach Petersburg zurückzukehren. Auf dem Rückwege wollte er alle seine Güter besuchen, um sich persönlich zu überzeugen, was von seinen Befehlen und Anordnungen ausgeführt war, und in welchem Zustande sich jetzt die Menschen befanden, die ihm Gott anvertraut hatte und deren Wohlergehen er anstrebte.

Der Oberverwalter, der alle Einfälle des jungen Grafen nahezu für Unsinn hielt, nachtheilig für ihn sowohl, als für sich selbst und die Bauern, ging scheinbar auf einige seiner Anordnungen ein. Die Bauern-Emancipation erklärte er freilich für unmöglich, sorgte aber dafür, daß auf allen Gütern noch vor der Ankunft des Herrn große steinerne Gebäude für Schulen, Kranken- und Armen-Häuser errichtet wurden. Auch für die Bewillkommnung des jungen Grafen hatte er überall Vorkehrungen getroffen. Es handelte sich aber nicht etwa um pomphafte Feierlichkeiten, die — wie er wußte — Pierre nicht gefallen hätten, sondern um fromme Dankbezeugungen mit Heiligenbildern, Salz und Brod. Diese mußten, wie er den Herrn kannte, am meisten auf ihn wirken und waren am besten geeignet, ihn hinter's Licht zu führen.

Der Frühling des Südens, die stille, rasche Fahrt in

einer Wiener Kalesche und die Einsamkeit der Reise übten eine erheiternde Wirkung auf Pierre aus. Die Güter, welche er noch nie besucht hatte, waren eines malerischer als das andere. Das Volk schien überall glücklich zu sein und rührend dankbar für die ihm erwiesenen Wohlthaten. Ueberall wurde Pierre mit Empfangsfeierlichkeiten begrüßt, die, obwohl sie ihn in Verlegenheit brachten, in der Tiefe seines Herzens ein wohlthuendes Gefühl erweckten. In einem Orte brachten ihm die Bauern Salz und Brod und das Bild der Apostel Peter und Paul und baten um Erlaubniß, zu Ehren dieser Schutzpatrone des jungen Herrn und als Zeichen der Dankbarkeit für die Wohlthaten, die er ihnen erwiesen, auf ihre Kosten in der Kirche einen Altar bauen zu dürfen. In einem andern Dorfe kamen ihm die Frauen mit den Säuglingen entgegen und dankten ihm für die Befreiung von der schweren Arbeit des Frohndienstes. Auf einem dritten Gute empfing ihn der Priester mit dem Kreuze, umgeben von den Kindern, welche dank der Güte des Grafen, im Lesen, Schreiben und in der Religion unterrichtet wurden. Ueberall sah Pierre mit eigenen Augen die nach einem Plane sich erhebenden oder schon fertig dastehenden steinernen Gebäude für Schulen, Kranken- und Armenhäuser, die in der nächsten Zeit eröffnet werden sollten. Ueberall sah er die Register der Verwalter über die Arbeiten der Leibeigenen, welche im Vergleich zu ehemals bedeutend vermindert waren, und empfing dafür rührende Danksagungen von Bauern-Deputationen im blauen Kaftan.

Pierre wußte freilich nicht, daß der Ort, wo man ihm Salz und Brod überreichte und den Altar für seine Schutzheiligen bauen wollte, ein Marktflecken war, in dem um die

Zeit des Peter- und Paul-Tages ein Jahrmarkt abgehalten wurde; er wußte nicht, daß der Altar schon lange von den reichen Bauern errichtet war, das heißt von denen, die hier vor ihm erschienen, daß die Anderen aber — etwa neun Zehntel der Ortsbewohner — in größter Dürftigkeit lebten. Er wußte nicht, daß, seitdem seinem Befehl zufolge, die Frauen, welche Säuglinge hatten, nicht mehr auf Frohnarbeit geschickt wurden, diese Armen noch schwerere Arbeit im eigenen Hause verrichten mußten. Er wußte nicht, daß der Priester, der ihm mit dem Kreuz entgegengekommen war, die Bauern wegen der ihm gebührenden Abgaben drückte und daß die um ihn versammelten Schüler ihm von den Eltern nur unter Thränen übergeben und oft für schweres Geld vom Unterricht losgekauft wurden. Er wußte nicht, daß die steinernen, nach seinem Plane errichteten Häuser von seinen Leibeigenen gebaut wurden, und daß dadurch die Frohnarbeit vergrößert war und nur auf dem Papier vermindert erschien. Er wußte nicht, daß, wo ihm der Verwalter im Buche zeigte, wie, seinem Willen gemäß, die Abgaben um ein Drittheil verringert worden, dafür die Frohnarbeit um die Hälfte erhöht war. So war denn Pierre von seiner Rundreise durch die Güter entzückt, war wieder ganz erfüllt von der philantropischen Stimmung, in welcher er Petersburg verlassen hatte, und schrieb begeisterte Briefe an seinen Bruder Lehrmeister, wie er den Meister vom Stuhl zu nennen pflegte.

„Wie geringe Anstrengungen nöthig sind, um so viel Gutes zu schaffen, dachte Pierre, und wie wenig thun wir dafür!"

Die Dankbarkeit, die ihm zu Theil wurde, beglückte ihn, und doch fühlte er sich beschämt, wenn er sie entgegennahm,

denn sie erinnerte ihn, wie viel mehr er noch im Stande wäre, für diese guten, einfachen Leute zu thun.

Der Oberverwalter, ein sehr beschränkter, aber schlauer Mensch, der den klugen, arglosen Grafen vollständig durchschaute und ihn wie ein Spielzeug behandelte, trat, nachdem er die Wirkung gesehen, welche durch die von ihm angeordneten Empfangsscenen hervorgebracht war, entschiedener mit seiner Meinung heraus und suchte dem Herrn nicht nur die Unmöglichkeit, sondern auch die Nutzlosigkeit der Bauern-Emancipation zu beweisen, da die Leute auch ohne sie ganz glücklich wären.

Pierre stimmte in der Tiefe seines Herzens mit dem Verwalter darin überein, daß es schwer sei, sich glücklichere Menschen zu denken, und daß sie in der Freiheit vielleicht, Gott weiß was, erwartete. Dennoch bestand er, wenn auch mit Bedauern, auf dem, was er für recht hielt. Der Verwalter versprach, alle seine Kräfte zur Erfüllung der ihm ertheilten Aufträge anzuspannen, wußte aber, daß der Herr nicht im Stande sein würde, ihm nachzuprüfen. Er würde nicht einmal zu übersehen vermögen, ob alle Maßregeln zum Verkauf der Wälder und Ländereien getroffen waren, mit deren Ertrag die Hypotheken abgelöst werden sollten. Ebensowenig würde er je erfahren, daß die auf seinen Befehl errichteten Gebäude leer stehen blieben und daß die Bauern fortfuhren, an Arbeit und Geld Alles zu geben, was auch auf andern Gütern gegeben wurde, das heißt, Alles, was sie nur irgend aufbringen konnten.

XI.

Pierre, der in der glücklichsten Gemüthsverfassung von seiner Reise nach dem Süden zurückkehrte, führte jetzt die

längstgehegte Absicht aus, seinen Freund Bolkonskij, den er seit zwei Jahren nicht gesehen hatte, zu besuchen.

Bogutscharowo lag in einer reizlosen Ebene, die theils mit Feldern, theils mit ausgeholzten und nicht ausgeholzten Tannen- und Birkenwäldern bedeckt war. Der Herrenhof befand sich am Ende eines langen, an der Landstraße hinlaufenden Dorfes, an einem neuangelegten, wasserreichen Teiche, dessen Ufer noch nicht mit Gras bewachsen waren, und mitten in jungem Gehölz, zwischen dem einige alte Fichten standen.

Der Herrenhof bestand aus einer Tenne, Wirthschaftsgebäuden, Ställen, einem Badehäuschen, einem Seitenhause und einem großen, steinernen Wohnhause mit halbrunder Stirnseite, an der noch gebaut wurde. Um das Haus war ein neuer Garten angelegt; Zaun und Thor waren neu und stark; unter einem Schuppen standen zwei Feuerspritzen und ein grüngemaltes Wasserfaß. Die Wege waren gerade, die Brücken fest und mit Geländern versehen. Alles trug das Gepräge der Ordnung und Sorgsamkeit. Die Dienstleute, welche Pierre begegneten, zeigten ihm auf die Frage nach der Wohnung des Fürsten ein kleineres Seitengebäude dicht am Rande des Teiches. Anton, der alte Wärter des Fürsten Andrej, half Pierre beim Aussteigen aus dem Wagen, sagte ihm, daß sein Herr zu Hause sei und führte ihn in ein kleines, reinliches Empfangszimmer.

Pierre, der seinen Freund in Petersburg in den glänzendsten Umgebungen gesehen hatte, war durch die Einfachheit des kleinen reinlichen Häuschens auf's Aeußerste überrascht. Mit schnellen Schritten ging er durch den nach frischem Fichtenholze riechenden, noch nicht geweißten Salon und wollte weiter gehen; aber Anton eilte ihm auf den Zehen voraus und klopfte an die Thür.

Was giebt's? rief eine scharfe Stimme.

Besuch! antwortete Anton.

Bitte zu warten! und ein Stuhl wurde gerückt. Pierre näherte sich der Thür mit raschen Schritten und stieß im nächsten Augenblick beinahe Nase an Nase auf den mit finsterem Gesicht heraustretenden, gealterten Fürsten Andrej. Pierre umarmte ihn, küßte ihn, nachdem er die Brille hinaufgeschoben, auf beide Wangen und sah ihn aufmerksam in der Nähe an.

Das nenne ich eine Ueberraschung . . . freue mich sehr! sagte Fürst Andrej.

Pierre antwortete nicht. Er konnte die Augen nicht von seinem Freunde abwenden; die Veränderung, die mit diesem vorgegangen, überraschte ihn. Die Worte des Fürsten Andrej waren freundlich, seine Lippen lächelten wie früher, aber sein Blick war erloschen, war todt, und trotz unverkennbaren Bemühens war er nicht im Stande, ihm einen freundlicheren und lebhafteren Glanz zu geben. Nicht daß sein Freund hagerer, blasser, männlicher geworden, überraschte und befremdete Pierre. Aber an seinen Blick und an die tiefe Falte an der Stirn, welche eine Beschäftigung mit ein und derselben Sache anzudeuten schien, mußte er sich erst gewöhnen.

Wie es bei einem Wiedersehen nach langer Trennung häufig der Fall ist, konnte das Gespräch der Beiden erst nicht recht in Fluß kommen. Sie tauschten flüchtige Fragen und Antworten über Dinge aus, von denen sie fühlten, daß sie eingehend besprochen werden mußten. Nach und nach begann die Unterhaltung das erst nur flüchtig Berührte gründlicher festzuhalten. Sie sprachen von ihrem vergangenen Leben, von ihren Absichten für die Zukunft,

von Pierres Reise, seinen Unternehmungen, vom Kriege und so weiter. Jene Versunkenheit und Abgestorbenheit, welche Pierre im Blicke des Fürsten Andrej bemerkt hatte, drückte sich jetzt noch stärker in dem Lächeln aus, mit dem er zuhörte, besonders wenn Pierre mit Begeisterung und Freude von Vergangenheit oder Zukunft sprach. Dies Lächeln schien zu sagen, daß Fürst Andrej an dem, was Pierre berichtete, theilzunehmen wünsche, daß er dazu aber nicht im Stande sei. Pierre begann zu fühlen, daß er seinem Freunde gegenüber, den Enthusiasmus für Ideen, die Hoffnung auf Glück und die Erwartung des Guten nicht aussprechen dürfe. Er schämte sich, alle seine neuen, freimaurerischen Ideen, die in ihm durch die letzte Reise neubelebt und befestigt waren, zu äußern. Er hielt sich zurück, fürchtete kindisch zu erscheinen und hatte doch auf der anderen Seite das Verlangen, seinem Freunde rasch zu zeigen, daß er ein anderer, besserer Pierre geworden sei, als er in Petersburg war.

Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie viel ich in dieser Zeit erlebt habe, sagte er. Ich erkenne mich selbst kaum wieder.

Ja, wir haben uns Beide sehr, sehr verändert! antwortete Fürst Andrej.

Nun und was für Pläne haben Sie? fragte Pierre.

Pläne! Meine Pläne? wiederholte Fürst Andrej ironisch, als ob er sich über die Bedeutung dieses Wortes wunderte. Du siehst es ja, ich baue und will künftiges Jahr ganz hierher übersiedeln.

In starrem Schweigen sah Pierre in das veränderte, altgewordene Antlitz des Fürsten Andrej.

Nein, — ich frage ... fing er endlich an, aber Fürst Andrej unterbrach ihn.

Warum von mir sprechen! sagte er; erzähle von Deiner Reise, von Allem, was Du auf Deinen Gütern gemacht hast.

Pierre fing an, von den Reformen auf seinen Gütern zu berichten, indem er seinen Antheil an den Verbesserungen möglichst zu verbergen suchte. Fürst Andrej fiel ihm ein paarmal in die Rede und ergänzte, was er gesagt hatte, als ob Alles, was Pierre gethan, eine längst bekannte Sache für ihn wäre, die er nicht nur ohne Interesse, sondern sogar mit einem gewissen Schamgefühl anhörte.

Pierre fühlte sich in der Gesellschaft seines Freundes immer unbehaglicher und bedrückter und schwieg endlich.

Weißt Du was, mein Bester, sagte Fürst Andrej, dem augenscheinlich dem Gaste gegenüber eben so unbehaglich zu Muthe war. Ich bin hier wie im Bivouac, bin auch nur zum Nachsehen hergekommen, fahre noch heute zu meiner Schwester zurück und werde Dich mit ihr bekannt machen. Oder kennst Du sie nicht schon? Wir fahren heute Nachmittag. Willst Du jetzt vielleicht meinen Hof sehen? fügte er hinzu, unverkennbar in der Absicht, den Gast, mit dem er nichts mehr gemein hatte, in anderer Weise zu unterhalten.

Sie gingen hinaus, wanderten bis Mittag umher und sprachen von politischen Neuigkeiten und gemeinschaftlichen Bekannten, wie Menschen, die sich wenig nahe stehen. Das einzige, wovon Fürst Andrej mit mehr Lebhaftigkeit und Interesse sprach, war sein neu eingerichtetes Gut und sein Bau. Aber selbst, als sie auf dem Baugerüst standen und er Pierre die künftige Einrichtung des Hauses beschrieb, brach

er plötzlich mitten im Satze ab. — Uebrigens ist das Alles nicht von Bedeutung; wir wollen essen und dann fahren, sagte er.

Während des Essens wandte sich das Gespräch Pierres Heirath zu.

Ich habe mich sehr gewundert, als ich davon hörte, sagte Fürst Andrej.

Pierre erröthete, wie gewöhnlich, wenn davon die Rede, war und antwortete schnell:

Ich werde Ihnen einmal erzählen, wie es dazu kam... Sie wissen doch, daß Alles auf immer zu Ende ist?

Auf immer? fragte Fürst Andrej. Nichts ist auf immer zu Ende.

Sie wissen doch aber, wie es zum Bruche kam? ... Haben Sie nicht von dem Duell gehört?

Auch das hast Du durchgemacht!

Wofür ich Gott danke, ist, daß ich diesen Menschen nicht getödtet habe, sagte Pierre.

Warum denn? fragte Fürst Andrej. Einen bösen Hund aus der Welt schaffen ist ein gutes Werk.

Nein, einen Menschen tödten ist nicht gut, nicht recht.

Warum nicht recht? wiederholte Fürst Andrej. Ueber Recht und Unrecht zu entscheiden, ist dem Menschen nicht gegeben. Der Mensch hat immer geirrt und wird immer irren und in keiner Beziehung mehr, als in Beziehung auf das, was er für Recht und Unrecht hält.

Unrecht ist Alles, was Anderen Uebles zufügt, sagte Pierre, der mit Befriedigung bemerkte, daß Fürst Andrej lebhaft wurde, mit Interesse zu sprechen begann und dem Freunde seinen jetzigen Standpunkt klar zu machen suchte.

Und wer hat Dir gesagt, was für Andere ein Uebel ist? fragte er.

Ein Uebel, ein Uebel? wiederholte Pierre. Wir Alle wissen doch, was wir als ein Uebel für uns anzusehen haben.

Ja, das wissen wir . . . aber was ich für mich als Uebel ansehe, kann ich einem anderen Menschen nicht zufügen, sagte Fürst Andrej, der immer lebhafter wurde und sichtlich bemüht war, Pierre seine neue Anschauung der Dinge klar zu machen. Er sprach französisch. Ich kenne nur zwei Uebel im Leben: Gewissensbisse und Krankheit, und das einzige Gut ist die Abwesenheit dieser beiden Uebel. Für mich leben, indem ich diese beiden Uebel zu vermeiden suche, das ist meine ganze Weisheit.

Und die Nächstenliebe, und die Selbstaufopferung? fragte Pierre. Nein, ich kann Ihnen nicht zustimmen. Nur so leben, daß wir nichts Böses thun, um nicht bereuen zu müssen, ist wenig. Ich habe so gelebt — ich habe für mich gelebt, und bin dabei zu Grunde gegangen. Erst jetzt, da ich für Andere lebe, wenigstens zu leben suche, schaltete Pierre aus Bescheidenheit ein, erst jetzt habe ich das ganze Glück des Lebens verstanden. Nein, ich kann Ihnen nicht zustimmen . . . Sie denken auch nicht, was Sie sagen.

Fürst Andrej sah Pierre schweigend an und lächelte spöttisch.

Du wirst meine Schwester, Fürstin Maria, kennen lernen, sagte er dann; Ihr werdet Euch gut verständigen. Vielleicht hast Du Recht für Dich, fuhr er fort, nachdem er wieder eine Weile geschwiegen hatte; aber Jeder lebt auf seine eigene Weise. Du hast früher nur an Dich selbst gedacht und hast Dich, wie Du sagst, dabei fast zu Grunde

gerichtet, und hast den Werth des Lebens erst erkannt, als Du anfingst, für Andere zu wirken. Ich habe das Gegentheil an mir erfahren! Ich lebte für den Ruhm. (Was ist er Anderes, als die Liebe für Andere, der Wunsch, etwas für sie zu thun, das Verlangen nach ihrer Anerkennung.) So habe ich für Andere gelebt und dabei mein Leben nicht nur beinahe, sondern gänzlich zerstört. Ruhiger bin ich erst geworden, seit ich nur für mich lebe.

Aber wie ist's möglich, daß Sie nur für sich selbst leben? fragte Pierre, der nach und nach in Feuer gerieth; Ihr Sohn, Ihre Schwester, Ihr Vater? . . .

Die gehören Alle zu meinem Ich . . . das sind keine Andern, antwortete Fürst Andrej, aber diese Andern, der Nächste, wie Du und Fürstin Maria und Eueres Gleichen zu sagen pflegen, die sind der Hauptquell der Irrthümer und Uebel. Der Nächste, das sind zum Beispiel Deine Kiewschen Bauern, denen Du Gutes thun willst.

Er sah Pierre spöttisch mit herausfordernden Blicken an; augenscheinlich wollte er ihn reizen.

Sie scherzen, sagte Pierre eifrig. Welche Irrthümer oder Uebel können daraus entstehen, daß ich Gutes thun wollte? — was ich erreicht habe, ist freilich unbedeutend — aber ich wollte Gutes thun und that doch wenigstens etwas. Welche Uebel können daraus entstehen, wenn unsere unglücklichen Bauern, die ebenso gut Menschen sind als wir, aber aufwachsen und sterben, ohne einen anderen Begriff von Gott und Wahrheit zu bekommen, als ihnen die Ceremonien der Kirche und sinnlose Gebete geben, im tröstenden Glauben an ein künftiges Leben, an Vergeltung und Belohnung unterwiesen werden? Welches Uebel oder welchen Irrthum finden Sie darin, wenn ich Denen, welche

jetzt ohne Hilfe in ihren Krankheiten hinsterben, während es so leicht ist, ihnen materiell zu Hilfe zu kommen, einen Arzt gebe, Krankenhäuser und ein Obdach in alten Tagen? Ist es nicht eine fühlbare, unzweifelhafte Wohlthat, wenn ich den Weibern, die kleine Kinder haben und die jetzt weder bei Tage noch bei Nacht eine ruhige Stunde genießen, Ruhe schaffe und Muße? sagte Pierre eifrig und lispelnd. Und das habe ich gethan, wenn auch nur schlecht und in geringem Maße; aber ich habe etwas für diesen Zweck gethan und Sie werden mir weder den Glauben nehmen, daß es gut war, noch mich überzeugen, daß Sie so denken, wie Sie sprechen ... Das Wichtigste von Allem ist, zu wissen ... genau zu wissen, wie ich es jetzt weiß, daß der Genuß, das Gute zu thun, das einzige wahre Glück des Lebens ausmacht.

Ja, wenn man die Frage so stellt, verhält sich die Sache anders. Ich baue ein Haus, lege einen Garten an und Du Hospitäler. Eines und das Andere kann als Zeitvertreib dienen. Aber was recht, was gut ist, darüber lasse den entscheiden, der Alles weiß, aber nicht uns. Willst Du jedoch streiten, fügte er hinzu, so bin ich dazu bereit.

Sie standen vom Tische auf und setzten sich auf die Freitreppe, welche die Stelle des Balkons vertrat. Nun wollen wir streiten, sagte Fürst Andrej. Du verlangst also erstens Schulen, fuhr er fort, indem er einen Finger einbog, Belehrung und so weiter. Das heißt, Du willst ihn (er zeigte auf einen Bauer, der die Mütze ziehend an ihnen vorüberging) aus seinem thierischen Zustande herausführen und ein moralisches Streben in ihm erwecken. Mir aber scheint das einzig mögliche Glück, das des Thieres zu sein, und gerade dies willst Du ihm nehmen.

Ich beneide ihn, und Du willst ihn mir ähnlich machen, ohne ihm meine Hilfsmittel geben zu können. Ferner: Du willst seine Arbeit einschränken, und nach meiner Ansicht ist körperliche Arbeit für ihn eben so nothwendig, eben so Bedingung der Existenz, wie für mich geistige Arbeit. Du kannst nicht Nichts denken. Wenn ich gegen drei Uhr schlafen gehe, kommen mir Gedanken, die mich nicht ruhen lassen. Ich werfe mich schlaflos im Bette umher, weil ich das Denken so wenig lassen kann, wie er das Pflügen und Mähen. Wird ihm das genommen, so geht er in die Schenke oder er wird krank. Wie ich nicht im Stande wäre, seine schwere körperliche Arbeit zu ertragen — nach Verlauf einer Woche würde ich daran sterben — so würde er meine körperliche Unthätigkeit nicht aushalten, würde fett werden und sterben. Drittens ... was zum Kukuk hast Du denn noch gesagt? Fürst Andrej bog den dritten Finger ein — Ach ja, Krankenhäuser, Arzt, Medicin! Der Bauer hat einen Schlaganfall, ist im Begriff zu sterben, aber Du hast ihn zur Ader gelassen, hast ihn am Leben erhalten. Nun wird er als Krüppel noch zehn Jahre, Allen zur Last, umhergehen. Viel besser und einfacher wäre der Tod für ihn gewesen; Andere werden geboren und es sind ihrer ohnehin so viele! Wenn Du noch bedauertest, einen Arbeiter zu verlieren, wie ich die Sache ansehe — aber Du willst ihn aus Liebe zu ihm herstellen! das braucht er gar nicht. Außerdem, was ist das für eine Vorstellung, daß Medicin irgend einmal Jemand geheilt hätte! Getödtet, ja! sagte er heftig, indem er sich mit finsterem Gesicht abwandte.

Fürst Andrej sprach seine Ansichten so klar und deutlich aus, daß man sah, er hatte mehr als einmal darüber

nachgedacht; er sprach rasch und mit einer gewissen Lust, wie ein Mensch, der lange keine Gelegenheit hatte, sich mitzutheilen. Sein Blick erheiterte sich um so mehr, je hoffnungsloser seine Worte klangen.

Ach! das ist schrecklich, schrecklich! sagte Pierre; ich begreife nicht, wie man mit solchen Ansichten leben kann. Früher hatte ich auch solche Stunden ... unlängst noch in Moskau und unterwegs. Aber dann sinke ich dermaßen zusammen, daß ich nicht mehr lebe. Dann ist mir Alles zuwider, besonders ich selbst ... dann esse ich nicht, wasche mich nicht ... wie ist's mit Ihnen?

Warum sollte ich mich nicht waschen? ... das ist unsauber, sagte Fürst Andrej. Im Gegentheil man muß sein Leben so angenehm als möglich zu machen suchen. Ich lebe; dafür kann ich nichts! aber ich muß versuchen, irgendwie, ohne Andere zu beeinträchtigen, in angenehmer Weise bis an mein Ende zu leben.

Aber was veranlaßt Sie, mit solchen Ansichten zu leben? Ohne Bewegung dasitzen, ohne etwas zu thun ...

Das Leben läßt uns keine Ruhe, fiel Fürst Andrej ein. Ich wäre mit dem Nichtsthun zufrieden, aber von der einen Seite kam der hiesige Adel und erwies mir die Ehre, mich zum Marschall zu wählen. Ich habe mich dessen kaum erwehren können. Sie wollten nicht begreifen, daß mir alles fehlt, was dazu nöthig ist, die gewisse gutmüthige, wahllose Geschäftigkeit ... Dann dieser Hausbau, der durchaus nöthig war, wenn ich ein eigenes Winkelchen haben wollte, wo ich ruhig wohnen kann ... Und jetzt die Miliz.

Warum dienen Sie nicht in der Armee?

Nach Austerlitz?! sagte Fürst Andrej finster. Nein, danke bestens! Ich habe mir das Wort gegeben, in der

aktiven russischen Armee nicht zu dienen, und das werde ich halten ... Und wenn Bonaparte hier vor Smolensk stände und Lyssyja-Gory bedrohte, würde ich nicht im russischen Heere dienen ... Wie ich Dir sage, fuhr Fürst Andrej ruhiger fort. Jetzt werden die Milizen eingezogen, mein Vater ist Oberkommandeur des dritten Bezirks, und das einzige Mittel, mich vom aktiven Dienste loszumachen, war, mich unter seinen Befehl zu stellen.

Sie dienen also?

Ich diene. — Er schwieg eine Weile.

Nun, und warum dienen Sie?

Das will ich Ihnen sagen! Mein Vater ist einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Aber er wird alt. Er ist nicht grausam, aber von übergroßer Thatkraft erfüllt, wird er schrecklich durch die Gewohnheit unbegrenzter Gewalt sowohl, wie durch die Macht, die der Kaiser den Oberbefehlshabern der Miliz gegeben hat. Wenn ich vor vierzehn Tagen um zwei Stunden zu spät gekommen wäre, so hätte er den Protokollisten von Juchnow hängen lassen, fügte Fürst Andrej lächelnd hinzu. Ich diene also, weil Niemand außer mir Einfluß auf den Vater hat, und ich ihn hie und da vor einer That behüte, die er sich später zum Vorwurf machen würde.

Da sehen Sie also!

Ja, aber das liegt nicht so, wie Sie es verstehen, fuhr Fürst Andrej fort. Ich habe nicht den Wunsch, auch nur das geringste Gute zu thun, ich wünschte auch nicht, diesem elenden Protokollisten zu nützen, der aus dem Depot der Milizen Stiefel gestohlen hatte. Ich wäre sogar sehr damit einverstanden, ihn hängen zu sehen; aber der Vater that mir leid, also eigentlich wieder ich selbst.

Fürst Andrej wurde immer lebhafter, und seine Augen blitzten in fieberhaftem Glanze, während er Pierre zu beweisen suchte, daß seine Handlungsweise niemals durch den Wunsch bestimmt sei, dem Nächsten Gutes zu thun.

Und Du willst also die Bauern frei machen? fuhr er fort; das ist sehr gut, aber nicht für Dich (soviel ich weiß, hast Du niemals einen Menschen zu Tode prügeln oder nach Sibirien bringen lassen) und noch weniger für den Bauern. Wenn man ihn schlägt, mit Ruthen peitscht, nach Sibirien schickt, so glaube ich, daß ihm darum nicht schlechter zu Muthe ist. In Sibirien führt er das gewohnte, thierische Leben, die Schrammen auf seinem Körper heilen zu, und er ist so glücklich, wie vorher. Nöthig ist, was Du beabsichtigst, nur für Menschen, die an ihrer Verantwortlichkeit moralisch zu Grunde gehen, ihre Mißgriffe bereuen, die Reue unterdrücken und roh werden dadurch, daß sie die Möglichkeit haben, gerecht und ungerecht zu züchtigen. Da siehst Du, wer mir leid thut und warum ich die Bauern frei machen möchte. Du hast es vielleicht nicht so gesehen wie ich, daß gute, aber in diesen Ueberlieferungen einer unbeschränkten Macht erzogene Menschen, mit den Jahren, wenn sie reizbarer werden, zugleich in Rohheit und Grausamkeit verfallen, das auch wissen, sich aber nicht beherrschen können und dadurch immer unglücklicher und unglücklicher werden.

Fürst Andrej sagte das mit so schmerzlicher Ueberzeugung, daß Pierre unwillkürlich auf den Gedanken kam, diese Ansicht müßte dem Fürsten durch seinen Vater aufgedrängt sein. Er antwortete nicht.

Du siehst also, worauf es mir ankommt: auf die menschliche Würde, auf die Ruhe des Gewissens, auf

Reinheit, und nicht auf ihre Rücken und Köpfe, die — Du magst sie noch so viel mit Ruthen peitschen, noch so viel rasiren — doch immer dieselben Rücken und Köpfe bleiben.

Nein, nein, und tausendmal nein! ich werde Ihnen nie zustimmen, antwortete Pierre.

XII.

Gegen Abend stiegen Fürst Andrej und Pierre in den Wagen und fuhren nach Lyssyja-Gory. Der Fürst wandte sich dann und wann zu seinem Begleiter und unterbrach das Schweigen durch Bemerkungen, welche bewiesen, daß er guter Laune war. Er zeigte ihm die Felder und erzählte von seinen landwirthschaftlichen Reformen.

Pierre verharrte in finsterem Schweigen oder gab einsilbige Antworten und schien in seine Gedanken versunken. Er dachte darüber nach, daß Fürst Andrej unglücklich war, sich im Irrthum befand, das wahre Licht nicht kannte, und daß er ihm zu Hilfe kommen, ihn erleuchten und erheben müsse. Aber als Pierre weiter darüber nachsann, was und wie er anfangen solle zu sprechen, fürchtete er, daß ihn Fürst Andrej mit einem Worte, mit einem Argument seine ganze Lehre zurückweisen würde, und scheute sich anzufangen und sein Heiligthum der Möglichkeit des Verlachtwerdens auszusetzen.

Aber warum glauben Sie eigentlich — fing Pierre plötzlich an, indem er den Kopf senkte und das Aussehen eines stoßenden Ochsen annahm. Warum denken Sie so ... das dürfen Sie nicht!

Worüber? fragte Fürst Andrej verwundert.

Ueber das Leben . . . über die Bestimmung des Menschen! . . . Das kann nicht sein. Ich dachte eben so, und wissen Sie was mich befreit hat? — die Freimaurerei. Nein, lächeln Sie nicht! Die Freimaurerei ist keine religiöse Sekte, wie ich früher auch geglaubt habe, sondern der beste, einzige Ausdruck der besseren, ewigen Seiten der Menschheit. Und er fing an, dem Fürsten Andrej die Freimaurerei zu erklären, wie er sie verstand.

Er sagte, die Freimaurerei sei das reine, von staatlichen und kirchlichen Fesseln befreite Christenthum; eine Lehre der Gleichheit, Brüderlichkeit und Liebe.

Nur unsere heilige Brüderschaft hat den wahren Sinn des Lebens; alles Andere ist ein Traum, sagte Pierre. Sie behaupten, lieber Freund, daß außerhalb dieses Bundes Alles von Falschheit und Unwahrheit erfüllt ist; ich bin mit Ihnen einverstanden und gebe zu, daß guten, klugen Menschen nichts übrig bleibt, als, wie Sie sagen, das Leben mit dem sorgsamen Bemühen, Anderen nicht zu schaden, zu Ende zu führen. Aber machen Sie sich unsere Grundüberzeugungen zu eigen, treten Sie unserem Bunde bei, vertrauen Sie sich uns an, erlauben Sie uns, Sie zu leiten, und Sie werden sich, wie ich es thue, als ein Glied dieser großen, unsichtbaren Kette fühlen, deren Anfang sich in dem Himmel verliert, sagte Pierre.

Fürst Andrej hörte, schweigsam vor sich hinsehend, auf die Rede Pierres. Als er ihn einigemal des Wagengerassels wegen nicht verstand, fragte er nach den verloren gegangenen Worten, und aus dem besonderen Glanze, der in den Augen des Fürsten entbrannte, und aus seinem Schweigen erkannte Pierre, daß was er sagte, nicht vergeblich war, daß

ihn sein Begleiter nicht unterbrechen und seine Ansichten nicht verlachen würde.

Sie näherten sich dem ausgetretenen Flusse, über den sie ein Prahm tragen sollte. Während der Wagen darauf geschoben und die Pferde an ihren Platz geführt wurden, gingen auch die beiden Freunde auf den Prahm.

Fürst Andrej, der sich auf das Geländer stützte, sah schweigend auf die blitzende, von der untergehenden Sonne beleuchtete Wasserfläche.

Was denken Sie? fragte Pierre. Warum sind Sie so stumm?

Was ich denke? Ich habe Dich angehört, antwortete Fürst Andrej. Das Alles mag so sein . . . Aber Du sagst: tritt in unsere Brüderschaft und wir werden Dir den Zweck des Lebens zeigen, und die Bestimmung des Menschen, und die Gesetze, welche die Welt regieren . . . Aber wer sind die „Wir" — Menschen? Warum wißt Ihr Alles? Warum kann ich nicht sehen, was Ihr seht? Ihr sehet auf Erden das Reich des Guten und Wahren und ich kann es nicht sehen.

Pierre unterbrach ihn.

Glauben Sie an ein künftiges Leben? fragte er.

An ein künftiges Leben? wiederholte Fürst Andrej, aber Pierre ließ ihm nicht Zeit, auf die Frage zu antworten und nahm, da er die früheren atheistischen Ansichten des Fürsten kannte, die Wiederholung als Verneinung auf.

Sie sagen, daß Sie auf Erden das Reich des Guten und Wahren nicht sehen können. Ich habe es auch nicht gesehen, und wir können es überhaupt nicht sehen, so lange wir unser Leben als das Ende aller Dinge ansehen.

Auf der Erde, auf dieser Erde (Pierre zeigte in's Feld hinaus) ist keine Wahrheit; Alles ist falsch und böse. Aber in der Welt — der ganzen Welt, giebt es ein Reich der Wahrheit und wir sind jetzt Kinder der Erde und ewig Kinder der Welt. Fühle ich denn nicht in meiner Seele, daß ich einen Theil dieses großen, harmonischen Ganzen ausmache? Fühle ich denn nicht, daß ich in der großen, unermeßlichen Zahl der Geschöpfe, in der die Gottheit — oder wenn Sie wollen, eine höhere Macht — sich offenbart, ein Glied, eine Stufe von den niederen Wesen zu den höheren bilde? Wenn ich die Stufenleiter, welche von der Pflanze zum Menschen führt, sehe, deutlich sehe, weswegen soll ich denn voraussetzen, daß diese Leiter mit mir zu Ende ist und nicht weiter und weiter führt? Ich fühle nicht nur, daß ich nicht verschwinden kann, wie nichts in der Welt verschwindet, sondern auch, daß ich immer sein werde und war. Ich fühle, daß außer mir, über mir Geister leben und daß in dieser Welt Wahrheit ist.

Ja, das ist die Lehre Herders, sagte Fürst Andrej; aber nicht diese Lehre wird mich überzeugen, lieber Freund, das Leben thut es und der Tod . . . Es überzeugt, wenn ein Dir theueres Wesen, das mit Dir verbunden ist, gegen das Du gefehlt hast, vor dem Du Dich zu rechtfertigen hofftest . . . Fürst Andrej stockte mit der Stimme und er wandte sich ab. Nach einer Pause fing er wieder an: Plötzlich siehst Du dies Wesen leiden . . . es windet sich in Qualen und hört auf zu sein. Warum? . . . Es ist unmöglich, daß es auf diese Frage keine Antwort giebt . . . Ich bin überzeugt daß sie irgendwo zu finden ist . . . Das ist's, was überzeugt . . . das hat mich überzeugt!

Nun ja, nun ja! antwortete Pierre. Sage ich denn nicht dasselbe?

Nein. Ich bin nur der Ansicht, daß uns nicht Beweise von der Nothwendigkeit des künftigen Lebens überzeugen können — nur dies Eine, daß, wenn Du Hand in Hand mit einem Wesen gehst, dies Wesen plötzlich verschwindet . . . dort im Nichts, und Du selbst bleibst stehen vor der Kluft und siehst hinein. Ich habe hineingeblickt . . .

Nun, wie also? Wissen Sie nun, was „dort“ ist und daß es dort ein Wesen giebt? Dort ist das zukünftige Leben. Das Wesen ist Gott.

Fürst Andrej antwortete nicht. Der Wagen stand längst am Ufer, die Pferde waren wieder eingespannt, die Sonne war schon halb unten, der Abendfrost bedeckte die Tümpel am Ufer mit Eissternchen; aber zur Verwunderung der Kutscher, Diener und Fährleute standen Pierre und Andrej noch immer auf dem Prahm und sprachen.

Wenn Gott ist und ein künftiges Leben, so ist auch Wahrheit, ist Tugend, sagte Pierre, und das höhere Glück des Menschen besteht darin, diesen Beiden nachzustreben. Wir sollen leben, wir sollen lieben, wir sollen glauben, daß wir nicht heute nur, auf diesem Stückchen Erde, existiren, sondern gelebt haben und leben werden dort im All. Er zeigte auf den Himmel. Fürst Andrej stand, auf das Geländer der Fähre gestützt, und hörte Pierre zu, ohne die Augen von dem rothen Widerschein der Sonne auf der bläulichen Wasserfläche abzuwenden. Pierre schwieg. Es war still ringsum.

Der Prahm hielt schon lange, und nur die Wellen des Flusses schlugen leise an seinen Boden, und dem

Fürsten Andrej schien es, als ob dies Plätschern zu den Worten Pierres hinzufügte: „Es ist wahr, glaube."

Fürst Andrej athmete auf und sah mit kindlich-strahlendem Blick in das geröthete, begeisterte Antlitz Pierres, das aber dem Freunde gegenüber, den er so hoch über sich selbst stellte, einen schüchternen Ausdruck behielt.

Ja, wenn es so wäre! sagte er. Aber wollen wir uns nicht in den Wagen setzen? fügte er hinzu, und indem er den Prahm verließ, sah er zum Himmel empor, auf den Pierre deutete. Zum ersten Male nach Austerlitz sah er den hohen, ewigen Himmel wieder, den er gesehen, als er auf dem Schlachtfelde lag und etwas längst Entschlafenes, Höheres, das in ihm wohnte, erwachte frisch und jung in seiner Seele. Dies Gefühl verschwand, als Fürst Andrej in die gewöhnlichen Bedingungen des Lebens zurückkehrte; aber er wußte, daß die Empfindung, die er nicht zu entwickeln vermocht, in ihm fortlebte. Das Wiedersehen Pierres wurde für den Fürsten Andrej eine Epoche, von welcher — obwohl äußerlich Alles beim Alten blieb — in seiner innern Welt ein neues Leben begann.

XIII.

Es dunkelte schon, als Fürst Andrej und Pierre den Haupteingang von Lyssyja-Gory erreichten. Während sie vorfuhren, machte Fürst Andrej seinen Freund lächelnd auf die Scene aufmerksam, die sich an der Hinterthür abspielte. Ein gekrümmtes altes Mütterchen mit einem Bündel auf dem Rücken und ein kleiner Mann im schwarzen Anzuge und mit langen Haaren, rannten, als sie den vorfahrenden Wagen erblickten, eilig fort. Zwei Frauen stürzten ihnen

nach, und alle Vier liefen, indem sie sich voll Schrecken nach der Kutsche umsahen, die Hintertreppe hinauf.

Das sind Maschas Gottes-Leute, sagte Fürst Andrej; sie haben uns für den Vater gehalten. Dies ist das Einzige, worin Schwester Maria ihm nicht gehorcht; er befiehlt, diese Wallfahrer fortzujagen, und sie nimmt sie auf.

Was sind denn Gottes-Leute? fragte Pierre.

Fürst Andrej hatte nicht Zeit zu antworten; die Dienerschaft kam herbei, er fragte, wo sich der alte Fürst befände, und erfuhr, daß er noch in der Stadt wäre, aber jeden Augenblick zurückerwartet würde.

Fürst Andrej führte Pierre nach seinen Zimmern, die immer im Vaterhause für ihn in Bereitschaft gehalten wurden; dann begab er sich nach der Kinderstube, und als er von dort zurückkam, sagte er:

Nun wollen wir meine Schwester aufsuchen. Ich habe sie noch nicht gesehen; sie versteckt sich irgendwo mit ihren Gottesleuten. Sie wird in Verlegenheit kommen, aber das ist ihr schon recht — und Du wirst die Gottes-Leute sehen. Es ist interessant, mein Wort darauf.

Was sind das Gottes-Leute? fragte Pierre.

Du wirst's ja sehen.

Fürstin Maria kam wirklich in Verlegenheit und erröthete, als sie bei ihr eintraten. In ihrem gemüthlichen Zimmer, mit den Lampen vor den Heiligenschreinen, saß neben ihr auf dem Divan vor dem Ssamowar ein junger Bursche mit langer Nase, langem Haar und einer Mönchskutte, während in dem daneben stehenden Sessel ein runzliges, mageres, altes Weib mit einem sanften Ausdruck in dem kindlichen Gesichte Platz genommen hatte.

Andrjuscha, warum hast Du mich nicht benachrichtigt? fragte Fürstin Maria mit sanftem Vorwurf, indem sie sich — wie die Glucke vor die Küchlein — vor ihre Wallfahrer stellte.

Ich freue mich, Sie zu sehen, freue mich sehr, Sie zu sehen! sagte sie dann zu Pierre, während dieser ihr die Hand küßte. Sie hatte ihn als Kind gekannt, und seine Freundschaft für Andrej, sein Unglück in der Ehe und vor Allem sein gutes, einfaches Gesicht, nahmen sie für ihn ein. Sie sah ihn mit den schönen, strahlenden Augen an, die ihm zu sagen schienen: Ich habe Sie sehr gern, aber bitte, lachen Sie nicht über meine Gäste. Nachdem die ersten Begrüßungen gewechselt waren, setzten sie sich.

Ah, da ist ja auch Iwanuschka! sagte Fürst Andrej, indem er lächelnd auf den jungen Pilger blickte.

Andrjuscha! flehte Fürstin Maria.

Sie müssen wissen, daß das ein Weib ist, sagte Fürst Andrej zu Pierre französisch.

Andrjuscha, ich bitte Dich! bat Fürstin Maria.

Das spöttische Benehmen des Bruders gegen die Wallfahrer und das erfolglose Eintreten der Fürstin Maria für sie schien eine hergebrachte Sache unter den Geschwistern zu sein.

Aber, meine liebe Freundin, sagte Fürst Andrej, Du solltest mir im Gegentheil dankbar sein, daß ich Pierre Deine Intimität mit diesem jungen Mann erkläre.

Wirklich? fragte Pierre neugierig, aber ernst (wofür ihm Fürstin Maria besonders dankbar war); und dann starrte er durch die Brille Iwanuschka an, der, als ihm klar wurde, daß von ihm die Rede war, mit listigen Augen im Kreise umhersah.

Fürstin Maria war unnöthigerweise um die „Ihrigen“ in Verlegenheit gekommen; sie selbst waren gar nicht schüchtern. Das alte Weibchen schielte mit niedergeschlagenen Augen die beiden Herren von der Seite an, nachdem sie die Tasse auf der Unterschaale umgekehrt und ein abgebissenes Stückchen Zucker daneben gelegt hatte. Dabei saß sie unbeweglich in ihrem Lehnstuhl und wartete, daß ihr noch mehr Thee eingeschenkt würde, während Iwanuschka, den Thee aus der Untertasse schlürfend, die jungen Männer mit listigen Weiberaugen, von unten herauf betrachtete.

Wo warst Du? In Kiew? fragte Fürst Andrej die Alte.

Dort war ich! antwortete das redselige Weib; gerade zu Weihnachten war ich dort, Vater, und hatte das Glück, das heilige Sakrament zu empfangen. Und jetzt komme ich aus Kalasino, Vater, wo mir großes Heil widerfahren ist.

Und Du, Iwanuschka, warst mit?

Ich gehe ganz allein, mein Wohlthäter, antwortete Iwanuschka, indem er mit einer Baßstimme zu sprechen suchte. Erst in Juchnowo bin ich mit Pelagejuschka zusammengekommen . . .

Pelagejuschka unterbrach ihren Gefährten. Es war unverkennbar, daß sie von ihren Erlebnissen zu erzählen wünschte.

In Kalasino, Vater, ist mir großes Heil widerfahren, sagte sie.

Was, neue Reliquien? fragte Fürst Andrej.

Laß' doch, Andrej! bat Fürstin Maria. Erzähle nicht, Pelagejuschka.

Nicht? . . . was soll denn das heißen, Mütterchen? . . . warum soll ich nicht erzählen? . . . ich habe ihn lieb . . . er ist gut . . . ist ein Kind Gottes und mein Wohl-

thäter . . . hat mir, das vergesse ich nicht, zehn Rubel geschenkt . . . Nun also, in Kiew sagt mir Kirjuscha, der Verzückte, ein wirklicher Mann Gottes, der Sommer und Winter barfuß geht: was pilgerst Du nicht nach dem rechten Orte? Gehe nach Kalasino, Mütterchen, da ist das wunderthätige Bild der Matuschka, der heiligen Muttergottes. Nachdem ich das gehört hatte, verabschiedete ich mich von den Heiligen und ging.

Alle schwiegen. Nach einer Weile fuhr die Pilgerin mit gedämpfter Stimme fort:

Ich kam hin, mein Vater . . . Die Leute sagen mir: großes Heil ist uns geworden, der Matuschka, der heiligen Muttergottes, tröpfelt heiliges Oel aus dem Bäckchen . . .

Gut, gut, das wirst Du später erzählen, unterbrach sie Fürstin Maria erröthend.

Erlauben Sie mir eine Frage, sagte Pierre, und zu der Alten gewandt, fügte er hinzu: Hast Du das selbst gesehen?

Gewiß, Vater, ich selbst war begnadigt es zu sehen. Solch ein Glanz auf dem Angesicht der Matuschka, wie das göttliche Licht des Himmels . . . und aus ihrem Bäckchen tröpfelt es immerzu . . . immerzu . . .

Das ist ja aber Betrug! rief Pierre naiv, der die Pilgerin aufmerksam angehört hatte.

Ach! Vater, was sagst Du da? rief Pelagejuschka voll Entsetzen, indem sie sich, wie Schutz suchend, an die Fürstin Maria wandte.

So betrügt man das Volk! wiederholte Pierre.

Um des Herrn Jesu Christi Willen, sage das nicht, Vater! rief die Pilgerin, sich bekreuzend. Da war ein Janaral, der hat auch nicht glauben wollen . . . er sagte: die Mönche hätten betrogen . . . und wie er das sagte,

war er auf der Stelle blind. Und dann träumte er, daß die Matuschka vom Höhlen-Kloster zu ihm kommt und sagt: „glaube an mich, so werde ich Dich heilen!“ Da fing er an zu bitten: bringt mich zu ihr! bringt mich zu ihr! ... Ich sage Dir die volle Wahrheit, denn ich habe das Alles selbst gesehen ... Man hat den Blinden also hingebracht ... er trat näher, fiel hin und sprach: „Heile mich, ich gebe Dir — sagt er — Alles, was mir der Kaiser gegeben hat.“ — Ich habe selbst gesehen, daß der Stern an ihr befestigt ist ... Und was meinst Du? ... er ist sehend geworden. Aber so zu sprechen ist Sünde, Gott wird strafen, schloß sie in ermahnendem Tone, indem sie sich zu Pierre wandte.

Aber wie ist denn der Stern an das Bild gekommen? fragte Pierre.

Man wird die Matuschka zum General ernannt haben, sagte lächelnd Fürst Andrej.

Pelagejuschka wurde plötzlich blaß und schlug die Hände zusammen.

Vater, Vater! schäme Dich der Sünde, Du hast einen Sohn ... rief sie, indem die Blässe ihres Gesichts in Röthe überging. Vater, was hast Du gesagt ... Gott verzeihe Dir! Sie bekreuzte sich. Gott verzeihe ihm! O Mütterchen, was ist das! wandte sie sich an Fürstin Maria und begann fast weinend ihr Bündel zusammen zu packen. Es war unverkennbar, daß sie sich fürchtete und schämte, die Wohlthaten eines Hauses anzunehmen, wo so gesprochen wurde, während es ihr zugleich leid that, diese Wohlthaten zu entbehren.

Was kann Euch das für Freude machen; seid Ihr deswegen zu mir gekommen? fragte Fürstin Maria.

Oh, ich scherze doch nur, Pelagejuschka! rief Pierre. Fürstin, mein Wort darauf, ich habe Sie nicht beleidigen wollen . . . Ich habe das nur so gesagt, höre nicht darauf . . . ich habe gescherzt! sagte er schüchtern, indem er sein Unrecht gut zu machen suchte. Wir haben beide nur gescherzt.

Pelagejuschka blieb voll Mißtrauen stehen; aber Pierres Gesicht verrieth so viel aufrichtige Reue, und Fürst Andrej blickte so freundlich bald auf Pelagejuschka, bald auf Pierre, daß sie sich nach und nach beruhigte.

XIV.

Die Pilgerin hatte sich beruhigt und nahm das Gespräch wieder auf. Sie erzählte lange vom Vater Amphilochius, der ein so heiliges Leben geführt, daß seine Händchen nach Weihrauch dufteten. Und dann schilderte sie, wie sie während ihrer letzten Wallfahrt nach Kiew von bekannten Mönchen den Schlüssel zu den Höhlen bekommen und daselbst — sie hatte sich Zwiebäckchen mitgenommen — zwei Tage bei den Heiligen zugebracht. „Ich bete zu dem Einen, lese, gehe zu dem Anderen, nicke ein, gehe wieder hin, die heiligen Gebeine zu küssen, und eine Stille, Mütterchen, eine Glückseligkeit, daß man gar nicht wieder in die liebe Gottessonne hinaus möchte.

Pierre hörte ernst und aufmerksam zu. Fürst Andrej verließ das Zimmer, und bald darauf führte Fürstin Maria Pierre in den Salon und ließ die Gottes-Leute am Theetisch zurück.

Sie sind wirklich sehr gut! sagte sie zu Pierre.

Ich habe die Leute wahrhaftig nicht kränken wollen; ich verstehe diese Gefühle so gut, schätze sie so hoch.

Fürstin Maria sah ihn mit sanftem Lächeln schweigend an. Ich kenne Sie längst und habe Sie lieb wie einen Bruder, antwortete sie; und ohne ihm Zeit zu geben, auf ihre freundlichen Worte etwas zu sagen, fragte sie schnell: wie haben Sie Andrej gefunden? Er ängstigt mich! Seine Gesundheit war im Winter besser; aber im Frühjahr brach die Wunde wieder auf, und der Arzt sagte, er müsse irgendwohin zur Kur. Auch in moralischer Hinsicht fürchte ich für ihn. Er hat nicht die Gemüthsart, die es uns Frauen möglich macht, den Kummer auszuleiden und auszuweinen, er trägt ihn stumm mit sich herum. Heute ist er munter und lebhaft, aber wohl nur, weil Ihre Ankunft erheiternd auf ihn gewirkt hat; er pflegt selten so zu sein. Wenn Sie ihn doch überreden könnten, in's Ausland zu gehen! Er bedarf der Thätigkeit . . . dies gleichmäßige, stille Leben tödtet ihn. Die Anderen merken es nicht — aber ich sehe es.

Gegen zehn Uhr ließen sich die Wagenglöckchen des zurückkehrenden Hausherrn hören; das gesammte Dienstpersonal stürzte nach dem Haupteingange; auch Fürst Andrej und Pierre traten auf die Freitreppe hinaus.

Wer ist das? fragte der alte Fürst, indem er aus dem Wagen stieg.

Ah, freue mich sehr! küsse Dich! fügte er hinzu, nachdem er den fremden jungen Mann erkannt hatte.

Der alte Herr war guter Laune und nahm Pierre mit großer Herzlichkeit auf.

Als Fürst Andrej vor dem Abendessen in das Kabinet des Vaters trat, fand er diesen im heißen Meinungsstreit mit Pierre. Der junge Mann suchte zu beweisen, daß eine Zeit kommen würde, wo es keine Kriege mehr

geben würde. Der alte Fürst machte sich über ihn lustig, aber er bekämpfte die Ansichten Pierres, ohne sich zu ärgern.

Zapfe das Blut aus den Adern und thue Wasser hinein — dann wird der Krieg aufhören. Das sind Weiberphantasien! Weiberphantasien! rief er, aber dabei klopfte er Pierre freundlich auf die Schulter. Dann näherte er sich dem Tische, an welchem Fürst Andrej, der augenscheinlich nicht am Gespräch Theil nehmen wollte, die Papiere durchblätterte, die der Vater aus der Stadt mitgebracht hatte. Der alte Fürst trat zu ihm und fing an, von Geschäften zu sprechen.

Der Adelsmarschall, Graf Rostow, hat die Hälfte der Mannschaften nicht zusammengebracht. Kam in die Stadt und hatte den Einfall, mich zum Essen einzuladen . . . Nun, ich habe ihm ein Diner gegeben! . . . Hier, dies sieh' durch . . . Und weißt Du, Bruder, fuhr Fürst Nikolaj Andrejtsch zu dem Sohne gewandt fort, indem er Pierre auf die Schulter klopfte: ein braver Mensch ist Dein Freund! ich habe ihn lieb gewonnen. Er erwärmt mich . . . Ein Anderer sagt kluge Dinge, und man mag ihn nicht hören . . . er aber schwatzt dummes Zeug und erwärmt mich Alten. Nun geht, geht! rief er dann. Vielleicht komme ich, setze mich zu Euch, wenn Ihr Abendbrot eßt, und dann streiten wir wieder . . . Mit meinem Närrchen, Fürstin Maria, kannst Du Dich befreunden! rief er Pierre noch aus der Thür nach.

Während seines Aufenthalts in Lyssyja-Gory lernte Pierre erst die ganze Kraft und den ganzen Werth seiner Freundschaft mit dem Fürsten Andrej kennen. Dieser Werth lag nicht sowohl in dem Verhältniß zu dem Freunde selbst, als

in den Beziehungen zu seinen Verwandten und seiner Häuslichkeit. Sowohl dem alten, strengen Fürsten, wie der sanften, schüchternen Fürstin Maria gegenüber fühlte sich Pierre, obwohl er sie fast gar nicht kannte, beinahe wie ein alter Freund, und ihn hatten Alle liebgewonnen. Nicht allein Fürstin Maria, die durch sein rücksichtsvolles Benehmen gegen die Pilgerinnen für ihn eingenommen war, sah ihn mit dem strahlendsten Blicke an; auch der kleine einjährige Fürst Nikolaj, wie ihn der Großvater nannte, lächelte Pierre an und ließ sich von ihm auf den Arm nehmen; Michail Iwanitsch sowohl wie Mademoiselle Bourienne hörten mit freundlichem Lächeln zu, wenn er sich mit dem alten Fürsten unterhielt.

Der alte Herr erschien zum Abendessen, was sichtlich eine Auszeichnung für Pierre war; behandelte ihn die beiden Tage seiner Anwesenheit in Lyssyja-Gory mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit und befahl ihm, häufig in sein Zimmer zu kommen.

Als Pierre weggefahren war und die Mitglieder der Familie zusammen kamen, sprachen sie — wie es gewöhnlich nach der Abreise eines neuen Bekannten geschieht — ihr Urtheil über ihn aus und sie Alle hatten, was sehr selten geschieht, nur Gutes über ihn zu sagen.

XV.

Als Rostow diesmal vom Urlaub zurückkehrte, fühlte er stärker als je zuvor, wie innig er mit Denissow und dem ganzen Regimente verbunden war. Als er sich dem Standquartiere näherte, war seine Empfindung beinahe

ebenso, als ob er dem Hause auf den Powarskaja zueilte. Und als er dann den ersten Husaren seines Regimentes mit aufgeknöpfter Uniform erblickte und den rothköpfigen Dementjew erkannte; als er die Pflöcke für die Pferde sah; als Lawruschka seinem Herrn voll Freude zurief: „Der Graf ist da!“ und Denissow, der auf dem Bette gelegen hatte, nachlässig gekleidet aus der Lehmhütte hervorstürzte, ihn umarmte und die anderen Offiziere sich um ihn versammelten, hatte er dasselbe Gefühl, als ob ihn seine Mutter, sein Vater, seine Schwester umhalsten, und die Freudenthränen, die ihm in die Kehle stiegen, hinderten ihn am Sprechen. Das Regiment war auch ein Haus, ein unwandelbar liebes und theueres, wie das der Eltern.

Nachdem er sich bei dem Regiments-Kommandeur gemeldet hatte, derselben Schwadron wieder zugetheilt war, du jour gehabt und fouragirt hatte, nach und nach in alle kleinen Interessen des Regiments wieder eingeweiht wurde, und nachdem er sich seiner Freiheit beraubt und einem engen, unverrückbaren Rahmen eingefügt fühlte, empfand Rostow dieselbe Beruhigung, hatte er dasselbe Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit, wie unter dem elterlichen Dache. Da war nicht das Gewirr der weiten, freien Welt, in welchem er entweder keinen Platz für sich fand, oder sich in der Wahl vergriff. Da war keine Ssonja, gegen die es ihm bald nöthig schiene, sich zu erklären, bald nicht. Da war keine Möglichkeit, hierhin oder dorthin zu gehen; da ließen sich die vierundzwanzig Tagesstunden nicht in der verschiedensten Weise ausfüllen, da gab es nicht jene Unzahl von Menschen, unter denen ihm Niemand wirklich nahe stand, nicht jene unklaren, unbestimmten Geldangelegenheiten mit dem Vater, nicht die Erinnerung an den schrecklichen

Spielverlust bei Dolochow. Hier im Regimente war Alles klar und einfach. Die ganze Welt war in zwei ungleiche Theile eingetheilt: die Eine, das Pawlogradsche Regiment, die Andere alles Uebrige, und für dies Uebrige hatte man kein besonderes Interesse. Im Regiment wußte man alles: wer Lieutenant war, wer Rittmeister, wer ein guter, wer ein schlechter Mensch, vor Allem, wer ein guter oder schlechter Kamerad war. Der Marketender kreditirt, die Gage wird alle vier Monate ausgezahlt; zu bedenken und zu wählen giebt es nichts — man hat einfach zu vermeiden, was im Pawlogradschen Regimente für unangemessen gilt, und genau und pünktlich zu thun, was befohlen wird, dann ist Alles gut.

Nachdem Rostow in diese Regelmäßigkeit des Regimentslebens wieder eingetreten war, kam das Behagen, der Frieden über ihn, den ein ermüdeter Mensch empfindet, wenn er sich zur Ruhe legt. Es war um so erquickender für ihn, da er nach dem Spielverlust an Dolochow (einer That, die er sich trotz aller Tröstungen der Seinigen nicht verzeihen konnte) den Vorsatz gefaßt hatte, nicht nur, wie bisher, zum Vergnügen, zu dienen, sondern um seine Schuld zu bezahlen und den Namen eines ausgezeichneten Kameraden und Offiziers zu erwerben, das heißt den eines ausgezeichneten Menschen — was „in der Welt“ so schwer schien, im Regimente aber erreichbar war.

Rostow hatte sich nach seinem Spielverlust vorgenommen, den Eltern diese Schuld in fünf Jahren abzutragen. Sie hatten ihm jährlich 10,000 Rubel gegeben, jetzt wollte er nur noch 2000 annehmen und das Uebrige zur Bezahlung der Schuld stehen lassen.

* * *

Nach verschiedenen Rückzügen, nach den Vormärschen und den Schlachten bei Pultusk und Preußisch-Eylau concentrirte sich unsere Armee bei Bartenstein. Man erwartete die Ankunft des Kaisers beim Heere und die Eröffnung eines neuen Feldzuges.

Das Pawlogradsche Regiment, welches zu dem Theile der Armee gehörte, der 1805 im Felde gewesen war, hatte sich in Rußland rekrutirt, war aber zu den ersten Waffenthaten des Feldzugs zu spät gekommen, das heißt, es hatte weder bei Pultusk, noch bei Preußisch-Eylau gefochten. In der zweiten Hälfte des Feldzugs, nachdem es sich mit der aktiven Armee vereinigt hatte, wurde es der Division Platow zugetheilt.

Diese Division operirte unabhängig von dem Gros des Heeres; die Pawlograder wurden mehrmals in Scharmützel mit dem Feinde verwickelt, sie machten Gefangene, und einmal erbeuteten sie sogar die Equipagen des Marschalls Oudinot. Im April standen die Pawlograder mehrere Wochen bei einem deutschen, von Grund aus zerstörten, von den Einwohnern verlassenen Dorfe und rührten sich nicht von der Stelle.

Es trat Thauwetter ein, aber es blieb kalt; die Flüsse brachen auf, die Straßen wurden unwegsam. Da die Zufuhr unmöglich wurde, gab man einige Tage weder Proviant noch Fourage aus, und das einzige Auskunftsmittel der Soldaten war, in den umliegenden verlassenen und zerstörten Ortschaften nach Kartoffeln zu suchen, aber auch die gab es nur wenig.

Alles war verzehrt und alle Einwohner hatten sich geflüchtet. Die Wenigen, die zurückgeblieben, waren elender als Bettler und hatten nichts mehr, was ihnen abge-

nommen werden konnte. Es kam sogar vor, daß ihnen mitleidige Soldaten das Letzte gaben, was sie selbst besaßen.

Bei seinen Gefechten hatte das Pawlogradsche Regiment nur zwei Verwundete gehabt, durch Hunger und Krankheit aber verlor es fast die Hälfte seiner Mannschaften. Daß die Leute in den Krankenhäusern sterben müßten, galt für gewiß. Soldaten, die am Fieber litten und an der Geschwulst, die die Folge des schlechten Essens war, zogen vor, die Anstrengungen des Dienstes zu ertragen, mochten sie auch ihre Kräfte übersteigen, und schleppten sich lieber mit lahmen Füßen in Reihe und Glied mit fort, als daß sie sich in's Lazareth begaben. Nach dem Beginn des Frühlings fanden die Soldaten eine Pflanze, die wie Spargel aus der Erde schoß und die sie — Gott weiß warum — die süße Marien-Wurzel nannten. Sie zerstreuten sich auf Wiesen und Feldern, um die „süße Marien-Wurzel“ (die sehr bitter war) zu suchen, gruben sie mit dem Säbel aus und aßen sie, trotz des Befehls, der den Genuß dieser schädlichen Pflanze verbot. Die Aerzte schrieben eine neue Krankheit, die sich im Frühling unter den Soldaten zeigte: Geschwulst der Hände, der Füße und des Gesichts dem Genuß dieser Wurzel zu. Auch die Soldaten der Denissowschen Schwadron nährten sich, trotz des Verbots, hauptsächlich von der süßen Marienwurzel, denn sie hatten schon seit zwei Wochen nur noch ein Drittel der gewöhnlichen Zwieback-Ration erhalten, und die Kartoffeln der letzten Zufuhr waren gefroren und keimten schon.

Die Pferde, für die es ebenfalls an Fourage fehlte, bekamen seit vierzehn Tagen nur noch das Stroh von den Dächern der zerstörten Häuser zu fressen, wurden immer

magerer und waren mit ausfallenden, zusammengeklebten Haarbüscheln bedeckt.

Trotz dieses Elends lebten Soldaten und Offiziere in der alten Weise. Wie immer, wenn auch mit blassen, gedunsenen Gesichtern und in abgerissenen Uniformen, stellten sich die Husaren in Reihe und Glied auf, um ihre Löhnung zu empfangen, putzten das Sattelzeug, striegelten die Pferde, bürsteten die Montirung, schleppten statt des Futters das Stroh von den Dächern herbei und gingen zu den Feldkesseln, ihr Mittagsmahl zu halten, von dem sie ungesättigt wieder aufstanden, indem sie über das ekelhafte Essen und ihren Hunger Witze machten. Wie früher zündeten die Soldaten während ihrer vom Dienste freien Zeit Feuer an, neben denen sie sich nackt zum Schwitzen niederlegten, rauchten, aus den keimenden, faulenden Kartoffeln die besten aussuchten und kochten, und von den Potjomkinschen oder Ssuworowschen Feldzügen, oder die Sagen von Aljoscha, dem Schlaukopf und von dem Knechte des Popen Mikolka erzählten oder erzählen hörten.

Die Offiziere lebten ebenfalls wie früher zu Zweien oder Dreien in den ungedeckten halbzerstörten Häusern. Die Älteren sorgten für das Herbeischaffen von Kartoffeln und Stroh, überhaupt für die Ernährung der Mannschaften. Die jüngeren unterhielten sich, wie immer, theils mit Kartenspiel (Geld gab es genug, wenn auch kein Proviant da war), theils mit harmlosen Spielen — Ringwerfen und Klötzchenschieben. Von dem Gang der Weltereignisse war wenig die Rede, theils weil man nichts Bestimmtes wußte, theils weil man die dunkle Empfindung hatte, daß es mit dem Kriege schlecht stand.

Rostow wohnte wie früher mit Denissow zusammen,

und ihr freundschaftliches Verhältniß war seit ihrer gemeinschaftlichen Urlaubsreise noch inniger geworden. Denissow sprach nie von Rostows Vaterhause, aber Nikolaj fühlte an der rücksichtsvollen Freundschaft, welche ihm sein Vorgesetzter bewies, daß die unglückliche Liebe des alten Husaren zu Nataschа seine Zuneigung für den Bruder des jungen Mädchens noch verstärkt hatte. Denissow war augenscheinlich bemüht, Rostow so viel als möglich vor Gefahr zu schützen, und war besonders freundlich, wenn er ihn nach einem Treffen wieder unversehrt vor sich sah. Bei einem seiner Steifzüge fand Rostow in einem verlassenen, zerstörten Dorfe, wohin er nach Proviant geschickt war, einen greisen Polen und seine Tochter mit einem Säugling. Sie hatten weder Kleider, noch Lebensmittel, und waren nicht im Stande, den Ort zu verlassen. Rostow ließ sie in's Lager fahren, brachte sie in seine Wohnung und erhielt sie einige Wochen, bis sich der Alte erholt hatte. Einer von Rostows Kameraden fing eines Tages, als von Frauen die Rede war, zu lachen an und sagte: Rostow wäre schlauer als sie alle; er hätte aber wohl die Kameraden mit der von ihm geretteten schönen Polin bekannt machen können. Rostow nahm den Scherz als Beleidigung auf, wurde heftig und sagte dem Offizier so herbe Dinge, daß Denissow Mühe hatte, ein Duell zwischen den Beiden zu verhindern. Als sich der Offizier entfernt hatte und Denissow, der die Beziehungen zwischen seinem jungen Freunde und der Polin selbst nicht kannte, anfing, ihn wegen seiner Heftigkeit zu tadeln, sagte Nikolaj:

Du magst wohl recht haben . . . Aber sie ist für mich wie eine Schwester, und ich kann Dir nicht beschreiben, wie es mich gekränkt hat, weil . . . nun, weil . . .

Denissow klopfte ihm auf die Schulter, und ohne ihn weiter anzusehen, fing er an, im Zimmer umherzulaufen, wie er in großer Gemüthsbewegung zu thun pflegte.

Was seid Ihr Rostows doch für närrische Leute! sagte er endlich, und Nikolaj sah Thränen in seinen Augen stehen.

XVI.

Im April wurden die Truppen durch die Nachricht, daß der Kaiser beim Heere angelangt sei, neu belebt. Rostow gelang es nicht, zu der Revue zu kommen, welche der Kaiser bei Bartenstein abhielt, denn die Pawlograder standen weit von diesem Orte auf Vorposten.

Denissow und Rostow bewohnten hier im Bivouak eine von den Soldaten aufgeworfene Erdhütte, die mit Zweigen und Rasen gedeckt und nach der damals eben eingeführten Weise hergerichtet war: es wurde ein anderthalb Arschin tiefer, zwei Arschin breiter und drei ein halb Arschin langer Graben gemacht und von einer Seite mit Stufen versehen, die das Vorzimmer bildeten. Der Graben selbst war das Zimmer, in welchem bei den Bevorzugten, wie bei dem Schwadronskommandeur, an der den Stufen entgegengesetzten Wand auf Pfählen ein Brett lag, das als Tisch diente. Auf beiden Seiten waren längs des Grabens in der Höhe einer Arschin Bänke von Erde aufgeworfen, die als Bett und Divan benutzt wurden. Das Dach war so eingerichtet, daß man in der Mitte darunter stehen konnte, auf den Betten aber konnte man nur sitzen, wenn man nahe an den Tisch heranrückte. Bei Denissow, wo außergewöhnlicher Luxus herrschte, weil ihn die Soldaten seiner Schwadron lieb hatten, befand sich im Giebel des Daches ein Brett, in

welches eine zerbrochene und wieder zusammengekittete Fensterscheibe eingefügt war. An besonders kalten Tagen wurde auf die Stufen (in das Vorzimmer, wie Denissow diesen Theil der Baracke nannte), eine Eisenplatte mit glühenden Kohlen gebracht, die dem Bivouakfeuer der Soldaten entstammten, und es wurde davon so warm, daß die Offiziere, die immer in großer Anzahl bei Denissow und Rostow zusammenkamen, in Hemdärmeln zu sitzen pflegten.

Im Apr.l war Rostow du jour. Als er nach schlafloser Nacht um acht Uhr Morgens heimkam, befahl er, Kohlen zu bringen, wechselte die vom Regen durchnäßte Wäsche, sprach sein Gebet, trank Thee, wärmte sich, brachte seine Sachen in der Ecke und auf dem Tische in Ordnung und legte sich mit aufgesprungenem, brennendem Gesicht im bloßen Hemd auf den Rücken und schob die Hände unter den Kopf. Er versank in allerlei angenehme Gedanken, wie er in diesen Tagen befördert werden müßte zum Lohn für seinen letzten Recognoscirungsritt, und wartete auf Denissow, der fortgegangen war. Rostow hatte mit ihm zu sprechen.

Plötzlich hörte er hinter der Hütte die laute Stimme seines Freundes, der zornig zu sein schien. Rostow schob sich an's Fenster, um zu sehen, mit wem Denissow sprach, und erkannte den Wachtmeister Toptschejenko.

Ich habe dir doch befohlen, sie diese Wurzel, diese Marien-Wurzel nicht fressen zu lassen! schrie Denissow. Was ist das für 'ne Wirthschaft! Ich habe selbst gesehen, wie Lasartschuk sie vom Felde hereingeschleppt hat!

Ich habe den Befehl ausgerichtet, Ew. Gnaden, aber sie folgen nicht, antwortete der Wachtmeister.

Rostow legte sich wieder auf's Bett und dachte mit Behagen: „Mag er sich jetzt sorgen und mühen, ich habe

das Meinige gethan und liege vortrefflich.“ Durch die Wand hörte er, daß außer dem Wachtmeister auch noch Lawruschka, der schlaue, gewandte Bursche Denissows, sprach. Er berichtete von Zwiebacks-Fuhren und Ochsen, die er gesehen, als er Proviant zu suchen ging.

Hinter der Baracke wurde wieder die laute, sich entfernende Stimme Denissows gehört. Satteln, zweiter Zug! schrie er.

Wohin mögen sie reiten? dachte Rostow.

Nach fünf Minuten kam Denissow in die Hütte, warf sich mit den schmutzigen Füßen auf sein Lager, rauchte unwirsch seine Pfeife an, warf seine Sachen durcheinander, nahm endlich Reitpeitsche und Säbel zur Hand und schickte sich an, die Hütte zu verlassen. Auf Rostows Frage „wohin?“ antwortete er unwillig und unbestimmt:

Es giebt 'was zu thun! und im Abgehen fügte er hinzu: Der liebe Gott und der große Kaiser mögen mich richten! Dann hörte Rostow, wie hinter der Hütte Pferdehufen durch die Pfützen plantschten.

Nikolaj kümmerte sich nicht weiter darum, wohin Denissow geritten war. Nachdem er sich in seiner Ecke erwärmt hatte, schlief er ein und verließ die Baracke erst gegen Abend. Denissow war noch nicht zurückgekommen. Das Wetter war klar; vor der benachbarten Erdhütte spielten zwei Offiziere mit einem Junker Ringspiel. Rostow gesellte sich zu ihnen.

Mitten im Spiel erblickten sie einige Proviantwagen, die von etwa fünfzehn Husaren auf mageren Pferden begleitet waren. Wagen und Reiter wurden, sobald sie näher kamen, von einer Schaar von Husaren umringt.

Denissow hat sich immer gesorgt, und nun ist doch Proviant gekommen, sagte Rostow.

Ja wirklich! antwortete einer der Offiziere. Darum sind die Soldaten so lustig.

In kurzer Entfernung hinter den Husaren erschien Denissow in Begleitung von zwei berittenen Infanterie-Offizieren, mit denen er eifrig sprach. Rostow ging ihm entgegen.

Ich warne Sie, Rittmeister! sagte einer der Offiziere, ein kleiner Mann, der sichtlich erzürnt war.

Ich habe Ihnen schon erklärt, daß ich nichts wieder hergebe! erwiderte Denissow.

Sie haben es zu verantworten, Rittmeister! Es ist eine unerhörte Gewaltthat, dem eigenen Heere einen Transport zu entreißen ... Die Unsrigen haben seit zwei Tagen nichts zu essen gehabt . . .

Und die Meinigen seit zwei Wochen nicht, antwortete Denissow.

Das ist Raub! . . . Sie werden es zu verantworten haben, mein Herr, wiederholte der Infanterie-Offizier, die Stimme erhebend.

Was hängen Sie sich so an mich! schrie Denissow, plötzlich aufbrausend. Ich werde die Sache vertreten, nicht Sie . . . also summen Sie mir nicht in die Ohren, so lang Ihnen nichts geschieht . . . Marsch, fort!

Gut! schrie auch der kleine Offizier, der sich weder einschüchtern ließ, noch Miene machte, sich zu entfernen. Räubereien begehen . . . ich will Sie schon . . .

Zum Teufel, marsch, schnell, so lange Du noch heil bist! fiel Denissow wüthend ein und wandte sein Pferd.

Schön! schön! sagte drohend der Offizier, und nachdem auch er sein Pferd umgewandt hatte, entfernte er sich, indem er im Sattel hin und her schwankte.

Ein Hund auf einem Zaune, ein lebendiger Hund auf einem Zaune! rief Denissow hinter ihm her — der höchste Spott eines Kavalleristen über den reitenden Infanteristen, und indem er sich Rostow näherte, lachte er laut auf.

Hab's den Infanteristen abgenommen! rief er dem Freunde zu; habe ihnen mit Gewalt den Proviant entrissen . . . Was denn! sollen die Leute mir vor Hunger krepiren?

Die Wagen, welche jetzt herankamen, waren für die Infanterie bestimmt gewesen; aber als Denissow durch Lawruschka erfahren, daß dieser Transport ohne Eskorte war, nahm er ihn mit Hilfe seiner Husaren in Besitz. Die Leute erhielten Zwieback in Hülle und Fülle, selbst andern Schwadronen wurde davon mitgetheilt.

Am folgenden Tage ließ der Regiments-Kommandeur Denissow kommen und sagte ihm, indem er die Hand mit ausgebreiteten Fingern vor die Augen hielt: Ich will die Sache so ansehen, will nichts wissen, keine Untersuchung anstellen; aber ich rathe Ihnen, in's Hauptquartier zu reiten und die Angelegenheit bei der Proviantcommission auszugleichen und womöglich zu quittiren, daß Sie so und so viel Proviant erhalten haben. Thun Sie das nicht, so wird die Lieferung für das Infanterie-Regiment angeschrieben, es kommt zur Untersuchung, und die Geschichte kann ein böses Ende nehmen.

Geradewegs vom Regimentskommandeur ritt Denissow in's Hauptquartier mit dem aufrichtigen Vorsatz, diesen

Rath zu befolgen. Aber als er Abends in seine Erdhütte zurückkam, war er in einem Zustande, wie ihn Rostow noch nie gesehen; er konnte nicht sprechen und keuchte schwer. Als Rostow fragte: was ihm widerfahren wäre, brachte er mit heiserer Stimme nur unverständliche Schimpfworte und Drohungen hervor.

Rostow bat ihn, sich auszukleiden und Wasser zu trinken, und schickte nach dem Arzte.

Mich wegen Raubs anklagen ... ah! rief Denissow. Gieb mir noch mehr Wasser ... mag man mich verurtheilen ... ich werde die Schurken ... ja, ich werde sie verhauen ... das sage ich auch dem Kaiser ... gebt mir Eis! wiederholte er mehrmals.

Der Regimentsarzt erklärte, daß es durchaus nöthig sei, Denissow zur Ader zu lassen. Ein tiefer Teller schwarzen Blutes wurde seinem behaarten Arme entzogen; dann erst war er im Stande zu erzählen, was mit ihm vorgegangen war.

Ich komme hin, fing Denissow an; wo ist Euer Chef? ... Man weist mich hin ... „Wollen Sie nicht die Güte haben, zu warten?" ... Ich habe Dienst, bin dreißig Werst weit hergekommen ... habe nicht Zeit zu warten, melde mich an. Gut ... Kommt dieser Oberdieb und denkt mich zu belehren; „Das ist ja Raub!" sagt er. Raub, gebe ich zur Antwort, begeht nicht, wer den Proviant nimmt, um seine Soldaten zu füttern, sondern wer ihn nimmt, um ihn in die Tasche zu stecken! ... „Wollen Sie nicht schweigen," sagt er, ... Schön! ... „Nun so quittiren Sie bei meinem Intendanten, und über Ihre Handlungsweise wird vorschriftsmäßig berichtet werden" ... Ich gehe zum Intendanten ... Komme herein ... wer sitzt

da am Tische, wer? . . . nein, denke Dir! . . . Wer läßt uns hier verhungern? schrie Denissow, indem er mit der Faust des kranken Armes so heftig auf den Tisch schlug, daß er beinahe umfiel und die darauf stehenden Gläser in die Höhe sprangen. Teljanin!! . . . „Wie, Du läßt uns verhungern?“ . . . Ich hau' ihm eine runter rechts und links . . . es war zu verlockend! . . . Ah, ein solcher . . . solcher Lumpenhund . . . und ich legte los . . . Es war eine Lust, das kann ich Dir versichern! — Denissow fletschte unter dem schwarzen Schnurrbart halb zornig, halb vergnügt die weißen Zähne. — Ich hätte den Kerl todtgeschlagen, wäre er meinen Händen nicht entrissen worden.

Was schreist Du denn so, beruhige Dich doch, bat Rostow; das Blut fängt wieder an zu fließen. Warte 'mal, wir müssen Dich wieder verbinden.

Denissow wurde verbunden und zu Bett gebracht; als er am nächsten Morgen erwachte, war er ruhig und heiter.

Aber gegen Mittag kam der Regiments-Adjutant mit ernster, trauriger Miene in die gemeinschaftliche Erdhütte der Freunde und überbrachte voll Bedauern ein officielles Schreiben, in welchem Major Denissow über die gestrigen Vorfälle befragt wurde. Der Adjutant theilte mit, daß die Sache eine schlimme Wendung genommen hätte; daß eine kriegsgerichtliche Commission ernannt sei und daß, bei der jetzigen Strenge gegen die Marodeurs und das eigenmächtige Vorgehen der Regimenter, die Sache im besten Falle mit einer Degradation enden würde.

Nach der Darstellung der Beleidigten sollte der Major Denissow nach der gewaltsamen Wegnahme des Proviant-Transports, ohne irgend welche Aufforderung, betrunken bei dem Oberproviantmeister erschienen sein, ihn einen Dieb

genannt und mit Schlägen bedroht haben, darauf fortgewiesen, in die Kanzlei gestürzt sein, wo er zwei Beamte geschlagen und einem die Hand verrenkt hatte.

Auf die erneuten Fragen Rostows gab Denissow lachend zur Antwort, daß es wirklich scheine, als ob ihm noch ein Anderer unter die Hände gerathen wäre. Das Alles sei jedoch Unsinn; er hätte keinen Richterspruch zu fürchten, und wenn diese Schufte sich erdreisteten ihn anzugreifen, würde er ihnen so antworten, daß sie an ihn denken sollten.

Denissow behandelte die Angelegenheit mit scheinbarer Geringschätzung; aber Rostow kannte ihn zu gut, um nicht zu merken, daß er innerlich vor der Untersuchung in Sorge war und — so sehr er es auch zu verbergen suchte — die schlimmen Folgen seiner Handlungsweise fürchtete. Täglich kamen schriftliche Anfragen, Vorladungen und endlich der Befehl, daß Denissow am 13. Mai seine Schwadron dem ihm im Alter folgenden Offizier übergeben und vor dem Stabe der Division erscheinen solle, um Erklärungen über die Schlägerei in der Proviantcommission zu geben.

Am Abend vorher unternahm Platow mit zwei Kosakenregimentern und zwei Schwadronen Husaren einen Streifzug gegen den Feind. Denissow ritt wie gewöhnlich, mit seiner Tapferkeit prahlend, allen Anderen voraus, und eine Kugel der französischen Schützen traf ihn in das Fleisch des Oberschenkels. Zu anderer Zeit würde sich Denissow wegen einer so leichten Wunde wohl nicht vom Regiment entfernt haben; aber jetzt benutzte er diesen Umstand, meldete sich beim Hauptquartier ab und begab sich in's Krankenhaus.

XVII.

Im Juni fand die Schlacht bei Friedland statt, an welcher die Pawlograder nicht Theil nahmen, und gleich darauf wurde der Waffenstillstand verkündigt. Rostow, der die Abwesenheit seines Freundes schwer empfand, seit seiner Abreise keine Nachrichten von ihm hatte und sich sowohl um den Verlauf seiner Untersuchung wie um seine Wunde Sorge machte, benutzte den Waffenstillstand und nahm Urlaub, um Denissow im Lazareth zu besuchen.

Das Lazareth befand sich in einem kleinen preußischen Städtchen, das zweimal durch russische und durch französische Truppen verwüstet worden war. Dies Städtchen mit seinen zerstörten Dächern, seinen zerbrochenen Zäunen und seinen schmutzigen Straßen, in denen die zerlumpten Einwohner oder betrunkene und kranke Soldaten umherirrten, machten einen um so traurigeren Eindruck, als es Sommer und im Freien so schön war.

In einem steinernen Gebäude mit zertrümmerten Fensterscheiben und Rahmen, das inmitten eines Hofes stand, dessen Zäune niedergerissen waren, hatte man das Lazareth eingerichtet. Einige verbundene Soldaten mit blassen, gedunsenen Gesichtern gingen auf dem Hofe umher oder saßen in der Sonne.

Als Rostow in die Hausthür trat, drang ihm der Geruch von kranken Körpern und Lazarethluft entgegen. Auf der Treppe begegnete er einem russischen Militärarzt mit der Cigarre im Munde; diesem folgte ein russischer Feldscher.

Ich kann mich doch nicht zerreißen! sagte der Arzt.

Komm' heute Abend zu Makar Alexejewitsch . . . ich werde dort sein.

Der Feldscher hatte noch etwas zu fragen.

Ei, mach' das wie Du willst. Ist es denn nicht ganz einerlei? Jetzt bemerkte der Arzt den die Treppe heraufkommenden Rostow und fragte: Was wollen Ew. Wohlgeboren hier? Was wollen Sie? . . . Da die Kugel Sie nicht getroffen hat, möchten Sie sich wohl den Typhus holen? . . . Hier, Väterchen, ist das Haus der Aussätzigen.

Wie so? fragte Rostow.

Der Typhus, Väterchen, wer herkommt, ist des Todes, sagte der Arzt mit sichtlichem Vergnügen. Nur wir beide, ich und Makjejew (er zeigte auf den Chirurgen), schinden uns hier. Fünf von uns, fünf Aerzte meine ich, sind hier schon gestorben. Wenn ein Neuling antritt, acht Tage, und er ist fertig! Wir haben um preußische Aerzte gebeten, aber unsere Verbündeten haben keine Lust.

Rostow erklärte ihm, er wünsche den hier liegenden Husarenmajor Denissow zu sehen.

Kenne ihn nicht . . . weiß nichts von ihm, Väterchen. Bedenken Sie doch, ich allein habe drei Lazarethe und über vierhundert Kranke! 's ist nur gut, daß uns wohlthätige preußische Damen Kaffee und Charpie schicken, monatlich zwei Pfund, sonst wären wir verloren. Er lachte. Vierhundert, Väterchen, und es kommen noch immer welche dazu. Vierhundert sind da, wie? wandte er sich zu dem Feldscher.

Der Feldscher, der ganz abgehetzt aussah, schien mit Ungeduld darauf zu warten, daß der schwatzende Doctor gehen möge.

Major Denissow, wiederholte Rostow. Er wurde bei Molitten verwundet.

Wird wohl gestorben sein ... wie, Makjejew? fragte gleichgiltig der Arzt.

Aber Makjejew bestätigte die Vermuthung des Arztes nicht.

Ist es vielleicht ein langer, rothblonder Mensch? fragte der Doctor.

Rostow beschrieb das Aeußere seines Freundes.

Richtig, richtig! So Einer ist da gewesen! rief der Arzt erfreut. Er wird wohl todt sein, aber ich will mich erkundigen ... Wo mögen denn die Listen sein? Hast Du sie, Makjejew?

Die Listen sind bei Makar Alekjejewitsch, antwortete der Feldscher. Kommen Sie in die Offiziersstuben, da können Sie selbst nachsehen, fügte er hinzu, sich zu Rostow wendend.

Nein, es wäre besser, Sie gingen nicht, Väterchen, sagte der Arzt, sonst könnten auch Sie hier bleiben müssen.

Aber Rostow grüßte den Arzt und bat den Feldscher, ihn zu führen.

Nun, so bitte ich wenigstens, mir nicht die Schuld zu geben, rief der Doctor von der Treppe zurück.

Rostow folgte seinem Führer einen Corridor entlang. Der Geruch des Krankenhauses war in diesem dunkeln Gange so stark, daß sich Rostow die Nase zuhalten und stehen bleiben mußte, um Kräfte zu sammeln, ehe er im Stande war, weiter zu gehen. Zur rechten öffnete sich eine Thür, und ein hagerer, gelber Mann kam barfuß, im Unterzeug, auf Krücken daraus hervor. Er stützte sich an die Thürpfosten und sah die Kommenden mit blitzenden neidischen Augen an. Rostow warf einen Blick durch die Thür und sah, daß die Kranken und Verwundeten, auf Stroh und Mänteln gebettet, auf dem Fußboden lagen.

Darf ich hineingehen, um nachzusehen? fragte Rostow.

Was wollen Sie hier sehen? sagte der Feldscher; aber gerade, weil er ihn nicht hineinlassen wollte, trat Rostow in das Soldatenzimmer. Der Geruch, an den er sich im Gange zu gewöhnen gesucht, war hier noch viel stärker, schärfer, und es war unverkennbar, daß er von hier ausging.

In dem langen Saale, durch dessen große Fenster der helle Sonnenschein drang, lagen die Kranken und Verwundeten in zwei Reihen, mit den Köpfen zu den Wänden, so daß in der Mitte ein Durchgang blieb. Die Meisten waren bewußtlos und beachteten die Eintretenden nicht. Die weniger Kranken richteten sich auf oder erhoben doch die gelben mageren Gesichter, und Alle sahen mit demselben Ausdruck: einem Gemisch von Hoffnung auf Hilfe, Vorwurf und Neid unverwandten Blickes auf Rostow. Rostow blieb in der Mitte des Saales stehen, blickte durch die offene Thür der beiden Nebenzimmer und sah zu beiden Seiten dasselbe Bild. Er blieb stehen und sah sich um — so schlimm hatte er es nicht erwartet. Gerade vor ihm lag, fast quer über dem Mittelweg, auf der nackten Diele ein kranker Mann, nach dem Schnitt des gescheitelten Haars zu urtheilen, ein Kosak. Er lag auf dem Rücken und hatte die großen Hände und Füße weit von sich gestreckt. Sein Gesicht war braunroth, die Augäpfel hatte er ganz nach oben gedreht, so daß nur das Weiße im Auge zu sehen war, und auf seinen nackten Händen und Füßen traten die Adern wie Stricke hervor. Er schlug immer fort mit dem Hinterkopf auf den Fußboden und sprach mit heiserer Simme etwas vor sich hin.

Rostow horchte und verstand das immer wiederholte Wort: Trinken, trinken, trinken. Er sah sich nach Jemand

um, der den Kosaken auf seinen Platz legen und ihm Wasser geben könnte.

Wer bedient die Kranken? fragte er den Feldscher.

In demselben Augenblicke trat der Lazarethdiener, ein Trainsoldat, aus dem Nebenzimmer und stellte sich vor Rostow in Positur.

Stehe zu Diensten, Ew. Hochwohlgeboren! schrie der Soldat, indem er die Augen auf Rostow richtete, den er augenscheinlich für einen Inspektor der Krankenpflege hielt.

Bringe ihn fort, gieb ihm Wasser, befahl Rostow und zeigte auf den Kosaken.

Zu Befehl, Ew. Hochwohlgeboren, soll geschehen, antwortete der Soldat, indem er sich noch höher aufrichtete und die Augen fast aus dem Kopfe drehte, sich aber nicht von der Stelle rührte.

„Nein, hier kann ich nichts ausrichten,“ sagte Rostow zu sich selbst; er blickte zu Boden und wollte schon gehen, da fühlte er, daß von rechts her ein Blick auf ihn gerichtet war und sah sich um. Fast in der Ecke auf einem Mantel saß ein alter Soldat mit gelbem, skelettartig magerem, ernstem Gesicht und unrasirtem, grauem Bart und starrte Rostow unverwandt von der Seite an. Der Nebenmann des Alten flüsterte ihm etwas zu, wobei er auf den jungen Offizier zeigte, und dieser begriff, daß der Soldat die Absicht hatte, ihn um etwas zu bitten. Er trat näher und sah, daß der Alte nur einen Fuß hatte, der andere aber bis zur Höhe des Kniees abgenommen war. Neben ihm lag unbeweglich, mit zurückgeworfenem Kopfe, ein junger Soldat mit wachsfahlem, über der Stutznase mit Sommersprossen bedecktem Gesicht und gebrochenen Augen.

Rostow blickte auf den stutznasigen Soldaten nieder und ein Frostschauer lief ihm den Rücken hinunter.

Dieser Mann ist ja, wie es scheint ... begann er zu dem Feldscher gewandt.

Wir haben schon so gebeten, Ew. Wohlgeboren, rief der alte Soldat mit zitterndem Unterkiefer ... Schon früh Morgens ist er gestorben ... wir sind doch auch Menschen, keine Hunde ...

Ich werde gleich schicken ... man wird ihn fortschaffen! sagte der Feldscher schnell. Bitte, Ew. Wohlgeboren.

Wir wollen gehen, ja, wir wollen gehen! rief Rostow und suchte — indem er sich mit niedergeschlagenen Augen aus dem Saal entfernte — die vorwurfsvollen, neidischen Blicke, die auf ihn gerichtet waren, so viel als möglich zu vermeiden.

XVIII.

Nachdem sie den Korridor durchschritten hatten, führte der Feldscher Rostow in die Offiziersstuben, drei nebeneinander liegende Zimmer mit offenen Thüren. Hier gab es Betten, auf denen die verwundeten oder kranken Offiziere lagen und saßen. Einige gingen in Lazareth-Schlafröcken im Zimmer umher. Das erste Gesicht, das Rostow in den Offiziersstuben auffiel, war das eines kleinen Mannes, der nur einen Arm hatte, eine Nachtmütze und einen Hospitalschlafrock trug und mit der Pfeife zwischen den Zähnen im ersten Zimmer herum ging.

Während Rostow den kleinen Mann betrachtete, suchte er sich zu erinnern, wo er ihn schon gesehen hatte. Plötzlich sagte der Kleine:

Hier also läßt uns Gott wieder zusammen kommen ... ich bin Tuschin ... Tuschin ... ich habe Sie bei Schöngraben transportirt ... Mir hat man ein Stück abgeschnitten, da! fügte er lächelnd hinzu und deutete auf den leeren Schlafrocksärmel. — Wassilij Dmitritsch Denissow suchen Sie, Kamerad? fuhr er fort, als er hörte, zu wem Rostow verlangte. Hier! hier! und Tuschin führte ihn in ein anderes Zimmer, aus dem sich vielstimmiges Gelächter hören ließ.

Wie ist's möglich, daß man hier lachen, ja, daß man hier nur leben kann, dachte Rostow, der noch immer den Leichengeruch spürte, den er im Soldatenzimmer eingeathmet, noch immer die neidischen Blicke sah, die ihn, den Gesunden, von beiden Seiten begleiteten, und das Gesicht des jungen Soldaten mit den gebrochenen Augen.

Denissow, der sich die Decke bis über den Kopf gezogen hatte, lag auf dem Bette und schlief, obwohl es zwölf Uhr Mittags war.

Ah, Rostow! wie geht's? wie geht's? schrie er, als er geweckt wurde, mit einer Stimme, die genau so klang, wie früher im Lager; aber Rostow bemerkte zu seinem Kummer, daß hinter dieser scheinbaren Ungezwungenheit und Lebhaftigkeit etwas Fremdes, Häßliches, Verstecktes aus Denissows Zügen hervorblickte, aus seinem Ton und seinen Worten sprach.

Seine Wunde war, trotz ihrer Geringfügigkeit, noch immer nicht zugeheilt, obwohl seit seiner Verwundung schon sechs Wochen verflossen waren. Sein Gesicht zeigte dieselbe blasse Gedunsenheit, die auf allen Hospitalgesichtern lag. Aber nicht das überraschte Rostow, sondern daß sich Denissow nicht über sein Kommen freute, ihm nur gezwungen zulächelte. Er fragte auch weder nach dem Regimente,

noch nach dem allgemeinen Stande der Dinge, und wenn Rostow davon anfing, hörte er nicht zu.

Rostow glaubte sogar zu bemerken, daß es Denissow unangenehm war, wenn man ihn an das Regiment und überhaupt an das andere, freie Leben außerhalb des Hospitals erinnerte. Wie es schien, suchte er jenes frühere Leben zu vergessen und interessirte sich nur für seine Angelegenheit mit den Proviantbeamten. Auf Rostows Frage, in welchem Stadium sich die Sache befände, zog er sogleich unter seinem Kopfkissen ein Schreiben hervor, das er aus dem Hauptquartier erhalten und seine in's Unreine geschriebene Antwort darauf. Sobald er anschickte, diese Papiere vorzulesen, wurde er lebendig und machte Rostow mit besonderer Freude auf die Anzüglichkeiten aufmerksam, die er seinen Feinden darin sagte. Die Lazareth-Kameraden Denissows, die Rostow — ein neues Gesicht aus der freien Welt — bis dahin umringt hatten, begannen, als Denissow zu lesen anfing, sich allmählich zu entfernen. Ihre Mienen verriethen, daß sie die Geschichte mehr als einmal gehört hatten und ihrer überdrüssig waren. Nur der nächste Nachbar, ein dicker Ulan, blieb auf seinem Bette sitzen, indem er mit finster gerunzelter Stirn seine Pfeife rauchte; auch der kleine einarmige Tuschin hörte zu und schüttelte dabei hin und wieder mit dem Kopfe.

Mitten im Lesen fiel der Ulan Denissow in's Wort.

Meiner Ansicht nach, sagte er, sich zu Rostow wendend, sollte man einfach beim Kaiser um Gnade bitten. Wie es heißt, sollen nächstens große Belohnungen ertheilt werden; wahrscheinlich wird dann auch eine Amnestie erlassen . . .

Ich . . . den Kaiser um Gnade bitten? rief Denissow

mit einer Stimme, welcher er die frühere Energie und Heftigkeit zu geben suchte, die aber nur eine ohnmächtige Erregung verrieth. Warum denn? . . . Wenn ich ein Räuber wäre, hätte ich um Gnade zu bitten, . . . aber ich soll dafür verurtheilt werden, daß ich die wahren Räuber an's Licht ziehe. Man verurtheile mich nur! . . . Ich fürchte Niemand . . . Ich habe dem Kaiser ehrlich gedient und dem Vaterlande . . . Ich habe nicht gestohlen . . . Mich degradiren! . . . Nein, ich sage Dir, ich schreibe das dem Kaiser gerade so, ich schreibe ihm: „wenn ich ein Staatsdieb wäre . . .“

Geschickt geschrieben . . . nichts dagegen einzuwenden, bemerkte Tuschin. Aber damit kommt die Sache nicht zu Ende, Wassilij Dmitritsch . . . Man muß sich beugen, fuhr er fort, indem er sich an Rostow wandte. Aber Wassilij Dmitritsch will das nicht. Der Auditeur hat Ihnen übrigens gesagt, daß die Sache schlecht steht.

Mag sie schlecht stehen! fiel Denissow ein.

Der Auditeur hat Ihnen eine Bittschrift aufgesetzt, die sollten Sie jetzt unterschreiben und abschicken, gleich hier mit Ihnen, sagte Tuschin, auf Rostow deutend. Sie haben doch gewiß irgend einen Anhalt im Stabe. Eine bessere Gelegenheit findet sich nicht.

Ich habe ja erklärt, daß ich mich nicht demüthigen werde, fiel Denissow ein und fuhr fort, seine Papiere vorzulesen.

Rostow wagte nicht, Denissow Vorstellungen zu machen, obgleich er fühlte, daß der von Tuschin und dem anderen Offizier angedeutete Weg der richtige war, und obgleich er sich glücklich geschätzt haben würde, Denissow irgend welchen

Dienst leisten zu können; aber er kannte den unbeugsamen Willen und die grenzenlose Heftigkeit seines Freundes.

Als das Lesen der bissigen Schriftstücke, das über eine Stunde gedauert hatte, zu Ende war, machte Rostow keine Bemerkung mehr und verbrachte den übrigen Theil des Tages in der traurigsten Stimmung und wieder in der Gesellschaft der sich um ihn versammelnden Offiziere. Rostow erzählte, was er wußte, und hörte die Erzählungen der Anderen an. Denissow schwieg finster den ganzen Nachmittag.

Spät Abends machte sich Rostow zum Aufbruch bereit, und fragte Denissow, ob er keine Aufträge für ihn hätte.

Ja, warte! antwortete Denissow und sah sich nach den Offizieren um. Nachdem er dann seine Papiere unter dem Kopfkissen vorgezogen, ging er an's Fenster, auf dem ein Tintenfaß stand, und setzte sich zum Schreiben nieder.

Man kann eine Keule nicht mit der Peitsche spalten, sagte er, als er wieder aufstand, und reichte Rostow ein großes Couvert. Es war die Bittschrift an den Kaiser, die der Auditeur abgefaßt hatte. Denissow sagte darin kein Wort über die Proviantverwaltung, sondern bat einfach um Gnade.

Ueberreiche das . . . Du siehst . . . Er hielt inne und lächelte mit krankhaft-erzwungenem Ausdruck.

XIX.

Nachdem Rostow zu seinem Regiment zurückgekehrt war und dem Kommandeur über Denissows Angelegenheit Bericht erstattet hatte, begab er sich mit der Bittschrift nach Tilsit zum Kaiser.

Am 25. Juni sollten der französische und der russische Kaiser in Tilsit zusammentreffen. Boris Drubezkoj bat die hochgestellte Persönlichkeit, deren Adjutant er war, dahin wirken zu wollen, daß er dem für Tilsit bestimmten Gefolge zertheilt werde.

Ich wünsche den großen Mann zu sehen, sagte er und meinte damit Napoleon, den er bisher wie alle Andern Bonaparte genannt hatte.

Sie sprechen von Bonaparte? fragte lächelnd der General.

Boris blickte seinen General forschend an und erkannte sogleich, daß er ihn im Scherze prüfen wollte.

Durchlaucht, ich spreche von dem Kaiser Napoleon, antwortete er. Der General klopfte ihm lächelnd auf die Schulter.

Du wirst es weit bringen, sagte er und nahm ihn mit.

Boris gehörte zu der kleinen Zahl der Auserwählten, welche dem Zusammentreffen der beiden Kaiser auf der Memel beiwohnen durften. Er sah das Floß mit den Namenszügen; sah wie Napoleon auf dem anderen Ufer inmitten der französischen Garde heran kam; sah das nachdenkliche Gesicht, mit dem Kaiser Alexander in dem Kruge am Ufer des Flusses saß und die Ankunft Napoleons erwartete. Er sah, wie die beiden Kaiser in die Kähne stiegen, wie Napoleon, der zuerst das Floß erreichte, mit raschen Schritten auf Alexander zuging, ihm die Hand bot, und wie die Beiden im Pavillon verschwanden. Seit Boris in die höheren Gesellschaftsschichten eingetreten war, hatte er die Gewohnheit angenommen, aufmerksam zu beobachten, was um ihn her geschah, um das Gesehene niederzuschreiben. Während der Zusammenkunft in Tilsit fragte er

nach dem Namen aller Personen, die Napoleon begleiteten, ließ sich die Uniformen bezeichnen, die sie trugen, und hörte aufmerksam auf jedes Wort, das von bedeutenden Persönlichkeiten gesprochen wurde. In dem Augenblick, wo die Kaiser in den Pavillon traten, sah er nach der Uhr und versäumte nicht abermals nachzusehen, als Alexander aus dem Pavillon heraustrat. Die Unterredung hatte eine Stunde und 53 Minuten gedauert. Boris notirte das noch denselben Abend und schrieb auch alle anderen Thatsachen auf, von denen er fühlte, daß sie von historischer Bedeutung waren. Da der Kaiser nur ein kleines Gefolge mitgenommen hatte, erschien die Auszeichnung, in Tilsit bei der Kaiserzusammenkunft sein zu dürfen, einem Menschen von Boris' Ehrgeiz doppelt wichtig. Als er nach Tilsit kam, fühlte er, daß seine Stellung fortan gesichert war. Man kannte ihn nicht nur, man bemerkte ihn auch. Zweimal hatte er einen Auftrag an den Kaiser auszurichten, so daß dieser ihn von Ansehen kannte. Seine Umgebung suchte Boris nicht mehr wie früher, als Neuling und Eindringling zu vermeiden, sondern betrachtete ihn als dazu gehörig und hätte sich gewundert, wenn er nicht da gewesen wäre.

Boris wohnte mit einem anderen Adjutanten, einem polnischen Grafen Shylinski, zusammen. Shylinski war in Paris erzogen, war reich, hatte eine leidenschaftliche Vorliebe für die Franzosen, und während der Anwesenheit Napoleons versammelten sich die französischen Garde- und Stabs-Offiziere fast täglich bei ihm und Boris zum Frühstück oder Mittagessen.

Am 6. Juli gab Graf Shylinski, Boris' Stubenkamerad, seinen französischen Bekannten ein Souper. Die vornehmsten Gäste waren: ein Adjutant Napoleons, einige Offiziere der

französischen Garde und ein junger Mann aus einer altadeligen französischen Familie, der bei Napoleon Page war. Denselben Abend kam Rostow, die Finsterniß benutzend, um nicht erkannt zu werden, in Civilkleidern nach Tilsit und begab sich in die Wohnung, die Boris mit Shylinski theilte.

In Rostow war, wie in der Armee, aus welcher er kam, der Umschwung zu Gunsten der Franzosen — die sich plötzlich aus Feinden in Freunde verwandelten — noch nicht vor sich gegangen, wie er sich im Hauptquartier und in Boris vollzogen hatte. In der Armee hatte man noch immer das frühere, aus Zorn, Verachtung und Furcht gemischte Gefühl für Napoleon und die Franzosen. Unlängst erst hatte sich Rostow mit einem Kosaken-Offizier aus dem Platowschen Regiment gestritten und behauptet: wenn man Napoleon gefangen nähme, würde man ihn nicht als Kaiser, sondern als Verbrecher behandeln; und noch auf dem Wege nach Tilsit hatte Rostow einem verwundeten französischen Obersten, mit dem er zusammengetroffen, in großer Heftigkeit auseinandergesetzt, daß zwischen dem legitimen Kaiser und dem Usurpator Bonaparte kein Friede sein könne. Rostow war daher unangenehm überrascht, bei Boris französische Offiziere zu finden in jenen Uniformen, die er nur von der Vorpostenkette aus zu sehen gewohnt war. Als er bei Boris ankam und einem aus der Thür tretenden französischen Offizier begegnete, überfiel ihn plötzlich jene kriegerische, feindselige Empfindung, die der Anblick der Franzosen immer in ihm wachrief. Er blieb auf der Schwelle stehen und fragte russisch, ob hier Drubezkoj wohne.

Boris, der eine fremde Stimme im Vorzimmer hörte, kam heraus, und als er Rostow erkannte, verrieth sein Gesicht im ersten Moment einen gewissen Verdruß.

Ah, Du bist's! sagte er dann aber und lächelte. Freue mich! freue mich, Dich zu sehen. — Rostow hatte jedoch seine erste Regung bemerkt.

Ich bin, wie es scheint, zu ungelegener Zeit gekommen ... Ich wäre auch nicht gekommen, wenn ich nicht ein Geschäft hätte, sagte er kalt.

Durchaus nicht! ... Ich bin nur erstaunt, daß Du das Regiment verlassen durftest ... Im Augenblick stehe ich zu Diensten, antwortete er einer Stimme, die ihn rief.

Ich sehe, daß ich zu ungelegener Zeit gekommen bin, wiederholte Rostow.

Der Ausdruck von Verdruß war von Boris Gesicht verschwunden; offenbar hatte er überlegt und gefunden, wie er sich benehmen sollte; er nahm Rostow ruhig bei der Hand und führte ihn in das anstoßende Zimmer. Seine Augen, die Rostow fest und ruhig ansahen, waren wie verschleiert, als ob ein Schirm — die blaue Brille des Gesellschaftslebens — sie bedeckte. So schien es Rostow.

Bitte, lass' das gut sein! Als ob Du jemals ungelegen kommen könntest! sagte Boris, führte ihn in das Zimmer, wo zum Abendessen gedeckt war, stellte ihn den Gästen vor, indem er seinen Namen nannte und hinzufügte, daß er kein Civilist sei, sondern Husarenoffizier und sein alter Freund.

Graf Shylinski ... Graf N. N. ... Capitain S. S., nannte er die Anwesenden. Rostow sah die Franzosen finster an, grüßte gezwungen und schwieg.

Shylinski schien dies neue russische Gesicht in seinem Kreise nicht angenehm zu sein; er sagte nichts zu Rostow. Boris dagegen schien das Unbehagen, welches die neue Persönlichkeit hervorrief, nicht zu bemerken, und mit der-

selben freundlichen Ruhe und jenem Schleier vor den Augen, mit welchem er Rostow begrüßt, suchte er das Gespräch in Gang zu bringen. Einer der Franzosen wandte sich mit der gewöhnlichen Höflichkeit seiner Landsleute zu dem hartnäckig schweigenden Rostow und sagte: er wäre wohl nach Tilsit gekommen, um den Kaiser zu sehen.

Nein, ich habe ein Geschäft, gab Rostow kurz zur Antwort. Er war durch den Ausdruck verstimmt, den er in Boris' Mienen gesehen und glaubte nun — wie es bei Verstimmung zu sein pflegt — daß Alle unfreundlich gegen ihn wären, und daß er sie Alle störe. Er störte auch wirklich und blieb allein von dem allgemeinen Gespräche ausgeschlossen. „Was will der hier?“ fragten die Blicke der Gäste. Er stand auf und trat zu Boris.

Ich genire hier, sagte er leise. Komm', wir wollen über meine Angelegenheit sprechen, dann gehe ich.

Nein, keineswegs! antwortete Boris. Wenn Du aber müde bist, so komme in mein Zimmer und lege Dich nieder.

Wirklich, laß uns . . .

Sie traten in das kleine Zimmer, wo Boris schlief. Ohne sich zu setzen und in so gereiztem Tone, als ob ihm Boris etwas gethan hätte, fing Rostow an, ihm Denissows Angelegenheit auseinander zu setzen und fragte ihn, ob er durch seinen General eine Fürbitte für Denissow einlegen und die Bittschrift durch ihn übergeben lassen könne und wolle.

Jetzt, wo sie unter vier Augen waren, kam es Rostow zum Bewußtsein, daß es ihm geradezu unheimlich war, Boris in die Augen zu sehen. Boris hatte die Beine übereinander geschlagen, streichelte die Finger der Rechten mit

der Linken und hörte Rostow an, wie ein General den Rapport eines Untergebenen entgegen nimmt, bald sah er im Zimmer umher, bald — noch immer mit dem Schleier über den Augen — in Rostows Gesicht. Rostow wurde dabei jedesmal unheimlich zu Muthe und er schlug die Augen nieder.

Ich habe von solchen Dingen wohl schon gehört und weiß, daß der Kaiser in dergleichen sehr streng ist, sagte Boris. Ich glaube, es wäre besser, nicht an Se. Majestät zu gehen, sondern sich bei der Militärbehörde zu verwenden. Ueberhaupt scheint es mir . . .

Du willst also nichts thun? . . . dann sage das nur gleich! schrie Rostow ohne Boris anzusehen.

Boris lächelte.

Im Gegentheil, ich will thun, was ich kann, aber ich dachte nur . . .

In diesem Moment ließ sich die Stimme Shylinskis, der nach Boris rief, an der Thür hören.

Geh' jetzt . . . geh', geh'! sagte Rostow. Er lehnte es ab, am Abendessen Theil zu nehmen, blieb in dem kleinen Schlafgemach allein, ging lange hin und her und lauschte auf die lustige französische Unterhaltung im Nebenzimmer.

XX.

Der Tag, den Rostow zu seiner Fahrt nach Tilsit gewählt hatte, war der allerungünstigste, um sich für Denissow zu verwenden. Er selbst konnte, da er im Frack und ohne Urlaub gekommen war, den General du jour nicht aufsuchen, und Boris, wenn er es auch gewünscht hätte, konnte am Tage nach Rostows Ankunft ebenfalls

nichts thun. An diesem Tage, am 9. Juli, wurden die ersten Friedensbedingungen unterzeichnet; die Kaiser tauschten Orden aus: Alexander erhielt die Ehrenlegion, Napoleon den Andreasorden erster Klasse und ein französisches Gardebataillon gab dem Preobrashenzen-Bataillon ein Festessen. Die beiden Kaiser sollten dem Bankett beiwohnen.

Rostow war es so unbehaglich und unangenehm bei Boris, daß er sich, als dieser nach dem Abendessen zu ihm kam, schlafend stellte und am anderen Morgen das Haus verließ, ohne ihn gesprochen zu haben. Im Frack und Cylinderhut irrte Nikolaj in der Stadt umher, betrachtete die Franzosen und ihre Uniformen und die Straßen und die Häuser, wo die beiden Kaiser wohnten. Auf dem Markte sah er die zu dem Bankett aufgeschlagenen Tische und andere Vorbereitungen; in den Straßen Decorationen von Fahnen in russischen und französischen Farben und die großen verschlungenen Buchstaben A. und N. Viele Fenster waren mit Fahnen und Namenszügen geschmückt.

„Boris will mir nicht helfen . . . ich will mich aber auch nicht an ihn wenden . . . das ist eine abgemachte Sache, dachte Nikolaj. Zwischen uns ist Alles aus! Ich gehe aber nicht von hier weg, ehe ich für Denissow gethan habe, was in meinen Kräften steht, und vor Allem, ehe ich den Brief dem Kaiser übergeben habe. Dem Kaiser? . . . Hier wohnt er!“ sagte Rostow zu sich selbst und näherte sich unwillkürlich dem Hause, in welchem Alexander Quartier genommen hatte.

Vor dem Hause standen Reitpferde, und das Gefolge versammelte sich, wahrscheinlich um den Kaiser auf einem Ritt zu begleiten.

„Jeden Augenblick kann ich ihn sehen! dachte Rostow.

Wenn ich ihm nur direct den Brief überreichen und Alles sagen dürfte! . . . Ob man mich wohl des Fracks wegen arretiren würde? Das ist doch wohl nicht möglich? . . . Er würde begreifen, auf welcher Seite das Recht liegt . . . Er versteht Alles, er weiß Alles! . . . Wer kann gerechter, großmüthiger sein als er? Und wenn man mich auch dafür arretirte, daß ich hier bin, was läge daran? dachte er weiter, indem er einem Offizier nachsah, der eben in das Haus ging, wo der Kaiser logirte. Andere gehen doch hinauf! . . . Es ist Alles Unsinn . . . Ich werde geradewegs hingehen und dem Kaiser den Brief überreichen . . . Um so schlimmer für Drubezkoj, der mich dazu gebracht hat.“ Und mit einer Entschlossenheit, die er selbst von sich nicht erwartet hätte, ging Rostow, nachdem er nach dem Briefe in seiner Tasche gefühlt hatte, ohne Weiteres nach dem Hause des Kaisers.

„Nein, jetzt lasse ich mir die Gelegenheit nicht wieder entschlüpfen, wie damals nach Austerlitz, sagte er zu sich selbst, indem er jeden Augenblick erwartete, dem Kaiser zu begegnen, und fühlte, wie ihm bei diesem Gedanken das Blut in's Herz schoß. Ich falle ihm bittend zu Füßen; er wird mich aufheben, mich anhören und mir noch danken: ‚Ich bin immer glücklich, wenn ich etwas Gutes thun kann, aber das höchste Glück ist, ein Unrecht wieder ausgleichen zu können‘ — so dachte sich Rostow die Worte des Kaisers und ging an den ihn neugierig Ansehenden vorüber auf die Freitreppe des vom Kaiser bewohnten Hauses zu.

Vom Flur führte eine breite Treppe nach oben; rechts war eine geschlossene Thür zu sehen. Unter der Treppe führte eine Thür in's Erdgeschoß.

Zu wem wollen Sie? fragte Jemand.

Einen Brief überreichen, eine Bittschrift an Se. Majestät, antwortete Rostow mit zitternder Stimme.

Eine Bittschrift? . . . An den Offizier du jour. Bitte hierher (der Mann bezeichnete ihm die untere Thür), aber Sie werden nicht empfangen werden.

Als Rostow diese gleichgiltige Stimme hörte, erschrak er über sein Beginnen. Der Gedanke, jeden Augenblick den Kaiser sehen zu können, hatte etwas so Verlockendes und zugleich so Erschreckendes für ihn, daß er im Begriff war, fortzulaufen. Aber der Kammerfourier, der ihm begegnete, öffnete ihm die Thür, die zu dem Offizier du jour führte.

Ein untersetzter, wohlbeleibter Mann, nah' an Dreißig, stand in weißen Hosen, Reitstiefeln und einem offenbar eben angezogenen Battisthemde mitten im Zimmer. Der Kammerdiener knöpfte ihm ein paar schöne, mit Seide gestickte Hosenträger an, die Rostow seltsamer Weise bemerkte. Dieser Mann sprach mit Jemand im Nebenzimmer.

Schön gebaut und jugendfrisch ist sie, sagte er, dann erblickte er Rostow, verstummte, machte ein finsteres Gesicht und fragte:

Was wollen Sie? Eine Bittschrift überreichen? . . .

Was giebt's? fragte eine Stimme aus dem Nebenzimmer.

Noch ein Bittsteller, antwortete der Mann mit den Hosenträgern.

Sagen Sie ihm, daß es zu spät ist . . . Gleich wird der Kaiser kommen, und wir reiten weg . . ."

Ein ander Mal . . . morgen! . . . für heute ist's zu spät.

Rostow drehte sich um und wollte gehen, aber der Mann mit den Hosenträgern hielt ihn zurück.

Von wem? Wer sind Sie? fragte er.

Vom Major Denissow, antwortete Rostow.

Wer sind Sie? Offizier? . . .

Lieutenant Graf Rostow.

Welche Dreistigkeit! Dann geben Sie doch die Papiere an Ihren Kommandeur ab. Gehen Sie, gehen Sie! Und er begann die Uniform anzuziehen, die ihm der Kammerdiener reichte.

Rostow ging in den Hausflur zurück und sah auf der Freitreppe eine Menge Offiziere und Generale in Parade-Uniform, an denen er vorüber mußte.

Seine Keckheit verwünschend, fühlte er sich plötzlich zu Tode erschreckt bei dem Gedanken, daß er jeden Augenblick dem Kaiser gegenüber stehen, zurückgewiesen und in Arrest geschickt werden könnte. Die Zudringlichkeit seines Benehmens kam ihm zum Bewußtsein; beschämt schlug er die Augen nieder und schlich sich aus dem Hause, dessen Eingang von dem glänzenden Gefolge umringt war. Plötzlich wurde er von einer bekannten Stimme angerufen und eine Hand hielt ihn fest.

He da, Väterchen, was thun Sie hier im Frack? fragte eine Baßstimme.

Der Fragende war ein Kavallerie-General, der in diesem Feldzug die besondere Gunst des Kaisers errungen hatte; der ehemalige Chef der Division, bei welcher Rostow stand.

Erschrocken fing Rostow an, sich zu entschuldigen, aber nachdem er einen Blick in das gutmüthig-scherzende Gesicht des Generals geworfen, trat er mit ihm bei Seite, trug ihm mit bebender Stimme die ganze Sache vor und bat ihn, für Denissow, der ihm genau bekannt war, Fürsprache einzulegen.

Nachdem der General Rostow angehört, schüttelte er ernst den Kopf.

Schade, schade um den Braven! sagte er. Gieb mir den Brief.

Kaum hatte ihm Rostow die Bittschrift eingehändigt, und Denissows Geschichte zu Ende erzählt, als oben auf der Treppe rasche Schritte und Sporengeklirr hörbar wurden. Der General ließ Rostow stehen und näherte sich dem Eingange des Hauses. Die Herren vom Gefolge eilten von der Freitreppe herunter und traten zu ihren Pferden. Der Stallmeister Ainé, derselbe, der mit bei Austerlitz gewesen war, führte das Pferd des Kaisers vor, und die Treppenstufen krachten leise unter einem Schritt, den Rostow sogleich erkannte. Er vergaß, daß er sich der Gefahr aussetzte, gesehen zu werden, näherte sich mit einigen Umstehenden und sah nach zwei Jahren die vergötterten Züge wieder. Es war dasselbe Antlitz, derselbe Blick, derselbe Gang, dieselbe Vereinigung von Milde und Majestät, . . . die Begeisterung und Liebe für den Kaiser erstanden auf's Neue mit der alten Kraft in Rostows Seele. Der Kaiser in der Uniform der Preobrashenzen, in weißen Lederhosen und hohen Reitstiefeln, mit einem Stern auf der Brust, den Rostow nicht kannte (es war die Ehrenlegion), trat auf die Freitreppe, indem er den Hut unter dem Arme hielt und sich die Handschuhe anzog. Er blieb stehen, sah umher und schien Alles mit seinem Blicke zu erleuchten. Einigen Generalen sagte er ein paar Worte. Er erkannte auch den ehemaligen Chef der Rostowschen Division, nickte ihm zu und rief ihn herbei.

Das ganze Gefolge trat zurück. Rostow sah, daß der General dem Kaiser ziemlich lange etwas vortrug.

Der Kaiser sagte ihm einige Worte und trat dann auf sein Pferd zu. Ein Theil des Gefolges und eine Schaar von Zuschauern, unter denen sich auch Rostow befand, näherten sich dem Kaiser, der neben seinem Pferde stehen blieb, die Hand auf den Sattel legte, sich zu dem Kavallerie-General wandte und mit lauter Stimme, offenbar in der Absicht, daß ihn Alle hören sollten, zu ihm sagte:

Ich kann nicht, General, kann es darum nicht, weil das Gesetz stärker ist, als ich. Mit diesen Worten setzte der Kaiser den Fuß in den Steigbügel.

Der General senkte ehrfurchtsvoll den Kopf; der Kaiser schwang sich in den Sattel und ritt im Trabe die Straße hinunter. Rostow, der vor Entzücken die Besinnung verlor, eilte ihm in der Menge nach.

XXI.

Auf dem Platze, wohin der Kaiser ritt, standen sich Aug' in Auge das Preobrashenzen-Bataillon und ein Bataillon der französischen Garde, letzteres in Bärenmützen, gegenüber.

Während Kaiser Alexander an die eine Flanke der Bataillone, welche das Gewehr präsentirten, heranritt, sprengte von der anderen Seite eine zweite Reiterschaar herbei, und an ihrer Spitze erkannte Rostow Napoleon. Das konnte kein anderer sein! Er ritt im Trabe auf einem ungewöhnlich schönen, grauen Araber, mit carmoisinrother goldgestickter Schabracke, trug einen kleinen Hut, das Band des Andreasordens und eine offenstehende blaue Uniform über einer weißen Weste. Er hob den Hut, indem er an Alexander heranritt; und als er diese Bewegung machte,

konnte dem Kavalleristen-Auge Rostows nicht entgehen, daß Napoleon schlecht und unsicher zu Pferde saß. Die Bataillone schrien „Hurrah!“ und „vive l'Empereur!“

Napoleon sagte etwas zu Alexander. Die beiden Kaiser stiegen vom Pferde und reichten sich die Hände. Auf dem Antlitz Napoleons lag ein widerwärtig-falsches Lächeln. Alexander sagte ihm etwas mit freundlichem Ausdruck.

Mit unverwandtem Blick verfolgte Rostow jede Bewegung der beiden Kaiser, unbeirrt durch die herandrängenden Pferde der französischen Gensdarmerie, die sich bemühte, die Zuschauermenge zurückzutreiben. Was Rostow am meisten überraschte, war, daß Alexander sich Bonaparte gegenüber wie ein Gleichgestellter benahm, und daß Bonaparte, so unbefangen, als ob die Nähe des Kaisers etwas Natürliches und Gewöhnliches für ihn wäre, ebenfalls als Gleichberechtigter mit dem russischen Zaren verkehrte.

Alexander und Napoleon, von dem langen Schweife des Gefolges begleitet, näherten sich der rechten Flanke des Preobrashenzen-Bataillons. Rostow befand sich zufällig unter der Menge, welche an dieser Seite stand, und war, da er sich in die vordere Reihe gedrängt hatte, dem Kaiser so nahe, daß er fürchtete, von ihm erkannt zu werden.

Sire, ich bitte um die Erlaubniß, dem tapfersten Ihrer Soldaten die Ehrenlegion geben zu dürfen, sagte eine scharfe, deutliche Stimme, die jeden Buchstaben aussprach.

Es war die Stimme des kleinen Bonaparte, der von unten herauf in Alexanders Augen sah. Alexander hörte aufmerksam zu und senkte den Kopf mit verbindlichem Lächeln.

Dem, der sich in diesem Kriege als der Tapferste bewährt

hat, fügte Napoleon hinzu, indem er jede Silbe mit einer für Rostow empörenden Ruhe und Sicherheit aussprach und die Reihen der vor ihm stehenden russischen Soldaten überblickte, die das Gewehr präsentirten und unbeweglich in das Gesicht ihres Kaisers sahen.

Erlauben mir Ew. Majestät, den Obersten um Rath zu fragen? sagte Alexander und trat mit schnellen Schritten zu dem Fürsten Koslowskij, dem Kommandeur des Bataillons, heran. Bonaparte zog indessen den Handschuh von der kleinen, weißen Hand, und da er ihn dabei zerriß, warf er ihn fort. Ein Adjutant stürzte herbei und hob ihn eilig auf.

Wem soll es gegeben werden? fragte Kaiser Alexander Koslowskij mit halblauter Stimme.

Wem Ew. Majestät befehlen.

Der Kaiser runzelte unzufrieden die Stirn und sagte, indem er sich umsah:

Man muß ihm doch eine Antwort geben.

Koslowskij ließ einen prüfenden Blick über die Dastehenden fliegen und streifte dabei auch Rostows Gesicht.

„Mich wird er doch nicht wählen!“ dachte Rostow.

Lasarew! kommandirte der Oberst mit finsterem Gesicht, und der größte der Soldaten trat keck hervor.

Wohin? . . . Bleibe doch stehen! flüsterten Lasarew, der nicht wußte, was er thun sollte, verschiedene Stimmen zu. Er blieb stehen, schielte erschreckt den Obersten an, und sein Gesicht zuckte, wie das der meisten Soldaten, wenn sie vor die Front gerufen werden.

Napoleon wandte kaum den Kopf und reichte mit der kleinen, fleischigen Hand nach rückwärts, als ob er etwas fassen wollte. Die Mitglieder seines Gefolges erriethen sofort, um was es sich handelte, flüsterten unter einander,

reichten sich etwas zu, und ein Page, derselbe, den Rostow Tags zuvor bei Boris gesehen, lief herbei, neigte sich ehrerbietig über die ausgestreckte Hand und legte einen Orden am rothen Bande hinein. Napoleon faßte zu, ohne hinzusehen, hielt den Orden zwischen den Fingern, näherte sich Lasarew — der mit vorquellenden Augen fortfuhr, hartnäckig nur seinen Kaiser anzustarren — und sah sich nach Alexander um, als ob er bemerklich machen wollte, daß, was er jetzt that, nur für seinen Verbündeten geschehe. Die kleine weiße Hand mit dem Orden berührte einen Knopf des Soldaten Lasarew. Und Napoleon schien sich bewußt, daß dieser Mann dadurch, daß er — Napoleon — die Gnade hatte, seine Brust leise mit der Hand zu berühren, auf immer beglückt und vor allen Menschen ausgezeichnet sei. Napoleon legte ihm das Kreuz nur auf die Brust, zog die Hand zurück und wandte sich zu Alexander, als ob er glaubte, das Kreuz müßte an Lasarews Brust kleben bleiben. Es blieb auch wirklich kleben.

Russische und französiche dienstfertige Hände griffen zu und befestigten das Kreuz an der Brust des Soldaten. Lasarew blickte finster auf den kleinen Mann mit den weißen Händen, der etwas mit ihm vornahm, fuhr unbeweglich fort, das Gewehr zu präsentiren und fing wieder an, Alexander gerade in die Augen zu sehen, als ob er fragen wollte: ob er noch immer stehen bleiben müsse, oder ob man ihm befehlen würde zu maschiren oder irgend etwas Anderes zu thun. Aber man befahl ihm nichts, und er blieb ziemlich lange in derselben Stellung.

Die Kaiser bestiegen ihre Pferde und ritten fort; die Reihen der Preobrashenzen lösten sich auf, vermischten sich

mit denen der französischen Garde und Alle setzten sich an die für sie bereit stehenden Tische.

Lasarew erhielt den Ehrenplatz. Man umarmte und beglückwünschte ihn, und russische und französische Offiziere drückten ihm die Hände. Schaaren von Offizieren und Civilisten drängten sich heran, nur um Lasarew zu sehen; an allen Tischen hörte man russische und französische Gespräche und lautes Gelächter. Zwei Offiziere mit lustigen, erhitzten Gesichtern gingen an Rostow vorüber.

Sieh' nur, Bruder, welche Bewirthung . . . Alles auf Silber! sagte der Erste. Hast Du Lasarew gesehen?

Ja, ich habe ihn gesehen.

Morgen, heißt es, werden die Preobrashenzen die Franzosen bewirthen.

Was der Lasarew für Glück hat! . . . 1200 Francs lebenslängliche Pension.

Das nenn' ich einen Hut, Kinder! schrie einer von der Preobrashenzen, indem er die zottige Mütze eines Franzosen aufsetzte.

Wunderschön! reizend!

Hast Du die Parole gehört? fragte ein Gardeoffizier den Andern. Vorgestern war es: Napoleon, Frankreich, Tapferkeit, — gestern: Alexander, Rußland, Größe. Einen Tag giebt unser Kaiser die Losung, und den anderen Napoleon. Morgen wird der Kaiser dem bravsten französischen Gardisten ein Georgskreuz geben. Er kann nicht anders, er muß mit gleicher Münze zahlen.

Auch Boris kam mit seinem Kameraden Shylinski, um das Bankett der Preobrashenzen zu sehen. Als er heimkehren wollte, stieß er auf Rostow, der an der Ecke eines Hauses stand.

Guten Tag, Rostow, wir haben uns ja noch gar nicht gesehen, sagte er und konnte sich nicht enthalten zu fragen, was ihm widerfahren wäre, so auffallend finster und verstimmt sah das Gesicht des jungen Mannes aus.

Gar nichts! gar nichts! antwortete Rostow.

Du wirst doch noch 'mal zu mir kommen?

Ja, ich komme.

Rostow blieb lange an der Ecke stehen und sah den Schmausenden aus der Ferne zu. Eine quälende Geistesarbeit, die er auf keine Weise zu Ende bringen konnte, ging in ihm vor, und bittere Zweifel erwachten in seiner Seele. Bald stand ihm Denissows verändertes Wesen vor Augen, seine Unterwürfigkeit und das Lazareth mit den zerschossenen Händen und Füßen, mit seinem Schmutz und seinen Krankheiten. So lebhaft trat es vor seine Seele, daß er plötzlich den Geruch der Leiche wieder spürte und sich umsah, woher dieser Geruch kommen könnte. Bald erblickte er in Gedanken den selbstbewußten Bonaparte mit den weißen Händen, der jetzt Kaiser war und vom Kaiser Alexander geehrt und geliebt wurde. Wozu dann aber die zerschossenen Hände und Füße und getödteten Menschen? Bald dachte er an den dekorirten Lasarew und den verurtheilten, nicht begnadigten Denissow. Er überraschte sich auf so seltsamen Gedanken, daß er vor ihnen erschrak.

Der Speisegeruch von den Tischen der Soldaten und der eigene Hunger entrissen ihn diesem Zustande. Ehe er abreiste, mußte er durchaus etwas genießen, ging in ein Gasthaus, das er am Morgen gesehen, und fand hier so viele Offiziere, die, wie er in Civil gekommen waren, daß er mit Mühe ein Mittagessen bekam. Zwei Offiziere von

seiner Division gesellten sich zu ihm, und das Gespräch wandte sich natürlich sehr bald dem Friedensabschluß zu.

Wie der größte Theil der Armee waren auch Rostows Kameraden mit dem nach der Schlacht bei Friedland abgeschlossenen Frieden unzufrieden. Es hieß allgemein, daß Napoleon, wenn wir uns noch etwas länger gehalten hätten, verloren gewesen wäre, denn er hätte weder Zwieback noch Munition mehr gehabt.

Nikolaj aß schweigend und trank sehr viel dazu; ganz allein hatte er schon zwei Flaschen geleert. Seine unvollendete abgebrochene Gedankenarbeit quälte ihn noch immer. Er fürchtete, sich seinen Gedanken zu überlassen, konnte sich aber nicht von ihnen losmachen. Plötzlich, auf die Aeußerung eines Offiziers, daß es schmerzlich sei, die Franzosen hier zu sehen, fing Rostow mit einer durch nichts gerechtfertigten Heftigkeit und zur höchsten Ueberraschung der Kameraden an, zu schreien:

Wie können Sie beurtheilen, was das Richtige ist! rief er mit einem wie von Blut übergossenen Gesichte. Wie können Sie die Handlungen des Kaisers richten wollen? Was für ein Recht haben Sie zu urtheilen? Wir sind eben so wenig im Stande, die Absichten, wie die Handlungen des Kaisers zu begreifen.

Ich habe ja kein Wort vom Kaiser gesagt, bemerkte der Offizier, der sich Rostows Heftigkeit nur als Folge seines Trinkens erklären konnte.

Aber Rostow hörte nicht auf ihn.

Wir sind keine Diplomaten, sondern Soldaten und weiter nichts! fuhr er fort. Befiehlt man uns zu sterben, nun, so sterben wir. Und wenn man uns bestraft, so haben wir's verdient, — aber zu urtheilen kommt uns nicht zu.

Will des Kaisers Majestät Bonaparte als Kaiser anerkennen und ein Bündniß mit ihm schließen — wie es heißt, daß er es thun wird — so haben wir es als etwas Nothwendiges hinzunehmen. Wenn wir erst anfingen, über Alles zu urtheilen und zu raisonniren, hätten wir bald nichts Heiliges mehr. — Wir kämen endlich so weit, zu sagen, daß es keinen Gott giebt — überhaupt gar nichts! schrie er und schlug auf den Tisch — ganz ohne Grund, nach der Ansicht seiner Kameraden, aber dem Gange seiner Gedanken nach ganz folgerichtig. Wir haben nicht zu denken! fügte er hinzu, sondern unsere Pflicht zu thun und uns zu schlagen!

Und zu trinken! schaltete einer der Offiziere ein, der keinen Streit aufkommen lassen wollte.

Ja, und zu trinken! wiederholte Nikolaj. He, Du, noch eine Flasche! rief er.

Dritte Abtheilung.

I.

Im Jahre 1808 ging Kaiser Alexander nach Erfurt zu einer neuen Zusammenkunft mit Kaiser Napoleon, und in der höheren Petersburger Gesellschaft war viel von der Großartigkeit dieses Zusammentreffens die Rede.

Im Jahre 1809 war das Einverständniß der beiden Weltbeherrscher — wie man Napoleon und Alexander zu nennen pflegte — so weit gediehen, daß, als Napoleon im Laufe dieses Jahres Oesterreich den Krieg erklärte, ein russisches Corps an die Grenze rückte, um unserem ehemaligen Feinde, Bonaparte, gegen unseren ehemaligen Verbündeten, den Kaiser von Oesterreich, beizustehen — soweit sogar, daß man in der großen Welt von der Möglichkeit einer Heirath zwischen Napoleon und einer Schwester des Kaisers Alexander sprechen hörte. Außer von diesen politischen Combinationen war das Interesse der russischen Gesellschaft damals ganz besonders von den inneren Umgestaltungen in Anspruch genommen, welche in allen Theilen der kaiserlichen Verwaltung stattfanden.

Und inzwischen ging das Leben — das eigentliche Leben der Menschen, mit seinen wesentlichen Interessen: Ge-

sundheit, Krankheit, Arbeit und Ruhe, seinen Interessen des Denkens, des Wissens, der Poesie und Musik, der Liebe und Freundschaft, des Hasses und der Leidenschaften — seinen gewöhnlichen Gang, außerhalb der politischen Sphäre, unabhängig von der Feindschaft oder Freundschaft mit Napoleon Bonaparte, und unberührt von allen Reformen.

* * *

Fürst Andrej war ohne Unterbrechung zwei Jahre lang auf dem Lande geblieben. Alle die Neuerungen, die Pierre auf seinen Besitzungen einführen wollte und nicht durchzusetzen vermochte, weil er immerwährend von einem Versuch zum anderen überging, hatte Fürst Andrej, ohne Jemand zu Rathe zu ziehen und ohne sichtliche Anstrengung auf seinen Gütern in's Leben gerufen.

Er besaß im höchsten Grade jene, Pierre vollständig fehlende — praktische Zähigkeit, die ohne Schwankungen und Mühen von seiner Seite jedes Unternehmen im Gange hielt.

Auf einem seiner Güter, zu dem dreihundert Seelen gehörten, waren die Leibeigenen in freie Getreidebauer verwandelt (eines der ersten Beispiele in Rußland). Auf anderen Gütern war die Frohnarbeit durch Abgaben ersetzt. Nach Bogutscharowo ließ er auf seine Kosten eine gelernte Hebamme kommen, und der Priester erhielt einen besonderen Gehalt, um die Kinder der Bauern und Hofleute im Lesen und Schreiben zu unterrichten.

Die Hälfte seiner Zeit brachte Fürst Andrej in Lyssyja-Gory bei seinem Vater und seinem Sohne zu, der sich noch in den Händen der Wärterin befand. Die andere Hälfte

verlebte er in dem Kloster Bogutscharowo, wie sein Vater dies Gut zu nennen pflegte. Trotz der Gleichgiltigkeit, die Fürst Andrej Pierre gegenüber in Bezug auf die Weltbegebenheiten gezeigt, verfolgte er sie mit großem Eifer, erhielt eine Menge Bücher und bemerkte mit Erstaunen, wenn er oder sein Vater Gäste aus Petersburg, „dem wahren Brennpunkt des Lebens", bekam, daß diese in der Kenntniß dessen, was auf dem Gebiete der inneren, wie der äußeren Politik geschah, weit hinter ihm zurückstanden — obwohl er ohne Unterbrechung auf dem Lande gesessen hatte.

Außer mit den Arbeiten auf seinen Gütern und der Lektüre der verschiedenartigsten Bücher, beschäftigte sich Fürst Andrej in jener Zeit mit der kritischen Analyse unserer beiden letzten unglücklichen Feldzüge und dem Entwurfe einer Umgestaltung unserer Militärgesetze und Bestimmungen.

Im Frühling 1809 reiste Fürst Andrej auf die Rjasanschen Güter seines Sohnes, dessen Vormund er war.

Von der Frühlingssonne erwärmt, saß er im Wagen, sah auf das erste Gras, die ersten Birkenblätter und die ersten, weißen Frühlingswolken, die auf der hellen Bläue des Himmels hinzogen. Er blickte heiter, gedankenlos von einer Seite zur anderen.

Der Wagen fuhr über den Prahm, auf welchem Fürst Andrej ein Jahr zuvor die Unterredung mit Pierre gehabt hatte. Dann ging es durch das schmutzige Dorf, an den Scheunen vorüber, bergunter nach der Brücke in zurückgebliebenem Schnee, bergauf in weichem Lehmboden, zwischen weitgedehnten Stoppelfeldern hin, die hie und da durch grünes Gestrüpp unterbrochen waren. Endlich kam er in

einen Birkenwald, der sich zu beiden Seiten des Weges hinzog. Es war fast heiß im Walde, kein Lufthauch zu spüren; die mit saftgrünen, klebrigen Blättern bedeckten Birken standen unbeweglich, und aus dem vorjährigen, welken Laube drängten sich grüne Gräser und blaue Blumen hervor. Hie und da standen kleine Fichten, deren immergüne Nadeln an den Winter erinnerten, im Birkenwalde verstreut. Die Pferde schnaubten, als sie in den Wald kamen und fingen an zu schwitzen.

Der Diener Peter sagte etwas zu dem Kutscher, der Kutscher antwortete zustimmend; aber es war unverkennbar, daß das Einverständniß des Kutschers Peter nicht genügte, er wandte sich auf seinem Bocke nach dem Herrn um.

Wie schön, Erlaucht! sagte er, ehrfurchtsvoll lächelnd.

Was meinst Du?

Wie schön, Erlaucht!

„Was will er nur? dachte Fürst Andrej. Ach wahrscheinlich spricht er vom Frühling, dachte er weiter, indem er sich nach beiden Seiten umsah. Wirklich, Alles schon grün . . . wie früh! Die Birke, der Faulbaum, die Erle, haben schon Blätter, aber von der Eiche ist noch nichts zu merken . . . ach, da ist sie auch!“

Am Rande des Weges stand eine Eiche, die wohl zehnmal älter sein mochte, als die Birken, aus denen der Wald bestand. Sie war auch zehnmal dicker und zweimal höher — ein mächtiger Baum, zwei Männer konnten ihn kaum umspannen, mit verwitterten zerbrochenen Aesten und zerrissener Rinde, die von alten Narben bedeckt war. Mit dicken, plumpen, unregelmäßigen, weitausgebreiteten Armen und Händen stand sie wie ein alter, böser, verbitterter Krüppel zwischen den lächelnden Birken. Nur sie

und die starren, immergrünen, im Walde verstreuten kleinen Fichten wollten sich dem Zauber des Frühlings nicht unterwerfen und schienen weder den Lenz noch die Sonne zu sehen.

„Frühling und Liebe und Glück!" schien diese alte Eiche zu sagen; „werdet Ihr dieses albernen, sinnlosen Betrugs nicht endlich überdrüssig? . . . Immer Eins und Dasselbe und immer Täuschung . . . es giebt weder Frühling, noch Sonne, noch Glück! Seht nur, da stehen die armen unterdrückten Fichten . . . immer dieselben! Da stehe ich, strecke meine zerbrochenen, zerrissenen Arme aus, wie sie mir aus Rücken und Seiten herausgewachsen sind, und glaube weder an Eure Hoffnungen, noch an Eure Täuschungen."

Fürst Andrej sah sich, während er durch den Wald fuhr, mehrmals nach der Eiche um, als ob er etwas von ihr erwartete. Auch unter ihr wuchsen Blumen und Gräser, aber sie stand finster und unbeweglich in ihrer Mitte.

„Ja, sie hat Recht, tausend Mal Recht, diese Eiche! dachte Fürst Andrej. Mag sich die Jugend solchen Täuschungen hingeben, wir aber kennen das Leben — unser Leben ist aus!"

Eine ganze Reihe hoffnungsloser Betrachtungen knüpfte sich für ihn an diese Eiche. Noch einmal zog seine Vergangenheit an ihm vorüber, und er kam wieder zu dem früheren beruhigenden, hoffnungslosen Ergebniß: daß er nichts mehr zu erstreben habe, als sein Dasein, wie es jetzt war, zu Ende zu führen, ohne Böses zu thun, ohne Aufregung, ohne Wünsche.

II.

Wegen der vormundschaftlichen Angelegenheiten des Rjasanschen Gutes mußte Fürst Andrej mit dem Adelsmarschall des Bezirks, dem Grafen Ilja Andrejewitsch Rostow verhandeln und fuhr Mitte Mai zu ihm.

Die heiße Periode des Frühlings hatte begonnen, der Wald war vollständig belaubt, und es war so schwül und staubig, daß der Anblick eines Wassers jedesmal die Lust zum Baden erweckte. Fürst Andrej war nicht in der heitersten Stimmung und beschäftigte sich nachdenklich mit den geschäftlichen Fragen, die er dem Marschall vorzulegen hatte, als er in die Hauptallee von Otradnoje, dem Rostowschen Gute, einfuhr. Rechts hinter den Bäumen hörte er lustige, weibliche Stimmen und erblickte eine, dem Wagen entgegen laufende Mädchenschaar. Allen voran lief ein schwarzhaariges, schwarzäugiges, auffallend schlankes Mädchen im gelben Perkalkleide, mit einem weißen Taschentuche auf dem Kopfe, aus welchem Strähne aufgelöster Haare hervorquollen. Das junge Mädchen rief dem Fürsten etwas zu, lief aber, als sie einen Fremden erkannte, lachend davon.

Fürst Andrej erfaßte plötzlich Wehmuth. Der Tag war so schön, die Sonne so hell, ringsumher Alles so heiter, und dies schlanke hübsche Mädchen wußte nichts von seiner Existenz und brauchte nichts davon zu wissen, war zufrieden und glücklich durch ihr eigenes, vielleicht thörichtes, aber heiteres, sorgenloses Leben.

Worüber freut sie sich so? woran denkt sie? Gewiß nicht an Militärgesetze, auch nicht an die Zustände der Rjasanschen frohnpflichtigen Bauern . . . woran denkt sie

und wodurch ist sie glücklich? fragte sich Fürst Andrej mit unwillkürlicher Neugier.

Graf Ilja Andrejewitsch lebte 1809 in Otradnoje ganz so wie früher, das heißt, er sah fast das ganze Gouvernement zu Jagden, Theaterspiel, Diners und Konzerten in seinem Hause. Wie über jeden neuen Gast war er über die Ankunft des Fürsten Andrej hocherfreut und zwang ihn fast mit Gewalt, über Nacht dazubleiben.

Im Laufe des langweiligen Tages, in welchem sich Fürst Andrej den älteren Damen des Hauses und den vornehmen Gästen widmen mußte, die sich zu der herannahenden Namenstagsfeier des Grafen zusammen gefunden hatten, fragte sich Bolkonskij wiederholt, indem er die lachende Natascha ansah, die sich mit dem jüngeren Theile der Gesellschaft amüsirte:

„Was denkt sie wohl? Weshalb ist sie so vergnügt?"

Als er endlich in dem fremden Gastzimmer allein war, konnte er lange nicht einschlafen; erst las er, löschte endlich das Licht, zündete es aber wieder an. In seinem Zimmer, dessen Fensterläden von außen geschlossen waren, fand er es drückend heiß und ärgerte sich über den einfältigen Alten (so nannte er Rostow), der ihn durch die Behauptung festgehalten, die nöthigen Papiere wären noch nicht aus der Stadt gekommen, und ärgerte sich über sich selbst, daß er geblieben war.

Fürst Andrej stand auf und trat an's Fenster, um es zu öffnen. Sobald er die Läden aufgestoßen, drang der Mondschein, als ob er schon lange auf Wache gestanden und gewartet hätte, in's Zimmer. Fürst Andrej machte das Fenster auf. Die Nacht war frisch, ruhig und hell. Dicht vor dem Fenster befand sich eine Reihe beschnittener

Bäume, die von der einen Seite in dunklem Schatten lag, von der anderen hell beleuchtet wurde. Unter den Bäumen standen saftige, nasse, struppige Büsche mit silbernen Blättern; weiterhin, jenseits der schwarzen Bäume, zeigte sich ein im Thau glänzendes Dach. Weiter nach rechts war ein großer Baum mit weißlichem Stamme und Aesten, und über ihm der beinahe volle Mond an einem hellen, fast sternenlosen Frühlingshimmel. Fürst Andrej lehnte sich auf die Fensterbank und seine Augen ruhten auf diesem Himmel.

Das Zimmer des Fürsten befand sich im Mittelstock des Hauses. Auch das Zimmer über ihm war bewohnt, und seine Insassen schliefen nicht. Er hörte von oben weibliche Stimmen.

Nur noch einmal! sagte oben eine weibliche Stimme, welche Fürst Andrej sogleich erkannte.

Wann willst Du denn schlafen? fragte die andere Stimme.

Gar nicht ... ich kann nicht! was soll ich thun? ... Nur noch ein einziges=, letztesmal!

Zwei weibliche Stimmen sangen eine musikalische Phrase, das Ende irgend eines Gesangsstücks.

Ach, wie schön! jetzt aber ist's genug, jetzt wird geschlafen.

Schlaf Du nur ... ich kann nicht, antwortete die erste Stimme und die Sprechende näherte sich dem Fenster und schien sich heraus zu lehnen, denn man hörte das Rauschen ihres Kleides und sogar ihren Athem. Ringsumher war Alles still, wie versteinert; auch der Mond, das Licht und die Schatten. Fürst Andrej fürchtete sich zu bewegen und seine unbeabsichtigte Anwesenheit zu verrathen.

Ssonja, Ssonja! ließ sich die erste Stimme wieder

hören, wie kann man nur schlafen; sieh' nur, wie reizend . . . ach, wie reizend! Ermuntere Dich, Ssonja, bat sie fast mit Thränen. Eine so köstliche Nacht ist noch niemals, niemals gewesen.

Ssonja gab in mürrischem Tone eine Antwort.

Nein, siehe nur diesen Mondenschein! . . . Wie köstlich! komm' her, meine Seele, mein Täubchen, komm' her! Siehst Du? Ich möchte so niederkauern, die Hände um die Kniee, immer fester, immer fester — und mich in die Luft schwingen, so . . .

Lasse doch, Du wirst fallen!

Ein Ringen wurde gehört und Ssonjas unzufriedene Stimme.

Es ist schon zwei Uhr!

Ach, Du verdirbst mir Alles! geh', geh'!

Es wurde still im Zimmer oben, aber Fürst Andrej wußte, daß das junge Mädchen noch immer da saß. Zuweilen hörte er eine leise Bewegung, einen Seufzer.

Ach, mein Gott, was ist das nur? . . . Schlafen, ja schlafen! rief sie plötzlich und schlug das Fenster zu.

„Sie kümmert sich nicht darum, daß ich da bin, dachte Fürst Andrej, während er ihrer Stimme lauschte und aus einem unbestimmten Grunde erwartete und fürchtete, daß sie etwas von ihm sagen würde. Und wieder fiel sie ihm ein, immer wieder sie. Und plötzlich erhob sich in seiner Seele ein solches Gewirr jugendfrischer Gedanken und Hoffnungen, die seinem ganzen Leben widersprachen, daß er sich nicht getraute, sich seinen Zustand klar zu machen; er legte sich nieder und schlief ein.

III.

Am folgenden Tage, nachdem er sich, ohne das Erscheinen der Damen abzuwarten, vom Grafen Rostow verabschiedet hatte, fuhr Fürst Andrej nach Hause.

Es war Mitte Juni, als er auf seiner Rückfahrt wieder in den Birkenwald kam, in welchem die alte, narbenreiche Eiche einen so seltsamen, unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Die Glöckchen der Pferde klangen noch dumpfer im Walde, als vor anderthalb Monaten; Alles war dicht und schattig, und die über den Wald zerstreuten kleinen Tannen störten die allgemeine Schönheit nicht mehr, und suchten sich mit ihren jungen, frischgrünen, buschigen Trieben dem Charakter des Ganzen anzupassen.

Der Tag war heiß; irgendwo sammelte sich ein Gewitter; aber jetzt sprühte nur ein kleines Wölkchen seinen Inhalt auf den Staub des Weges und die saftigen Blätter. Die linke Seite des Waldes lag im Dunkel; die rechte blitzte naßschimmernd in der Sonne, kaum vom Winde bewegt. Alles stand in Blüte; die Nachtigallen schlugen und trillerten bald fern, bald nah.

„Hier in diesem Walde stand die Eiche, die meine Gedanken hatte. Wo ist sie denn?“ dachte Fürst Andrej, indem er auf die linke Seite des Weges sah und die Eiche nicht erkannte, die ganz verändert, wie ein Zelt sich ausbreitete und sich mit dem saftigen, dunkelgrünen Laube behaglich im Abendsonnenschein dehnte. Jetzt waren weder narbenreiche Hände, noch Wunden, weder Mißtrauen, noch Kummer an ihr zu finden; unmittelbar durch die harte, hundertjährige Rinde schlugen saftige junge Triebe, von denen kaum zu glauben war, daß die Greisin sie hervorgebracht.

„Ja das ist dieselbe Eiche!“ dachte Fürst Andrej, und plötzlich fühlte auch er sich von dem grundlosen Frühlingsgefühl der Wiedergeburt durchdrungen. Alle bedeutenden Momente seines Lebens traten ihm auf einmal in's Gedächtniß: Austerlitz mit dem hohen Himmel — das todte, vorwurfsvolle Antlitz seiner Frau — Pierre auf der Fähre — das vom Zauber der Nacht erregte junge Mädchen und diese Nacht, und der Mondschein, Alles stand ihm plötzlich vor der Seele.

„Nein das Leben ist nicht zu Ende im einunddreißigsten Jahre, sagte sich Fürst Andrej mit großer Bestimmtheit. Es ist nicht genug, daß ich selbst weiß, was in mir ist, auch andere müssen es erfahren! Pierre und dies Mädchen, das zum Himmel empor fliegen wollte, Alle müssen mich kennen. Nicht für mich allein darf mein Leben verfließen, nicht von anderen abgetrennt: es soll in allen widerstrahlen, und alle sollen mit mir in Gemeinschaft leben.“

Nachdem Fürst Andrej von seiner Reise zurückgekehrt war, beschloß er, im Herbst nach Petersburg zu gehen und fand verschiedene Gründe für diesen Entschluß. Eine ganze Reihe vernünftiger, logischer Beweise, warum er durchaus hin mußte — auch in Dienstsachen — stand ihm jeden Augenblick zu Gebot. Er begriff jetzt nicht mehr, wie er irgend jemals an der Nothwendigkeit einer thätigen Theilnahme am Leben hatte zweifeln können — ebenso, wie er einen Monat vorher nicht verstanden hätte, wie ihm jemals der Gedanke kommen sollte, das Landgut zu verlassen. Jetzt kam es ihm vor, als ob alle seine Lebenserfahrungen nutzlos, verloren und sinnlos wären, wenn er sie nicht in

einem weiteren Kreise verwerthete und nicht thätigen Antheil am Leben nahm.

Er verstand jetzt nicht mehr, wie er sich früher auf Grund eben solcher armen, vernünftigen Beweise überreden konnte, daß es eine Schande für ihn wäre, wenn er, nach allen guten Lehren, welche ihm durch das Leben zu Theil geworden, noch an die Möglichkeit glaubte, Nutzen zu stiften, oder an die Möglichkeit des Glücks und der Liebe. Jetzt flüsterte ihm sein Verstand ganz Anderes zu.

Nach seiner Reise fing Fürst Andrej an, sich auf dem Lande zu langweilen; seine früheren Beschäftigungen interessirten ihn nicht mehr, und oft, wenn er einsam in seinem Kabinet saß, stand er auf, trat an den Spiegel und betrachtete sein Gesicht. Dann wandte er sich ab und betrachtete das Bild der verstorbenen Lisa, welche mit à la grecque frisirten Locken freundlich und heiter aus dem goldenen Rahmen niederblickte. Sie sagte ihm jetzt nicht mehr die früheren, schrecklichen Worte; einfach heiter, voll Neugier sah sie ihn an. Und Fürst Andrej legte die Hände auf den Rücken und ging, bald stirnrunzelnd, bald lächelnd im Zimmer hin und her, indem er sich jenen geheimen, unaussprechlichen, ihm wie eine Schuld erscheinenden Regungen hingab, die sein ganzes Leben umgestaltet und ihn an Pierre, an den Ruhm, an das Mädchen am Fenster, an weibliche Schönheit und an Liebe mahnten. Wenn in solchen Augenblicken Jemand zu ihm kam, war er besonders trocken, streng, bestimmt und in unangenehmer Weise logisch.

Mein Lieber! sagte zum Beispiel Fürstin Maria, die in einem solchen Augenblicke bei ihm eintrat, Nikoluschka wird heute nicht ausgehen können, es ist sehr kalt.

Wenn es warm wäre, gab Fürst Andrej der Schwester

trocken zur Antwort, so würde er im Hemdchen hinausgehen, da es aber kalt ist, muß man ihm warme Kleider anziehen — dazu sind sie ja erfunden. Die Folge der Kälte ist also, daß man den Kleinen einhüllt, nicht aber daß er zu Hause bleibt, wenn er frische Luft braucht. Es war, als ob er durch solche Logik Andere für die in ihm selbst stattfindenden unlogischen Regungen strafen wollte. Fürstin Maria dachte in solchen Fällen darüber nach, wie trocken die Männer durch geistige Arbeit werden.

IV.

Im August 1809 kam Fürst Andrej nach Petersburg. Um diese Zeit hatte der Ruhm des jungen Speranskij seinen Höhepunkt erreicht und die Reformen, die er durchzuführen suchte, waren im vollen Gange. Im Laufe dieses Monats war der Kaiser mit dem Wagen umgefallen, hatte sich den Fuß beschädigt und blieb drei Wochen in Peterhof, wo er täglich und ausschließlich mit Speranskij verkehrte. In dieser Zeit wurden nicht nur die zwei bekannten, die ganze Gesellschaft aufregenden Ukase über die Aufhebung aller Vorrechte der Hofchargen und die Prüfungen der Collegien-Assessoren und Staatsräthe veröffentlicht, sondern eine umfassende Reichs-Konstitution vorbereitet, welche die Rechtspflege, Verwaltung und Finanzordnung Rußlands vom Staatsrath bis zum Dorfschulzen verändern sollte. Mehr als jemals machten sich gerade jetzt jene unklaren, liberalen Phantasien geltend, mit denen Kaiser Alexander den Thron bestieg, und die er mit seinen Gehilfen: Czartorysk, Nowossilzow, Kotschubej und Stroganow, die er scherzend seinen Wohlfahrtsausschuß zu nennen pflegte, durchzuführen gesucht.

Jetzt waren sie Alle durch Speranskij in Civil-, durch Araktschejew in Militär-Angelegenheiten ersetzt.

Fürst Andrej, der Kammerherr war, hatte sich gleich nach seiner Ankunft bei Hof und zur Cour gemeldet. Der Kaiser, der zweimal an ihm vorüber ging, würdigte ihn keines Wortes. Fürst Andrej hatte schon früher den Eindruck gehabt, als ob er, sein Gesicht, sein ganzes Wesen dem Kaiser antipathisch wäre, und in dem harten, abweisenden Blick, mit dem ihn Alexander jetzt wieder ansah, fand er diese Vermuthung noch mehr bestätigt. Die Hofleute behaupteten jedoch, die Unfreundlichkeit des Kaisers wäre nur der Ausdruck des Mißfallens, mit dem Se. Majestät Bolkonskijs im Jahre 1805 erfolgten Rücktritt vom Dienste ansähe.

„Ich weiß ja, wie machtlos wir in Bezug auf unsere Sympathien und Antipathien sind, dachte Fürst Andrej. Es ist deshalb auch nicht daran zu denken, daß ich dem Kaiser meine Schrift über die Militär-Organisation persönlich überreichen könnte. Die Sache wird indeß für sich selbst sprechen.“

Er theilte seinen Entwurf zunächst einem alten Feldmarschall, einem Freunde seines Vaters, mit. Der Feldmarschall bestimmte ihm eine Zeit, nahm ihn freundlich auf, versprach, dem Kaiser Bericht zu erstatten; einige Tage später wurde dem Fürsten Andrej mitgetheilt, daß er sich bei dem Kriegsminister Grafen Araktschejew melden solle.

Um neun Uhr Morgens am bestimmten Tage erschien Fürst Andrej im Audienzzimmer des Grafen Araktschejew. Persönlich kannte Fürst Andrej Araktschejew nicht und hatte ihn nie gesehen, aber Alles, was er von ihm wußte, flößte ihm wenig Achtung für diesen Menschen ein.

„Er ist der Kriegsminister, besitzt das Vertrauen des Kaisers . . . auf seine persönlichen Eigenschaften darf es hier nicht ankommen. Er ist beauftragt, meine Schrift zu prüfen, er allein kann sie also durchsetzen,“ dachte Fürst Andrej, während er mit einer Anzahl mehr oder minder einflußreicher Personen im Audienzzimmer des Grafen Araktschejew wartete.

Fürst Andrej hatte, als er Adjutant war, die verschiedensten Leute zur Audienz kommen sehen und die verschiedensten Charaktere unter ihnen studirt; aber das Audienzzimmer des Grafen Araktschejew hatte ein ganz besonderes Gepräge. Auf vielen unbedeutenden Gesichtern unter den Wartenden lag ein Ausdruck der Scham und Unterthänigkeit; in anderen bureaukratischen Gesichtern drückte sich ein allgemeines Gefühl des Unbehagens aus, versteckt unter der Maske der Ungezwungenheit und des Spottes über sich selbst, die eigene Lage und die erwartete Persönlichkeit. Einige der Anwesenden gingen nachdenklich hin und her; andere plauderten leise und lachten; Fürst Andrej hörte den Spitznamen „Ssila Andreitsch“ (eine Figur aus des Grafen Rostoptschin Satyren. Anm. d. H.) und die Worte: „Der Onkel wird Euch schon lehren“, die sich auf den Grafen Araktschejew bezogen. Ein General, ein hochgestellter Mann, war sichtlich beleidigt, daß er so lange warten mußte, schlug, während er dasaß, abwechselnd einen Fuß über den anderen und lächelte verächtlich vor sich hin.

Sobald sich aber die Thür öffnete, war auf allen Gesichtern nur noch der Ausdruck der Furcht zu sehen.

Fürst Andrej bat den Adjutanten du jour zum zweitenmale, ihn anzumelden, aber Alle sahen ihn spöttisch an, und er erfuhr, daß er warten müsse, bis die Reihe an ihn ge-

kommen war. Nachdem mehrere Personen durch den Adjutanten in das Kabinet des Ministers eingeführt und wieder herausgelassen waren, wurde ein Offizier in die gefürchtete Thür gerufen, welcher dem Fürsten Andrej durch sein ängstliches, demüthiges Aussehen auffiel. Die Audienz des Offizers dauerte lange; plötzlich wurde hinter der Thür das Grollen einer unangenehmen Stimme gehört, der blasse Offizier kam mit zitternden Lippen heraus und ging, indem er sich an den Kopf fuhr, durch das Audienzzimmer.

Gleich darauf wurde Fürst Andrej eingelassen und der Offizier du jour sagte ihm leise:

Treten Sie rechts an's Fenster.

Fürst Andrej betrat ein nicht reiches, aber sauberes Kabinet und sah einen etwa vierzigjährigen Mann mit langem Oberkörper, langem Gesicht, kurzgeschorenen Haaren, tiefen Runzeln auf der Stirn, überhängenden Brauen über bräunlichgrünen, stumpfen Augen und einer hängenden rothen Nase am Tische sitzen. Araktschejew drehte den Kopf nach ihm um und fragte, ohne ihn anzusehen:

Sie bitten um was?

Ich bitte um gar nichts! antwortete Fürst Andrej leise. Graf Araktschejew sah ihn an.

Setzen Sie sich, sagte er. Fürst Bolkonskij?

Ich bitte um gar nichts. Aber Se. Majestät hat Ew. Erlaucht die von mir eingereichte Schrift übersandt . . .

Schon gut, mein Lieber . . . Ihre Schrift habe ich gelesen, unterbrach ihn Araktschejew, wieder ohne ihn anzusehen und indem er nur die ersten Worte freundlich sagte und dann mehr und mehr in seinen mürrisch-verächtlichen Ton zurückfiel. Neue Militärgesetze schlagen Sie vor? Gesetze haben wir in Menge. Es giebt Niemand, der nur die

alten zu halten vermöchte! ... Heutzutage will Jedermann Gesetze machen. Schreiben ist freilich leichter, als befolgen.

Ich kam auf Befehl Sr. Majestät, Ew. Erlaucht zu fragen, was Sie mit der eingereichten Schrift zu thun gedenken, sagte höflich Fürst Andrej.

Ich habe meine Resolution auf Ihre Schrift ertheilt und sie dem Comité zugehen lassen. Ich stimme nicht dafür, antwortete Araktschejew, indem er aufstand und ein Papier vom Schreibtische nahm. Da! — Er übergab es dem Fürsten.

Auf dem Papiere stand quer mit Bleistift geschrieben, ohne große Anfangsbuchstaben, unorthographisch und ohne Zeichen: „Nicht gründlich abgefaßt und eine Nachahmung, abgeschrieben aus dem französischen Militärgesetz und von den Militär-Artikeln ohne Nothwendigkeit abweichend."

An welches Comité ist also die Schrift gesandt? fragte Fürst Andrej.

An das Comité für Militär-Gesetzgebung, und ich habe vorgeschlagen, Ew. Wohlgeboren als Mitglied anzustellen, aber ohne Gehalt.

Fürst Andrej lächelte.

Ich beanspruche es auch nicht, sagte er.

Mitglied ohne Gehalt, wiederholte Araktschejew. Habe die Ehre ... He! hereinkommen! ... Wer ist noch da? schrie er, indem er dem Fürsten Andrej zunickte.

V.

Während Fürst Andrej auf seine Ernennung zum Mitglied der Militärgesetz-Commission wartete, erneuerte er seine alten Bekanntschaften, besonders die mit einflußreichen Persönlichkeiten, welche ihm von Nutzen sein konnten. Er war

jetzt in Petersburg in einer Stimmung, der ähnlich, welche er vor der Schlacht empfunden, als ihn die rastlose Neugier quälte und ihn widerstandslos in die höheren Sphären zog, wo sich die Zukunft vorbereitete, die über das Schicksal von Millionen entschied. Aus der Unzufriedenheit der Alten, der Neugier der Laien, der Zurückhaltung der Eingeweihten, der Regsamkeit und gespannten Erwartung Aller, und aus der unendlichen Anzahl von Comités und Commissionen, deren er täglich neue entdeckte, erkannte er, daß jetzt, im Jahre 1809, hier in Petersburg ein großer innerer Kampf ausgefochten wurde, dessen Oberbefehlshaber eine ihm unbekannte, verborgene und ihm genial erscheinende Persönlichkeit war — Speranskij.

Und die Sache selbst, die er in ihrer ganzen Schwierigkeit nur zu genau kannte, und Speranskij, der Hauptführer, fingen an, ihn so leidenschaftlich zu interessiren, daß die Militär-Organisation sehr bald für ihn in zweite Linie rückte.

Fürst Andrej befand sich in der vortheilhaftesten Lage, um in die verschiedensten, auch die höchsten Kreise der damaligen Petersburger Gesellschaft Zutritt zu finden. Die Partei der Reformatoren nahm ihn freundlich auf und suchte ihn zu gewinnen, erstens weil er den Ruf der Klugheit und großen Belesenheit hatte, und zweitens weil er sich durch die Freilassung seiner Bauern den Namen eines Liberalen erworben. Die Partei der unzufriedenen Alten wandte sich an ihn, als an den Sohn seines Vaters, und erwarteten seine Zustimmung, wenn sie die Reformen tadelten. Die weibliche Gesellschaft, die „Welt“ nahm ihn zuvorkommend auf, weil er ein reicher und vornehmer Heirathskandidat war und gleichsam als eine neue Persönlichkeit erschien, umgeben von der romantischen Aureole seines ver-

meintlichen Todes und des tragischen Endes seiner Frau. Außerdem war das allgemeine Urtheil aller, welche ihn früher gekannt, daß er sich in den letzten fünf Jahren sehr zum Vortheil verändert hätte, daß er zugleich weicher und männlicher geworden sei, daß er das frühere gekünstelte Wesen verloren und statt des ehemaligen Stolzes und Spottes jene Ruhe erworben habe, welche die Jahre mit sich bringen. Man fing an, von ihm zu sprechen, interessirte sich für ihn, und Jedermann wünschte ihn kennen zu lernen.

Am Tage nach seinem Besuch bei Araktschejew war Fürst Andrej in einer Abendgesellschaft bei dem Grafen Kotschubej. Er erzählte dem Grafen von seiner Unterredung, mit „Ssila Andreitsch“ (so nannte Kotschubej den Grafen Araktschjew mit demselben Ausdruck unbestimmten Spottes, den Fürst Andrej im Audienzzimmer des Kriegsministers beobachtet hatte).

Mein Lieber, Sie dürfen auch in dieser Angelegenheit Michail Michajlowitsch nicht übergehen — er ist die Hauptpersönlichkeit, sagte Kotschubej. Ich will mit ihm darüber sprechen. Er hat versprochen, heute Abend herzukommen.

Was hat denn Speranskij mit der Militär-Gesetzgebung zu thun? fragte Fürst Andrej.

Kotschubej wiegte lächelnd den Kopf, als ob er sich über Bolkonskijs Naivetät wunderte.

Ich habe mit ihm in diesen Tagen über Sie gesprochen, sagte er; von Ihren freien Bauern . . .

Also Sie sind es, Fürst, der seine Bauern freigelassen hat? sagte ein alter Herr aus der Zeit Katharinas II., indem er sich mit dem Ausdruck tiefer Mißbilligung zu Bolkonskij wandte.

Das kleine Gut brachte keinen Ertrag, antwortete Fürst Andrej. Um den alten Herrn nicht unnöthig zu ärgern, suchte er seine Handlungsweise zu verkleinern.

Sie fürchten, zurück zu bleiben, sagte der alte Herr, indem er Kotschubej ansah. Ich verstehe nur Eines nicht! fuhr er fort: wer soll das Feld beackern, wenn man die Leute freiläßt? . . . Es ist leicht Gesetze schreiben, aber Regieren ist schwer. So auch jetzt wieder! . . . Ich frage Sie, Graf, wer wird Chef der Kanzleien sein, wenn Alle erst ein Examen machen müssen?

Nun, ich denke, diejenigen, die das Examen bestehen, antwortete Kotschubej, indem er die Beine über einander schlug und sich abwandte.

In meinem Ressort zum Beispiel arbeitet Prjanitschnikow, ein braver Mensch, treu wie Gold, aber er ist sechzig Jahre alt . . . wird der das Examen machen können?

Ja, beschwerlich ist es, weil die Bildung wenig verbreitet ist, aber . . . Graf Kotschubej unterbrach seine Rede, stand auf, ergriff den Arm des Fürsten Andrej und ging einem blonden, kahlköpfigen, schlanken Manne entgegen, der eben eintrat. Er mochte etwa vierzig Jahre alt sein, hatte eine hohe, offene Stirn, ein längliches, ungewöhnlich weißes Gesicht, trug einen blauen Frack, ein Kreuz am Halse und einen Stern auf der linken Seite der Brust. Es war Speranskij.

Fürst Andrej erkannte ihn sogleich, und wie es in wichtigen Lebensmomenten zu geschehen pflegt, erbebte seine Seele — ob in einem Gefühl der Hochachtung, des Neides oder der Erwartung, wußte er selbst nicht. Die ganze Erscheinung Speranskijs trug ein besonderes Gepräge, nach

dem man ihn sofort aus der Menge herausfinden mußte. Niemand in der Gesellschaft, zu welcher Fürst Andrej gehörte, hatte diese Ruhe und das Selbstbewußtsein, diese ungeschickten Bewegungen, diesen festen und zugleich weichen Blick der habgeschlossenen, etwas feuchten Augen, diese ruhige, leise, gleichmäßige Stimme, diese Zartheit und Weiße des Gesichts und besonders der etwas breiten vollen Hände. Solche Weiße und Zartheit der Hautfarbe hatte Fürst Andrej bisher nur bei Soldaten gesehen, die lange im Hospital gewesen. Das also war der Staatssekretär Speranskij, der vortragende Rath des Kaisers und sein Begleiter nach Erfurt, wo er verschiedentlich mit Napoleon verkehrt hatte.

Sperankijs Augen flogen nicht von Einem zum Andern, wie das beim Eintritt in eine größere Gesellschaft unwillkürlich geschieht, er beeilte sich auch nicht, zu sprechen. Und als er sprach, that er es langsam, überzeugt, daß man ihm zuhören würde, und faßte nur die Person in's Auge, an die er seine Rede richtete.

Fürst Andrej beobachtete jedes Wort und jede Bewegung Speranskijs mit besonderer Aufmerksamkeit. Wie es gewöhnlich mit denen der Fall ist, die ihre Mitmenschen streng beurtheilen, erwartete Fürst Andrej, wenn er einer neuen Persönlichkeit begegnete, besonders einer solchen von dem Rufe Speranskijs, das Ideal aller menschlichen Eigenschaften zu finden.

Speranskij sprach Kotschubej sein Bedauern aus, daß er nicht früher habe kommen können, weil man ihn bei Hofe festgehalten. Er sagte nicht, daß es der Kaiser gethan hatte, und diese gemachte Bescheidenheit fiel dem Fürsten Andrej auf. Als Kotschubej den Fürsten Andrej vorstellte,

wandte ihm Speranskij langsam mit einem Lächeln die Augen zu und sah ihn schweigend an.

Ich freue mich sehr, Sie kennen zu lernen; ich habe von Ihnen gehört, wir alle haben von Ihnen gehört, sagte er dann.

Kotschubej berichtete flüchtig von der Aufnahme, die Bolkonskij bei Araktschejew gefunden; Speranskijs Lächeln verstärkte sich.

Magnizkij, der Vorsitzende der Militär-Gesetz-Commission ist mein lieber Freund, sagte er, indem er jede Sylbe und jedes Wort betonte; wenn Sie wünschen, kann ich Sie mit ihm bekannt machen. (Bei dem Punkt hielt er inne.) Ich hoffe, daß Sie bei ihm Verständniß finden und die Bereitwilligkeit, alles Vernünftige zu fördern.

Es sammelte sich sogleich ein Kreis um Speranskij, und jener alte Herr, der von seinem Beamten Prjanitschnikow gesprochen hatte, wandte sich ebenfalls mit einer Frage an den Staatssekretär.

Fürst Andrej nahm keinen Antheil am Gespräch, aber er beobachtete alle Bewegungen Speranskijs, dieses Mannes, der unlängst noch ein unbedeutender Seminarist gewesen und in dessen Händen — diesen weißen, vollen Händen — jetzt das Geschick Rußlands lag. Den Fürsten überraschte die ungewöhnliche, verächtliche Ruhe, mit welcher Speranskij dem alten Herrn antwortete; es war, als ob er von einer unermeßlichen Höhe herab sein leutseliges Wort an ihn richtete. Als der Greis mit einer gewissen Heftigkeit zu sprechen begann, lächelte Speranskij und sagte, daß er über den Nutzen oder Nachtheil dessen, was der Kaiser zu befehlen geruhe, nicht urtheilen könne.

Nachdem er eine Weile in dem allgemeinen Kreise am

Gespräch theilgenommen, erhob er sich, trat auf den Fürsten Andrej zu und führte ihn an das andere Ende des Zimmers. Es war unverkennbar, daß er für geboten hielt, sich mit Bolkonskij zu beschäftigen.

Ich hatte in der lebhaften Unterhaltung, in welche mich jener ehrenwerthe alte Herr verwickelte, keine Zeit, mit Ihnen zu sprechen, Fürst, sagte er kurz mit verächtlichem Lächeln — einem Lächeln, durch welches er gleichsam kundthat, daß er und Fürst Andrej von der Bedeutungslosigkeit der Menschen, mit denen er eben gesprochen, überzeugt sei. Dies Benehmen schmeichelte dem Fürsten.

Ich kenne Sie schon lange, fuhr Speranskij fort; erstens durch Ihre Bauern-Angelegenheit. Es ist das erste Beispiel hier zu Lande, für das wir gern Nachahmer hätten. Und zweitens kenne ich Sie, weil Sie einer der wenigen Kammerherren sind, welche sich durch den Ukas über die Aufhebung der Hof-Privilegien nicht für beeinträchtigt halten.

Ja, sagte Fürst Andrej, mein Vater hat nie zugegeben, daß ich solche Vorrechte geltend machte. Ich habe den Militärdienst von unten herauf begonnen.

Ihr Vater, ein Mann der alten Zeit, steht augenscheinlich höher als unsere Zeitgenossen, welche die Maßregel, die doch nur das natürliche Recht wieder herstellt, so entschieden verdammen.

Ich glaube übrigens, daß dieser Widerstand nicht ganz unbegründet ist, sagte Fürst Andrej, der sich gegen den immer fühlbarer werdenden Einfluß Speranskijs zu wehren suchte. Es war ihm unangenehm, in allen Dingen mit ihm übereinzustimmen; er *wollte* widersprechen. Aber während er gewöhnlich leicht und gut redete, fühlte er jetzt, Speranskij gegenüber eine gewisse Schwierigkeit, sich

auszudrücken. Der berühmte Mann, die Beobachtung seines Wesens, nahm den Fürsten zu sehr in Anspruch.

Begründet im persönlichen Ehrgeiz vielleicht, fiel Speranskij langsam ein.

Zum Theil ja, aber auch im Wohle des Staats, antwortete Fürst Andrej.

Wie verstehen Sie das? fragte Speranskij, indem er die Augen niederschlug.

Ich bin ein Verehrer Montesquieus, sagte Fürst Andrej, und sein Ausspruch: „Die Grundlage der Monarchie ist die Ehre" scheint mir unwiderleglich zu sein. Gewisse Rechte und Privilegien des Adels sehe ich als Mittel an, dies Gefühl zu erhalten.

Das Lächeln verschwand von Speranskijs weißem Gesicht, und seine Physiognomie gewann dadurch. Der Gedanke des Fürsten Andrej schien ihn zu interessiren.

Wenn Sie die Sache von diesem Gesichtspunkte betrachten, fing er französisch an — der Gebrauch des Französischen wurde ihm unverkennbar schwer, und er sprach es noch langsamer als das Russische, aber ebenfalls mit großer Ruhe. Er sagte, die Ehre (l'honneur) könne nicht durch Privilegien erhalten werden, die den Staatsdienst beeinträchtigen; die Ehre ist entweder etwas Negatives — das Vermeiden tadelnswerther Handlungen — oder die allgemeine Quelle des Wetteifers, um Anerkennung oder dieser entsprechende Belohnungen zu erwerben.

Seine Beweise waren bündig, einfach und klar.

Eine Institution, welche diese Ehre, die Quelle des Wetteifers kräftigt, ist eine Institution, wie die Ehrenlegion des großen Kaisers Napoleon, welche dem Staatsdienste

nicht schädlich, sondern förderlich ist, aber kein Standes- oder Hofprivilegium.

Ich will nicht streiten, sagte Fürst Andrej, aber es läßt sich nicht leugnen, daß durch solche Privilegien dasselbe Ziel erreicht wird. Jeder Hofmann wird sich verpflichtet halten, seine Stellung würdig auszufüllen.

Und doch haben Sie, Fürst, diese Privilegien nicht in Anspruch nehmen mögen, antwortete Speranskij und deutete durch sein Lächeln an, daß er den unbequemen Streit mit einer Liebenswürdigkeit für seinen Gegner abzubrechen wünschte. Wenn Sie mir die Ehre erzeigen wollen, Mittwoch zu mir zu kommen, fügte er hinzu, so werde ich Ihnen, nachdem ich mit Magnizkij gesprochen habe, mittheilen, was Ihre Interessen betrifft und werde außerdem das Vergnügen haben, eingehender mit Ihnen sprechen zu können. Bei diesen Worten schloß er die Augen, grüßte und entfernte sich à la française, ohne sich zu verabschieden, unbemerkt aus dem Saale.

VI.

Während der ersten Zeit seiner Anwesenheit in Petersburg fühlte Fürst Andrej die ganze Harmonie seines Denkens, die er in der Einsamkeit errungen hatte, durch die kleinlichen Anforderungen getrübt, welche ihn hier in Anspruch nahmen.

Wenn er Abends nach Hause kam, hatte er vier bis fünf unabweisliche Besuche oder Zusammenkünfte in sein Notizbuch einzuschreiben. Der Mechanismus des Lebens, die richtige Tageseintheilung, um überall zur rechten Zeit zu erscheinen, nahmen den größten Theil der Lebenskraft in

Beschlag. Er that nichts, dachte nichts — zum Denken hatte er einfach keine Zeit — und konnte nur, was er früher auf dem Lande durchdacht und sich klar gemacht hatte, jetzt auch Anderen darlegen.

Hin und wider bemerkte er voll Unzufriedenheit, daß er an einem und demselben Tage in verschiedenen Gesellschaften ganz dasselbe gesprochen hatte; aber er war zu sehr beschäftigt, um daran denken zu können, daß er nichts mehr dachte.

Wie bei dem ersten Zusammentreffen im Hause Kotschubejs, machte Speranskij auch am folgenden Mittwoch, als er unter vier Augen lange und vertraulich mit Bolkonskij sprach, einen tiefen Eindruck auf den Fürsten Andrej. Dieser hielt so viele Menschen für verächtliche, nichtige Geschöpfe, er wünschte so sehnlich in einem Andern jene Vollkommenheit zu finden, nach welcher er strebte, daß er sich gern dem Glauben hingab, in Speranskij das Ideal eines vollendet klugen und edlen Menschen zu sehen. Hätte Speranskij demselben Lebenskreise angehört, wie Fürst Andrej, dieselbe Erziehung genossen, dieselben Gewohnheiten gehabt, so würde Bolkonskij sehr bald seine schwachen, menschlichen, unheroischen Seiten herausgefunden haben. So aber flößte diese ihm fremdartige, logische Denkart dem Fürsten um so mehr Bewunderung ein, als er sie nicht ganz verstand. Außerdem kokettirte Speranskij dem Fürsten Andrej gegenüber — entweder weil er seine Fähigkeiten schätzte, oder weil er für nöthig hielt, ihn zu gewinnen — mit seinem unparteiischen, logischen Verstande und schmeichelte ihm in der feinsten Weise. Das heißt, Speranskij zeigte unverhüllt sein ganzes Selbstbewußtsein und gab dabei zu verstehen, daß er den Fürsten stillschweigend als seines

Gleichen ansah und ihn als den Einzigen anerkannte, welcher fähig war, die Beschränktheit aller Anderen zu begreifen, und sowohl Speranskij wie die Richtigkeit und die Tiefe seiner Ideen zu verstehen.

Während ihrer langen Unterredung am Mittwoch Abend sagte Speranskij unter Anderem: „Bei uns ist Alles auffallend, was über das Niveau der eingewurzelten Gewohnheit hinausgeht"; und ferner mit einem Lächeln: „Wir wollen, daß die Wölfe satt werden, und daß die Schafe heil bleiben"; und endlich mehrmals: „Die Anderen können das nicht verstehen" — und Alles mit einem Ausdruck, der besagt: „Wir, Sie und ich, wissen genau, was die Anderen sind, und was wir selbst."

Diese erste längere Unterhaltung mit Speranskij verstärkte bei dem Fürsten Andrej das Gefühl, mit welchem er diesen Mann zum ersten Male gesehen. Er erblickte in ihm einen geistvollen, gewissenhaften Menschen von großem Verstande, welcher die Macht, die er durch Energie und Beharrlichkeit errungen, nur zum Wohle Rußlands anwandte. In den Augen des Fürsten Andrej war Speranskij vor Allem der Mann, welcher alle Erscheinungen des Lebens vom richtigen Standpunkte beurtheilte, der nur das Verständige als berechtigt anerkannte und der das Maß der Verständigkeit — die in ihm selbst verkörpert war — überall anzulegen wußte. Alles erschien in Speranskijs Darstellung so einfach, so klar, daß Fürst Andrej ihm unwillkürlich in Allem zustimmte. Wenn er Einwendungen machte oder stritt, geschah es nur, um seine Selbständigkeit zu wahren und sich nicht ganz den Meinungen Speranskijs unterzuordnen.

Nur eines störte den Fürsten Andrej: der kalte, spie-

gelnde Blick Speranskijs, der kein Eindringen in die Seele gestattete und seine harte, weiße Hand, die der Fürst unwillkürlich immer wieder ansah, wie man gewöhnlich die Hände der Mächtigen betrachtet. Der spiegelnde Blick und diese zarte Hand machten den Fürsten Andrej unruhig.

Hin und wieder überraschte ihn auch in unangenehmer Weise die zu weit gehende Menschenverachtung, die er bei Speranskij bemerkte, und die große Geschicklichkeit, mit welcher dieser die verschiedenartigsten Beweise zur Unterstützung seiner Ansichten aufgriff. Er brauchte — Vergleiche ausgenommen — alle möglichen Hilfsmittel des Denkens und ging, wie es Bolkonskij schien, zu kühn von Einem zum Andern über. Bald stellte er sich auf den Boden des Praktisch-Handelnden und tadelte die Phantasten; bald nahm er den Standpunkt eines Satyrikers ein und verspottete und verlachte die Gegner; bald ging er streng logisch zu Werke; bald erhob er sich plötzlich in die Regionen der Metaphysik (dies letzte Beweismittel gebrauchte er besonders oft). Er versetzte dann alle Fragen auf die Höhe der Metaphysik, ging auf die Definition des Raumes, der Zeit, des Denkens über, holte sich hier seine Gründe und ließ sich mit ihnen wieder auf den Boden des Streites nieder.

Der Hauptzug Speranskijs, der den Fürsten Andrej am meisten überraschte, war sein felsenfester, unerschütterlicher Glaube an die Macht und Unfehlbarkeit des Verstandes. Es war unverkennbar, daß Speranskij niemals auf den, dem Fürsten Andrej so vertrauten Gedanken kam, daß wir nicht Alles, was wir denken, auszudrücken vermögen, und daß ihn niemals der Zweifel heimsuchte: ob nicht vielleicht, was er dachte und glaubte, ein Irrthum

wäre. Und gerade diese Eigenthümlichkeit der geistigen Natur Speranskijs zog den Fürsten Andrej besonders an.

Während der ersten Zeit seiner Bekanntschaft mit Speranskij hatte Fürst Andrej ein leidenschaftliches Gefühl der Begeisterung für ihn, ähnlich dem, welches er einst für Bonaparte empfunden. Daß Speranskij der Sohn eines Priesters war, ein Umstand, durch den sich beschränkte Menschen berechtigt glaubten, mit Geringschätzung auf den herabzusehen, den sie Küsterlein und Pfaffenkind nannten, machte den Fürsten Andrej besonders rücksichtsvoll in seinem Verkehr mit Speranskij und verstärkte, ohne daß er es wußte, sein Gefühl für ihn.

An jenem ersten Abend, den Bolkonskij bei Speranskij zubrachte, erzählte ihm dieser mit bitterem Spott, als sie von der Commission zur Ausarbeitung der Gesetze sprachen, daß sie schon seit 150 Jahren existirte, Millionen gekostet und nichts gethan hatte, außer daß Rosenkampf die verschiedenen Aktenbündel mit Etiketten beklebt . . . das war Alles, wofür der Staat seine Millionen gezahlt.

Wir möchten dem Senat eine größere, richterliche Gewalt geben, aber wir haben keine Gesetze! Unter diesen Umständen ist es für Männer, wie Sie, Fürst, eine Sünde, jetzt nicht dem Staate zu dienen, sagte Speranskij.

Fürst Andrej erwiderte, daß man zu dieser Aufgabe einer juristischen Vorbildung bedürfe, welche er nicht besäße.

Die hat ja hier zu Lande Niemand! Was wollen Sie also? Das ist ein circulus vitiosus, von dem man sich mit aller Kraft frei machen müßte.

* * *

Acht Tage später war Fürst Andrej Mitglied der Militär-Gesetzgebungs-Commission und — was er durchaus nicht erwartet hatte — Chef einer Abtheilung der Commission zur Ausarbeitung der Gesetze. Auf Speranskijs Bitte übernahm er den ersten Theil des Civilgesetzes, welches damals zusammengestellt wurde, und mit Hilfe des Code Napoléon und des Codex Justinianus arbeitete er an dem Abschnitt: das Personenrecht.

VII.

Etwa zwei Jahre früher war Pierre — als er 1808 von der Reise nach seinen Gütern zurückkam — ohne es zu wollen mit an die Spitze der Petersburger Freimaurer-Logen getreten. Er stiftete Tafel- und Trauerlogen, warb neue Mitglieder, bemühte sich um die Vereinigung verschiedener Logen und den Erwerb der echten Urkunden, steuerte zur Einrichtung der Tempel bei, vervollständigte so viel er konnte, die Sammlung der Almosen, bei der sich viele Mitglieder geizig oder nachlässig zeigten, und erhielt das von der Petersburger Loge gegründete Armenhaus beinahe ganz auf eigene Kosten.

Sein Leben war dabei wie früher, wüst und zügellos. Er aß und trank gern und viel, und obwohl er es für unsittlich und erniedrigend hielt, konnte er sich von dem Umgange und den Vergnügungen junger Lebemänner nicht los machen.

Im Dunstkreise dieser Beschäftigungen und Freuden fing Pierre doch nach Verlauf eines Jahres an zu fühlen, daß der Boden der Freimaurerei um so mehr unter seinen Füßen schwand, je fester er darauf zu stehen versuchte. Und

dabei fühlte er, daß, je mehr dieser Boden wich, er um so fester an ihn gekettet war. Als er in die Freimaurerei eintrat, glich er einem Menschen, der den einen Fuß vertrauensvoll auf die gleichmäßige Fläche eines Sumpfes stellt. Er war dabei eingesunken. Um sich gründlich von der Festigkeit des Bodens zu überzeugen, zog er auch den zweiten Fuß nach, sank noch tiefer ein, blieb stecken und war bald bis über die Knie im weichen Boden.

Josef Aleksejewitsch war nicht in Petersburg. Er hatte sich in der letzten Zeit von den Angelegenheiten der hiesigen Logen freigemacht und lebte beständig in Moskau. Alle Mitglieder der Petersburger Logen waren Pierre im Leben bekannt und es fiel ihm schwer, in ihnen nur Freimaurer-Brüder und nicht den Fürsten B. oder Iwan Wassiljewitsch D. zu sehen, die er in der Gesellschaft als schwache, unbedeutende Menschen kannte. Unter den Freimaurer-Schürzen und -Zeichen sah er die Uniformen und Orden, welche die Brüder zu erringen strebten, und wenn er Almosen sammelte und oft als den Beitrag von zehn Mitgliedern — unter denen die Hälfte wenigstens eben so reich waren wie er selbst — zwanzig oder dreißig Rubel in die Liste eingetragen fand, erinnerte er sich des Freimaurer-Eids, durch welchen sich jeder Bruder verpflichtete, sein ganzes Vermögen dem Nächsten zu opfern, und in seiner Seele begannen sich Zweifel zu regen, von denen er sich nur mit Mühe wieder frei machen konnte.

Er pflegte die ihm bekannten Brüder in vier Klassen zu theilen. Zu der ersten rechnete er die, welche weder an den Angelegenheiten der Logen, noch an den humanen Bestrebungen der Freimaurer thätigen Antheil nahmen, sondern ausschließlich mit der geheimen Wissenschaft des

Ordens beschäftigt waren: mit den Fragen über die Dreieinigkeit Gottes; oder die drei Uranfänge aller Dinge: Schwefel, Quecksilber und Salz; oder über die Bedeutung des Quadrats und der verschiedenen Figuren des Salomonischen Tempels. Pierre achtete diesen Theil der Freimaurer, zu welchem vorzugsweise die älteren Brüder gehörten — auch Josef Aleksejewitsch, wie er meinte — aber er theilte ihre Interessen nicht und sein Herz hing nicht an der Mystik des Ordens.

Zu der zweiten Kategorie zählte Pierre sich selbst und die ihm ähnlichen Brüder, welche schwanken, suchen, den geraden, richtigen Weg der Freimaurerei noch nicht gefunden haben, sich jedoch der Hoffnung hingeben, ihn zu finden.

Zu der dritten Abtheilung zählt er die Brüder (ihre Zahl war die größte), welche in der Freimaurerei nichts sehen, als äußerliche Formen, Ceremonien, und welche die strenge Erfüllung dieser Aeußerlichkeiten anstreben, ohne sich um ihren Inhalt und ihre Bedeutung zu kümmern. Zu ihnen gehörte Wilarskij und sogar der Meister vom Stuhl der Hauptloge.

Zu der vierten Klasse gehörte ebenfalls eine große Zahl von Brüdern, besonders von den in der letzten Zeit Eingetretenen. Es waren Männer, die nach den Beobachtungen Pierres an nichts glaubten, keinerlei Ziele verfolgten, und in die Freimaurerorden nur eintraten, um den jungen, vermögenden, durch ihre Verbindungen einflußreichen, vornehmen Brüdern näher zu treten, deren sich Viele in der Loge befanden.

Pierre fing an sich in seiner Thätigkeit unbefriedigt zu fühlen. Die Freimaurerei — die wenigstens, die er hier vor sich sah — schien ihm zuweilen nur auf

Aeußerlichkeiten gegründet zu sein. Es kam ihm nicht in den Sinn, an der Freimaurerei selbst zu zweifeln; aber er hegte den Verdacht, daß die russischen Freimaurer auf falschen Wegen seien und sich von ihrem Urquell abwendeten. Aus diesem Grunde ging Pierre zu Ende des Jahres in's Ausland, um in die höheren Geheimnisse des Ordens eingeweiht zu werden.

* * *

Im Sommer 1809 kehrte Pierre nach Petersburg zurück. Durch den Briefwechsel unserer Freimaurer mit denen des Auslandes war bekannt geworden, daß Besuchoj das Vertrauen vieler hochgestellten Persönlichkeiten erworben hatte, in viele Geheimnisse eingedrungen, zu den höchsten Graden ernannt war und den einheimischen Logen Mittheilungen zu machen hatte, die der Freimaurerei in Rußland förderlich werden konnten.

Sobald er zurückgekehrt war, beeiferten sich daher die Petersburger Freimaurer ihn aufzusuchen, und Alle hatten den Eindruck, als ob er etwas verhehle und im Geheimen vorbereite.

Um diese Zeit wurde eine feierliche Sitzung der Loge zweiten Grades anberaumt, in der Pierre mitzutheilen versprach, was er den Petersburger Brüdern von den höheren Leitern des Ordens zu sagen hatte. Die Sitzung war sehr besucht, und nach den üblichen Ceremonien erhob sich Pierre und begann seine Rede:

Geliebte Brüder! begann er erröthend, stockend und mit der geschriebenen Rede in der Hand, es ist nicht genug, in der Stille der Loge unsere Gesetze zu beobachten; wir müssen wirken . . . wirken! . . . Wir sind wie im Schlafe, aber wir sollen wirken.

Hier nahm Pierre sein Heft und fing an zu lesen.

„Um die reine Wahrheit zu verbreiten und der Tugend den Sieg zu sichern," las er, „müssen wir die Menschen von Vorurtheilen frei machen; müssen Grundsätze verbreiten, die dem Geiste der Zeit entsprechen; müssen uns der Erziehung der Jugend annehmen; müssen uns durch unzerreißbare Bande mit den aufgeklärtesten Männern vereinigen, und mit Kühnheit und Umsicht Aberglauben, Unglauben und Dummheit ausrotten; wir müssen endlich alle uns ergebenen Männer, die durch die Gleichartigkeit ihrer Ziele verbunden sind und Kraft und Einfluß besitzen, auch äußerlich zu einem Bunde vereinigen.

„Um dies Ziel zu erreichen, müssen wir der Tugend das Uebergewicht über das Laster verschaffen, müssen wir dahin streben, daß der rechtschaffene Mensch schon in dieser Welt den Lohn seiner Tugend findet. In dieser großen Aufgabe werden wir oft durch die heutigen politischen Zustände gehemmt. Wie sollen wir uns nun bei dieser Lage der Dinge verhalten? Sollen wir die Revolution begünstigen? Alles umstürzen, Gewalt mit Gewalt vertreiben? — Nein, davon sind wir weit entfernt! Jede gewaltsame Reform ist verwerflich, weil sie das Böse nicht ausrotten wird, so lange die Menschen bleiben, wie sie sind, und weil die Weisheit der Gewalt nicht bedarf.

„Die ganze Thätigkeit des Ordens muß vielmehr darauf gerichtet sein, tüchtige, tugendhafte, durch Gleichheit der Ueberzeugung verbundene Menschen zu bilden — der Ueberzeugung, daß wir berufen sind, Laster und Dummheit überall und mit allen Kräften zu bekämpfen; Tugend und Talent zu fördern; würdige Menschen aus dem Staube emporzuziehen, die wir unserer Brüderschaft einreihen können.

Nur so wird unser Orden die Macht gewinnen, den Beschützern der Unordnung unbemerkt die Hände zu binden, und sie, ohne ihr Wissen, zu leiten. Mit einem Worte, wir müssen einen allgemein herrschenden Einfluß schaffen, der sich über die ganze Welt verbreiten kann, ohne die bürgerlichen Bande zu zerstören, und neben welchem alle Regierungen in ihrer hergebrachten Ordnung fortbestehen und Alles thun können, was nicht dem großen Ziele unseres Ordens störend in den Weg tritt — das heißt, der Aufgabe, dem Guten den Sieg über das Böse zu sichern. Dasselbe Ziel hatte sich das Christenthum gesteckt. Es hat die Menschen gelehrt, weise und gut sein, und um ihres eigenen Vortheils willen der Lehre und dem Beispiel der besseren und weiseren Menschen folgen.

„Damals, als Alles in Finsterniß versunken war, konnte die Predigt genügen; die Neuheit der verkündigten Wahrheiten gab ihr ihre eigenthümliche Kraft. Heute aber bedürfen wir viel stärkerer Mittel. Jetzt müßte der Mensch, der nun einmal von seinen Neigungen regiert wird, in der Tugend die Befriedigung dieser Neigungen finden. Wir können die Leidenschaften nicht ausrotten, sondern müssen uns begnügen, sie auf ein edles Ziel zu lenken; deshalb müßte Jeder seinen Leidenschaften in den Grenzen der Tugend genügen können, und dazu müßte unser Orden die Mittel geben.

„Wir müssen vor Allem in jedem Lande eine Anzahl würdiger Männer für uns gewinnen. Jeder von ihnen wird wieder Andere heranziehen, und alle werden sich eng vereinigen. Auf diese Weise würde dem Orden — der im Geheimen schon viel zum Wohle der Menschheit vollbracht hat — Alles möglich werden."

Diese Rede machte nicht nur großen Eindruck, sondern rief eine gewisse Aufregung in der Loge hervor. Der größte Theil der Brüder, welcher in dieser Rede die gefährlichen Lehren der Illuminaten zu erkennen glaubte, nahm Pierres Vorschläge mit einer Kälte auf, die ihn überraschte. Der Meister vom Stuhl fing an, Pierre zu widerlegen. Pierre vertheidigte seine Gedanken mit wachsender Wärme. Seit langer Zeit hatte keine so stürmische Sitzung stattgefunden. Es bildeten sich Parteien; die Einen beschuldigten Pierre des Illuminatenthums; die Anderen unterstützten ihn. Pierre lernte zum erstenmale zu seiner Ueberraschung jene unendliche Mannigfaltigkeit der menschlichen Verstandesrichtungen kennen, welche verhindert, daß eine Wahrheit sich auch nur zwei Menschen auf dieselbe Weise darzustellen vermag. Die Mitglieder sogar, welche auf Pierres Seite standen, begriffen ihn nach ihrer eigenen Art, mit Beschränkungen und Veränderungen, denen er um so weniger zustimmen konnte, da sein Hauptverlangen war, Anderen seine Ideen genau so zu überliefern, wie er selbst sie begriffen hatte.

Gegen den Schluß der Sitzung machte der Meister vom Stuhl eine boshafte und ironische Bemerkung über Besuchojs Leidenschaftlichkeit und meinte, daß nicht allein die Liebe zur Tugend, sondern auch die Freude am Streit ihn in diesen Kampf getrieben hätte. Pierre antwortete nicht, sondern fragte kurz: ob seine Vorschläge angenommen würden? Der Bescheid, den er erhielt, war ein „Nein“, und anstatt die Schluß-Ceremonien abzuwarten, verließ Pierre die Loge und fuhr nach Hause.

VIII.

Pierre verfiel wieder in die schwermüthige Stimmung, die er so sehr fürchtete. Nach seiner Rede in der Loge lag er drei Tage lang zu Hause auf dem Divan, empfing keine Besuche und ging nicht aus.

In dieser Zeit erhielt er einen Brief von seiner Frau, die ihn um eine Unterredung bat. Sie schrieb von ihrer Sehnsucht nach ihm und von dem Wunsche, ihm ihr ganzes Leben zu weihen.

Am Schlusse des Briefes zeigte sie ihm an, daß sie in diesen Tagen von ihrer Reise in's Ausland nach Petersburg zurückkommen würde.

Gleich nach dem Eintreffen dieses Briefes drang ein Bruder-Freimaurer, den Pierre noch weniger als Andere achtete, in seine Einsamkeit ein, und nachdem er das Gespräch auf Pierres eheliche Verhältnisse gelenkt hatte, sprach er in der Form einer brüderlichen Mahnung die Ansicht aus, Pierres Strenge gegen seine Frau sei ungerecht, und er weiche von den ersten Geboten der Freimaurerei ab, wenn er sich weigere, der Reuigen zu verzeihen.

An demselben Tage schickte auch seine Schwiegermutter, die Gemahlin des Fürsten Wassilij, zu ihm, und ließ ihn bitten, sie, wenn auch nur auf wenige Minuten, zu besuchen, um mit ihr über eine wichtige Angelegenheit zu sprechen. Pierre erkannte, daß man eine Verschwörung gegen ihn in's Werk gesetzt hatte, um ihn mit seiner Frau wieder zu vereinigen. In seinem jetzigen Zustande war ihm das nicht eigentlich unangenehm; es war ihm vielmehr ganz gleichgiltig. Nichts im Leben kam ihm wichtig vor, und unter dem Einflusse der Schwermuth, die ihn jetzt wieder be-

drückte, lag ihm ebenso wenig an seiner Freiheit, wie an der hartnäckigen Bestrafung seiner Frau.

„Niemand hat Recht, Niemand hat Unrecht . . . also auch sie nicht!“ dachte er.

Wenn Pierre nicht sogleich seine Einwilligung zu der Vereinigung gab, war es nur, weil er in seiner Schwermuth überhaupt nicht im Stande war, irgend etwas zu thun. Wäre aber seine Frau zu ihm gekommen, so hätte er sie nicht fortgewiesen. War es denn — im Vergleich zu dem, was ihn jetzt beschäftigte — nicht ganz gleichgiltig, ob er mit seiner Frau zusammen lebte oder nicht?

Ohne seiner Frau oder seiner Schwiegermutter geantwortet zu haben, packte Pierre eines Abends spät seine Sachen und fuhr nach Moskau, um Jossif Alexejewitsch zu sprechen. Pierre schrieb darüber in sein Tagebuch:

Moskau, 29. November.

„Eben komme ich von meinem Gönner und beeile mich, die empfangenen Eindrücke zu notiren. Jossif Alexejewitsch lebt in dürftigen Verhältnissen und leidet schon in's dritte Jahr an einer qualvollen Blasenkrankheit. Niemals hat man einen Schmerzenslaut oder eine Klage von ihm gehört. Vom Morgen bis in die späte Nacht arbeitet er — nur durch seine einfachen Mahlzeiten unterbrochen — im Interesse der Wissenschaft. Er nahm mich freundlich auf und lud mich ein, mich auf das Bett zu setzen, in dem er lag. Ich machte ihm das Zeichen der Ritter des Orients und der Ritter von Jerusalem; er antwortete mir mit demselben Zeichen und fragte mit einem sanften Lächeln: was ich in preußischen und schottischen Logen erfahren und erworben hätte. Ich erzählte ihm Alles, so gut ich konnte, theilte ihm die Vorschläge mit, welche ich in der Petersburger

Loge gemacht, die schlechte Aufnahme, die mir zu Theil geworden, und den Zwiespalt, welcher zwischen mir und den Brüdern entstanden. Jossif Aleksejewitsch schwieg eine ganze Weile nachdenklich still, theilte mir dann seine Ansichten mit und beleuchtete mir plötzlich sowohl das Vergangene, wie den Weg, der mir bevorstand. Zu meiner Ueberraschung fing er damit an, daß er mich fragte: ob ich mich erinnere, worin die dreifache Aufgabe des Ordens bestehe? Erstens, in der Beobachtung und der Erkenntniß unserer Sakramente; zweitens, in der Läuterung und Besserung unser selbst, um sie würdig zu empfangen; und drittens, in der Besserung des Menschengeschlechts durch das Streben nach einer solchen Läuterung. ‚Welches ist das erste und hauptsächlichste Ziel unter diesen dreien?‘ fuhr er fort. ‚Natürlich die eigene Läuterung und Vervollkommnung. Nur nach diesem Ziele können wir immer streben, unabhängig von allen äußeren Umständen. Aber dies Ziel verlangt von uns die unablässigste Aufmerksamkeit, und wenn wir uns durch Stolz verirren und unsere Aufgabe aus den Augen verlieren, können wir weder zu dem Geheimnisse des Ordens gelangen, dessen wir wegen unserer Unlauterkeit nicht würdig sind, noch können wir zur Besserung des Menschengeschlechts beitragen, während wir an uns selbst das Beispiel der Schlechtigkeit und Sittenverderbniß geben.‘ Er erklärte mir ferner, das Illuminatenthum sei nicht die reine Lehre; namentlich darum nicht, weil es sich zur Theilnahme am öffentlichen Leben verlocken läßt und von Stolz erfüllt ist. Aus diesem Grunde tadelte Jossif Aleksejewitsch meine Rede und meine ganze Thätigkeit. In der Tiefe meines Herzens stimmte ich mit ihm überein. Im Verlaufe unseres Gespräches über meine

ehelichen Angelegenheiten sagte er mir: ‚Die Hauptpflicht des wahren Freimaurers besteht, wie ich Ihnen schon auseinandersetzte, in der Vervollkommnung seiner selbst. Nun glauben wir zuweilen, dies Ziel schneller erreichen zu können, wenn wir uns von den Beschwerden des Lebens losgemacht haben. Im Gegentheil, mein Herr! nur inmitten aller Aufgaben und Aufregungen, die das Leben mit sich bringt, können wir unsere drei Hauptziele erreichen: erstens: Selbsterkenntniß — weil der Mensch sich selbst nur durch Vergleichung richtig beurtheilen lernt; zweitens: Vervollkommnung, da sie nur durch Kampf errungen wird, und drittens die Haupttugend: die Liebe zum Tode. Nur die Wechselfälle des Lebens können uns seine Eitelkeit beweisen, unsere angeborene Liebe zum Tode neu erwecken und die Wiedergeburt zum neuen Leben fördern.‘ Diese Worte sind um so bemerkenswerther, als Jossif Alexejewitsch sich, trotz seiner schweren Körperleiden, niemals über das Leben beklagt und sich, trotz der Reinheit und Größe seines innern Menschen, zu dem Tode, den er liebt, noch nicht reif genug fühlt. Mein Gönner erklärte mir ferner die Bedeutung des großen Quadrats der Schöpfung, und wies darauf hin, daß die Zahlen 3 und 7 die Grundlage alles Vorhandenen sind. Er rieth mir, mich nicht von dem Verkehr mit den Petersburger Brüdern zurückzuziehen und — da ich in der Loge nur die Obliegenheiten des zweiten Grades zu erfüllen habe — mich zu bemühen, die Brüder von der Verlockung des Stolzes abzulenken und sie dadurch auf den rechten Weg der Selbsterkenntniß und Vervollkommnung zu bringen. Außerdem rieth er mir, als mein persönlicher Freund, sorgfältig auf mich selbst zu achten, und zu diesem Zwecke gab er mir das Heft, in

dem ich hier schreibe und in das ich auch künftig alle meine Handlungen einzeichnen werde."

Petersburg, 5. Dezember.

„Ich lebe wieder mit meiner Frau zusammen. Meine Schwiegermutter kam in Thränen zu mir, sagte, Helène sei hier und flehe mich an, sie zu erhören. Helène wäre unschuldig, wäre unglücklich durch die Trennung von mir — und so weiter! Ich war überzeugt, daß, wenn ich darauf einging sie zu sehen, ich auch nicht im Stande sein würde, ihren Wunsch abzuschlagen. In meinem Zweifel wußte ich nicht, bei wem ich Rath und Hilfe suchen sollte. Wenn mein Gönner hier wäre, hätte er mir beigestanden! Ich ging in mein Zimmer, las die Briefe, die ich von Jossif Aleksejewitsch besitze, erinnerte mich meiner Gespräche mit ihm und schloß aus Allem, daß ich die Bittende nicht abweisen dürfe. Ich soll Jedem die helfende Hand reichen, um so mehr also bin ich verpflichtet, das für ein mir so eng befreundetes Wesen zu thun, und muß mein Kreuz auf mich nehmen. — Wenn ich ihr aber um der Tugend willen verzeihe, so darf meine Vereinigung mit ihr nur eine geistige sein . . . So beschloß ich und so schrieb ich an Jossif Aleksejewitsch. Meiner Frau sagte ich, ich bäte sie das Vergangene zu vergessen und mir zu verzeihen, was ich gegen sie gefehlt haben könnte. Was mich beträfe, fügte ich hinzu, so hätte ich ihr nichts zu vergeben. Es machte mir Freude, ihr das zu sagen. Möge sie nie erfahren, wie schwer es mir geworden ist sie wieder zu sehen! Ich habe mich in meinem großen Hause, in dem oberen Stockwerk eingerichtet und bin wie von einem beglückenden Genesungsgefühl erfüllt."

IX.

Wie es immer zu geschehen pflegt, theilte sich auch damals die höhere Gesellschaft, die am Hofe und auf großen Bällen zusammenkam, in verschiedene Kreise, von denen jeder seine besondere Färbung hatte. Der größte der Zahl nach war der französische Kreis des Grafen Rumjanzow und Caulaincourts. In diesem Kreise gewann Helène, nachdem sie sich mit ihrem Manne versöhnt hatte und wieder in Petersburg lebte, eine der bedeutendsten Stellungen. Die Herren von der französischen Gesandtschaft erschienen in ihrem Salon, und mit ihnen vereinigten sich viele, dieser Richtung angehörende, durch Geist und Liebenswürdigkeit hervorragende Männer.

Zur Zeit der Kaiserzusammenkunft war Helène in Erfurt gewesen und hatte dort mit allen hervorragenden Persönlichkeiten des napoleonischen Europas Verbindungen angeknüpft. Sie hatte in Erfurt einen glänzenden Erfolg gehabt. Napoleon selbst war im Theater auf sie aufmerksam geworden, er hatte sich nach ihr erkundigt und ihre Schönheit gerühmt.

Ihr Erfolg als schöne, elegante Frau überraschte Pierre nicht, denn sie war im Laufe der letzten Jahre noch schöner geworden. Aber was ihn mit Erstaunen erfüllte, war, daß sich seine Gattin in diesen zwei Jahren den Ruf „einer reizenden Frau, die eben so geistvoll als schön war“, erworben hatte. Der bekannte Fürst von Ligny schrieb ihr acht Seiten lange Briefe; Bilibin hielt seine mots zurück, um sie zuerst im Salon der Gräfin Besuchoj vorzubringen; bei ihr eingeführt zu sein, galt als ein Diplom des Geistes. Die jungen Männer lasen vor Helènes Gesellschaften ganze Bücher durch, um in ihrem Salon über etwas sprechen zu

können, und die Gesandtschafts-Sekretäre, die Gesandten selbst sogar, vertrauten ihr diplomatische Geheimnisse an, so daß Helène in gewisser Weise eine Macht war.

Pierre, der ihre Geistlosigkeit nur zu genau kannte, nahm zuweilen mit einem seltsamen Gefühl des Zweifels und der Sorge an ihren Abend- und Mittagsgesellschaften Theil, wo von Politik, Poesie und Philosophie gesprochen wurde. Seine Empfindung während dieser Gesellschaften mochte der eines Taschenspielers ähnlich sein, der jeden Augenblick erwartet, daß sein Betrug zu Tage kommen könnte. Aber sei es, daß eine gewisse Dummheit nöthig ist, um einen solchen Salon zu haben, oder fanden die Betrogenen selbst zu viel Vergnügen an dem Betruge — die Täuschung wurde nicht entdeckt und Helènes Ruf als „reizende und geistvolle Frau“ stand bald so fest, daß selbst wenn sie die größten Albernheiten oder Trivialitäten sagte, alle Welt von jedem ihrer Worte entzückt war und einen tiefen Sinn — den sie selbst nie hineingelegt hatte — darin suchte.

Pierre war ganz der Ehemann, der für diese glänzende Weltdame paßte. Ein zerstreuter Sonderling, ein grand seigneur, der Niemand störte, und nicht nur den allgemeinen Eindruck der Vornehmheit des Salons nicht verdarb, sondern als Gegensatz den vortheilhaftesten Hintergrund für die Eleganz und den Takt seiner Frau bildete. Pierre, der sich in den letzten zwei Jahren unausgesetzt und ausschließlich um immaterielle Interessen gekümmert hatte, und für alles Andere eine aufrichtige Verachtung fühlte, schlug in der ihm völlig gleichgiltigen Gesellschaft seiner Frau jenen kühlen, nachlässigen, wohlwollenden Ton an, der sich künstlich nicht hervorbringen läßt und deshalb

unwillkürlich Achtung einflößt. Er trat in Helènes Salon wie in's Theater, war mit allen Anwesenden bekannt und gegen Alle in derselben Weise freundlich und gleichgiltig. Ohne zu bedenken, ob „die Herren von der Gesandtschaft" da waren oder nicht, sprach er seine Meinung aus, die zuweilen gar nicht der Stimmung des Tags angepaßt war. Aber auch das Urtheil über den Sonderling, der das Glück hatte, der Mann „der hervorragendsten Frau Petersburgs" zu sein, stand schon so fest, daß Niemand seine Einfälle ernst zu nehmen pflegte.

Zu den vielen jungen Leuten, welche täglich in Helènes Salon verkehrten, gehörte auch Boris Drubezkoj, der bereits eine glänzende Carrière gemacht hatte und nach Helènes Rückkehr aus Erfurt der vertrauteste Freund des Besuchojschen Hauses geworden war.

Helène nannte ihn „mein Page" und behandelte ihn wie ein Kind. Ihr Lächeln war dasselbe für ihn, wie für alle Anderen, aber zuweilen war es Pierre unangenehm, dies Lächeln zu sehen. Boris benahm sich gegen Pierre mit einer gewissen feierlichen, ernsten Ehrerbietung — eine eigne Art der Höflichkeit, die diesen ebenfalls beunruhigte. Er hatte vor drei Jahren so bitter durch die Schmach gelitten, welche ihm seine Frau zugefügt, daß er sich jetzt vor der Möglichkeit einer ähnlichen Verletzung dadurch zu schützen suchte, daß er erstens nicht der Mann seiner Frau war und zweitens, daß er sich nicht gestattete, Verdacht zu fassen.

„Nein, nachdem sie ein Blaustrumpf geworden ist, hat sie sich auf immer von ihren früheren Fehltritten losgesagt, tröstete er sich selbst. Es giebt kein Beispiel dafür, daß ein Blaustrumpf Herzensverirrungen gehabt hätte!" wiederholte

er ohne zu wissen, worauf er dies Gesetz gegründet hatte, an welches er durchaus glauben wollte.

Aber sonderbar! Boris' Anwesenheit in Helènes Salon — und er war fast immer da — übte eine physische Wirkung auf Pierre: sie fesselte alle seine Glieder und vernichtete die Unbefangenheit und Freiheit seiner Bewegungen.

„Welche seltsame Antipathie! . . . Früher hat er mir sogar sehr gefallen," dachte Pierre.

In den Augen der Welt war Pierre ein großer Herr; der etwas blinde und lächerliche Mann einer berühmten Frau; ein geistreicher Sonderling, der nichts that, aber auch Niemand schadete — im Ganzen ein guter und wackerer Mensch. In Pierres Seele aber fand diese ganze Zeit über eine complicirte, schwere Arbeit innerlicher Entwicklung statt, die ihm mancherlei offenbarte und ihm viele Kämpfe und Freuden bereitete.

X.

Pierre, der sein Tagebuch fortführte, schrieb damals Folgendes darin nieder:

Den 6. Dezember.

„Ich stand um 8 Uhr auf, las in der neuen Schrift, ging in die Sitzung (auf den Rath seines Gönners war Pierre in eins der Komités eingetreten), kam zu Mittag zurück und aß allein (die Gräfin hatte allerlei Gäste, die mir nicht zusagten). Ich aß und trank mäßig, und nach dem Diner schrieb ich einige Schriftstücke für die Brüder ab. Gestern ging ich zu der Gräfin hinunter, erzählte eine komische Geschichte von B. und erinnerte mich erst, daß ich dies nicht hätte thun dürfen, als Alle laut lachten.

„Mit glücklichem, ruhigem Gemüthe legte ich mich

schlafen. Herr, hilf mir, auf deinen Wegen zu wandeln! Hilf mir, erstens: das Böse in mir mit Stetigkeit, Beharrlichkeit zu bekämpfen; zweitens: die Begehrlichkeit durch Enthaltsamkeit und Abkehr zu überwinden und drittens: mich von der Eitelkeit der Welt fern zu halten, ohne deshalb zu vernachlässigen: a) die Interessen des Staatsdienstes; b) die Sorge um die Familie; c) den Verkehr mit Freunden, und d) die wirthschaftliche Thätigkeit."

Den 9. Dezember.

„Ich erwachte spät und lag dann noch lange im Bette, indem ich mich der Trägheit hingab. Mein Gott, hilf mir und stärke mich, damit ich auf deinen Wegen wandle! . . . Ich las in der heiligen Schrift, aber ohne die rechte Empfindung. Der Bruder Ussow kam; wir sprachen von den Eitelkeiten der Welt. Er erzählte von den neuen Plänen des Kaisers, und ich begann sie zu tadeln, erinnerte mich dann aber an unser Gesetz und an die Worte meines Gönners, daß der wahre Freimaurer ein eifriger Arbeiter im Staate sein soll, wenn seine Thätigkeit nöthig ist, und ein ruhiger Beobachter dessen, wobei er nicht mitzuwirken hat . . . Meine Zunge ist mein Feind!

Die Brüder G., W. und O. besuchten mich. Wir hatten die Aufnahme eines neuen Bruders zu besprechen; sie bürden mir die Aufgabe des Redners auf, aber ich fühle mich zu schwach und unwürdig dazu. Später ging die Unterhaltung auf die Erklärung der sieben Säulen und der Stufen des Tempels über: sieben Wissenschaften, sieben Tugenden, sieben Laster, sieben Gaben des heiligen Geistes. Bruder O. war sehr beredt. Abends wurde die Aufnahme vollzogen. Die neue Ausschmückung der Loge trug viel zu dem prächtigen Eindruck des Schauspiels bei. Aufge-

nommen wurde Boris Drubezkoj. Ich habe ihn vorgeschlagen und war auch der Bruder-Redner. Ein sonderbares Gefühl ergriff mich während meines Alleinseins mit ihm im dunklen Tempel. Ich entdeckte in mir eine Regung des Hasses gegen ihn, die ich vergebens zu überwinden suchte. Gerade deshalb wünsche ich aufrichtig, ihn vom Bösen zu retten und ihn auf den Weg der Wahrheit zu führen. Aber die bösen Gedanken über ihn wollten nicht weichen. Sein Eintritt in unsere Bruderschaft schien mir nur aus dem Wunsche hervorzugehen, mit den einflußreichen Männern, die zu unserer Loge gehören, in Verbindung zu kommen und ihre Gunst zu erwerben. Uebrigens habe ich — abgesehen davon, daß Boris einigemal fragte: ob sich nicht N. und S. in unserer Loge befinden (worauf ich ihm nicht antworten konnte) und abgesehen davon, daß er nach meinen Beobachtungen nicht fähig ist, sich für unsern hohen Orden zu begeistern und zu sehr von Aeußerlichkeiten ausgefüllt und in Anspruch genommen wird, um eine geistige Läuterung zu erstreben, — keine Gründe ihm zu mißtrauen. Dennoch erschien er mir nicht aufrichtig und die ganze Zeit, als ich mit ihm Aug' in Auge im dunkeln Tempelzimmer war, hatte ich die Empfindung, daß er zu meinen Worten verächtlich lächelte, und am liebsten hätte ich seine nackte Brust mit dem Degen durchbohrt, den ich darauf gezückt hielt. Ich konnte weder gut sprechen, noch den Brüdern und dem Meister vom Stuhl meine Zweifel aufrichtig mittheilen. Großer Baumeister der Natur, hilf mir die richtigen Wege finden, die aus dem Labyrinth der Lüge hinausführen!"

Hier waren im Tagebuche drei Blätter leer gelassen; dann schrieb Pierre weiter:

„Ich habe ein langes, belehrendes Gespräch mit Bruder W. gehabt, der mir den Rath gab, mich an Bruder O. anzuschließen. Obwohl ich es nicht verdiene, bin ich in Vieles eingeweiht worden. Adonai ist der Name des Schöpfers der Welt, Elohim der Name des Weltregierers. Der dritte Name — ein unaussprechlicher — hat die Bedeutung des Alls.

„Die Unterhaltungen mit Bruder W. stärken, erfrischen und befestigen mich auf dem Wege der Tugend. In seiner Nähe ist kein Raum für den Zweifel. Der Unterschied zwischen der armen Lehre der Wissenschaft und unseren heiligen, Alles umfassenden Lehren ist mir ganz klar. Die menschlichen Wissenschaften müssen Alles zerlegen, um es zu verstehen, Alles tödten, um es betrachten zu können — in der heiligen Wissenschaft des Ordens dagegen ist Alles Eins, wird Alles als ein Ganzes, Lebendiges verstanden. Dreieinigkeit — drei Anfänge der Dinge: Schwefel, Quecksilber und Salz. — Der Schwefel hat die Eigenschaften des Oels und des Feuers; in Verbindung mit dem Salz ruft er durch seinen Feuergehalt im Salz ein heißes Verlangen hervor, der das Quecksilber anzieht, es erfaßt, festhält und mit ihm zusammen besondere Körper bildet. Quecksilber ist eine flüssige, flüchtige, geistige Substanz. Christus — der heilige Geist — Er."

„Den 15. December.

„Ich erwachte spät, las in der heiligen Schrift, blieb aber kalt dabei. Dann ging ich im Saale auf und nieder. Ich wollte nachdenken, aber statt dessen zeigte mir meine Phantasie eine Begegnung, die nun schon vier Jahre zurück liegt. Als mir Herr Dolochow nach unserem Duell eines Tages in Moskau begegnete, sagte er: hoffentlich

erfreue ich mich jetzt, trotz der Abwesenheit meiner Frau, vollständiger Gemüthsruhe. Damals habe ich nicht darauf geantwortet. Jetzt aber erinnere ich mich aller Einzelheiten dieses Zusammentreffens, und im Geiste sagte ich ihm die bösesten Dinge, die spitzigsten Antworten. Endlich kam ich wieder zu mir und machte mich von diesen Gedanken los; freilich erst, als ich mich von Zorn entflammt fühlte. Das habe ich nicht genug bereut! Später kam Boris Drubezkoj und fing an, verschiedene Geschichten zu erzählen. Ich wurde gleich bei seiner Ankunft verdrießlich und war unfreundlich gegen ihn. Er antwortete eben so, ich wurde heftig und sagte ihm eine Menge unangenehme Dinge, Grobheiten sogar. Nun schwieg er und ich erkannte erst jetzt, da es zu spät war, wie ich gefehlt hatte. O Gott, ich verstehe nicht mit Boris umzugehen und der Grund davon ist meine Eigenliebe. Ich halte mich für besser als ihn, und werde gerade dadurch schlechter als er, denn er ist nachsichtig gegen meine Schwächen, während ich, im Gegentheil, eine Art von Haß gegen ihn fühle. Mein Gott, gieb, daß ich in seiner Anwesenheit mehr auf meine eigenen Fehler achte! Gieb mir Kraft, so zu handeln, daß es auch ihm Nutzen bringen kann! Nach dem Mittagessen schlief ich ein und während ich entschlummerte, hörte ich deutlich eine Stimme, die mir in's linke Ohr sagte: „Dein Tag".

„Dann sah ich mich im Traum von Finsterniß umgeben. Plötzlich war ich von Hunden umringt, zwischen denen ich furchtlos weiter ging. Plötzlich packte mich einer an der linken Hüfte und ließ mich nicht fort. Ich faßte ihn am Halse, aber kaum hatte ich ihn abgeschüttelt, als ein anderer, größerer anfing, mich zu beißen. Ich hob ihn

in die Höhe, und je höher ich ihn hob, um so größer und schwerer wurde er. Endlich kommt der Bruder A., faßt meinen Arm und führt mich fort. Wir kamen zu einem Gebäude, in das man nur über ein schmales Brett gelangen konnte. Ich betrat das Brett, es bog sich und brach, und ich kletterte, so schnell ich konnte, auf einen Plankenzaun, den ich kaum mit den Händen zu erreichen vermochte. Nach großer Anstrengung kam ich so weit, daß meine Füße auf der einen Seite hingen und mein Oberkörper auf der anderen. Dann sah ich mich um und bemerkte, daß Bruder A. am Zaune stand. Er zeigte mir eine lange Allee in einem Garten und an ihrem Ende ein großes, schönes Gebäude . . . und ich erwachte.

„Herr, großer Baumeister der Natur, hilf mir die Hunde — meine Leidenschaften — von mir abzuwehren! auch die letzte, welche alle früheren in sich vereinigt . . . und hilf mir, in jenen Tempel der Tugend zu gelangen, den ich im Traume zu sehen gewürdigt ward!"

Den 19. December.

„Ich hatte einen Traum: mir war, als ob Jossif Alexejewitsch in meinem Hause wäre, und ich mich sehr darüber freute und ihn bewirthen wollte. Aber statt dessen plauderte ich immerfort mit Fremden, bis mir plötzlich einfiel, daß ihm dies mißfallen müßte. Ich wollte zu ihm gehen und ihn umarmen; aber als ich mich ihm näherte, sah ich, daß sein Gesicht sich verwandelte und wieder jung wurde. Er sagte mir etwas aus der Lehre, aber so leise, daß ich es nicht verstand. Darauf gingen wir Alle aus dem Zimmer, und dann war es so wunderlich: wir lagen oder saßen auf dem Fußboden. Er sagte mir wieder etwas und ich — als ob ich mich, auch ohne

daß ich seine Rede verstanden hatte, gerührt zeigen wollte — stellte mir den Zustand meines inneren Menschen vor und die Gnade Gottes, welche mich beschattete, und Thränen flossen mir über die Wangen, und ich freute mich, daß er dies sah. Aber er blickte mich zornig an, sprang auf und unterbrach seine Rede. Ich verlor den Muth und fragte, ob sich seine Worte auf mich bezogen hätten? Er antwortete nicht, machte jedoch ein freundliches Gesicht, und nun befanden wir uns plötzlich in meinem Schlafzimmer, wo ein zweischläfriges Bett stand. Er legte sich auf dessen Rand, und ich fühlte ein glühendes Verlangen, ihn zu liebkosen und mich zu ihm zu legen. Und dann fragte er mich: ‚Sagen Sie aufrichtig, welche unter Ihren Leidenschaften ist die größte? haben Sie sie erkannt? Ich glaube, daß Sie sie kennen!‘ Durch diese Fragen verwirrt, gab ich zur Antwort, daß die Trägheit mein Hauptfehler sei. Mißtrauisch schüttelte er den Kopf, und ich antwortete in noch größerer Verwirrung, daß ich, seinem Rath zufolge, zwar wieder mit meiner Frau zusammen lebe, aber nicht wie ein Ehemann mit seinem Weibe. Darauf antwortete er mir, daß ich meine Frau nicht meiner Zärtlichkeit berauben dürfe, und gab mir zu verstehen, daß mir die Pflicht gebiete, sie zu lieben. Aber ich erwiderte, daß ich mich dessen schäme, und plötzlich war Alles verschwunden. Ich erwachte, und in meiner Erinnerung standen die Worte der heiligen Schrift: ‚Das Leben ward Licht den Menschen und das Licht leuchtet in der Finsterniß und Finsterniß umfasset es nicht.‘ Das Gesicht Jossif Alexejewitsch war jugendlich und heiter. An demselben Tage bekam ich einen Brief von ihm, in welchem er mir über die Pflichten der Ehe schrieb.“

Den 21. Dezember.

„Ich hatte einen Traum, aus dem ich mit bebendem Herzen erwachte. Mir träumte, ich wäre in Moskau, im großen Divanzimmer meines Hauses, und aus dem Salon trat Jossif Aleksejewitsch herein. Es war, als ob ich sogleich erkannt hätte, daß der Proceß der Wiedergeburt mit ihm stattgefunden, und ich stürzte ihm entgegen, um ihn zu umarmen und seine Hände zu küssen. Aber er sagt: ‚Hast Du wohl bemerkt, daß ich ein anderes Gesicht habe?‘ Ich sah ihn an, indem ich ihn in meiner Umarmung festhielt. Ich sehe, daß sein Gesicht jung ist, aber er hat kein Haar auf dem Kopfe, und seine Züge sind ganz verändert. ‚Ich würde Sie doch erkannt haben, wenn ich Sie zufällig getroffen hätte,‘ antworte ich, frage mich jedoch dabei: ‚habe ich die Wahrheit gesagt?‘ Und dann sehe ich plötzlich, daß er starr daliegt wie eine Leiche; aber er kam wieder zu sich und trat mit mir in ein großes Gemach. Dabei hielt er ein großes, geschriebenes Buch — einen Folioband — in den Händen und ich sage: ‚Das habe ich geschrieben.‘ Er antwortete mit einem Kopfnicken. Ich schlug das Buch auf und fand auf allen Seiten schöne Zeichnungen, und ich wußte, daß alle diese Bilder die Liebesgeschichte der Seele mit ihrem himmlischen Bräutigam darstellten. Unter Anderem sah ich das wunderschöne Bild eines Mädchens in einem durchsichtigen Kleide, mit durchsichtigem Körper, das zu den Wolken emporschwebte, und ich wußte, daß dies Mädchen die Verkörperung des hohen Liedes war, und ich hatte das Gefühl, als ob ich Unrecht thäte, es anzusehen, konnte mich aber nicht davon losreißen. Gott, mein Gott, hilf mir! Wenn es Deine Absicht ist, mich zu verlassen, so geschehe Dein Wille . . .

ist es aber um meiner Sünden willen, so lehre mich, was ich thun soll. Wenn Du mich verlässest, muß ich an meinem wüsten Leben zu Grunde gehen!“

XI.

Die Vermögensverhältnisse der Familie Rostow hatten sich im Laufe der zwei Jahre, welche sie auf dem Lande zugebracht, nicht verbessert.

Obwohl Nikolaj, seinen Vorsätzen treu, fortfuhr, in einem der weniger kostspieligen Regimenter zu dienen und verhältnißmäßig wenig Geld verbrauchte, war die Lebensweise in Otradnoje, und vor Allem Mitjenkas Verwaltung, derart, daß die Schuldenlast von Jahr zu Jahr unaufhaltsam wuchs. Das einzige Hilfsmittel, das dem alten Grafen zu Gebote stand, war der Staatsdienst, und er begab sich nach Petersburg, um eine Stelle zu suchen und — wie er sagte — zum letztenmale seinen Mädchen ein Vergnügen zu machen.

Bald nachdem Rostows in Petersburg angekommen waren, hielt Berg um Wjera an und bekam das Jawort.

Obwohl Rostows in Moskau zur besten Gesellschaft gehörten, so wenig sie selbst sich dessen bewußt waren und darüber nachdachten, war ihr Kreis in Petersburg ein gemischter und unbestimmter. Hier waren sie Provinzler, zu welchen sich dieselben Menschen, die in Moskau ohne Weiteres ihre Gastfreundschaft in Anspruch genommen, nicht herabließen.

Rostows lebten in Petersburg ebenso gastfrei, wie in Moskau. Zu ihren Soupers fanden sich die verschiedensten Persönlichkeiten zusammen: Nachbarn von Otradnoje, alte unbemittelte Gutsbesitzer mit ihren Töchtern, eine Hofdame

Fräulein Peronskaja, Pierre Besuchoj und der Sohn eines Bezirkspostmeisters, der in Petersburg diente. Zu Hausfreunden unter den Männern wurden sehr bald Boris, Pierre (den der alte Graf, als er ihm auf der Straße begegnete, in Beschlag nahm und mitschleppte) und Berg, der ganze Tage bei Rostows zubrachte und Gräfin Wjera alle die Aufmerksamkeiten erwies, welche einer beabsichtigten Werbung voran zu gehen pflegen.

Nicht umsonst zeigte Berg überall seine bei Austerlitz verwundete rechte Hand und hielt dabei ganz unnütz seinen Degen in der Linken. Er hatte dies Ereigniß mit solcher Beharrlichkeit und Wichtigkeit geschildert, daß alle Welt von der Größe und Bedeutung seiner That überzeugt war, und daß ihm für Austerlitz zwei Dekorationen zu Theil wurden.

Auch im finnländischen Kriege gelang es ihm, sich auszuzeichnen. Er hob einen Granatsplitter, mit welchem ein Adjutant neben dem Oberbefehlshaber getödtet wurde, vom Boden auf und überreichte ihn dem Chef. Und wie nach Austerlitz, erzählte er so lange und beharrlich auch von dieser Begebenheit, daß wieder alle Welt zu dem Glauben kam, er hätte etwas Bedeutendes geleistet, und daß er für den finnländischen Krieg abermals zwei Dekorationen erhielt. Im Jahre 1809 war er Garde-Hauptmann, Inhaber mehrerer Orden und erfreute sich in Petersburg einer gewissen angesehenen Stellung.

Es gab zwar einige Ungläubige, welche lächelten, wenn auf Bergs Verdienste die Rede kam; aber es ließ sich nicht leugnen, daß er ein tüchtiger und tapferer Offizier und sittenstrenger junger Mann war, sich der guten Meinung seiner Vorgesetzten erfreute, Aussicht auf eine glänzende

Carrière hatte und eine feste Stellung in der Gesellschaft einnahm.

Vier Jahre früher, als Berg eines Abends im Parterre des Moskauer Theaters einen deutschen Kameraden traf, zeigte er ihm Wjera Rostow, sagte ihm auf deutsch: „Das soll meine Frau werden", und von diesem Augenblicke an war er entschlossen, sie zu heirathen. Jetzt nachdem er die Verhältnisse der Familie Rostow und seine eigenen nochmals überlegt, war er der Meinung, daß die rechte Zeit gekommen sei, und so machte er seinen Antrag.

Anfangs wurde die Werbung Bergs mit einer eben nicht schmeichelhaften Verwunderung aufgenommen. Man fand es gewagt, daß der Sohn eines unbedeutenden livländischen Edelmanns der Gräfin Rostow einen Antrag machte. Aber der Hauptcharakterzug Bergs war eine so gutmüthige, naive Eigenliebe, daß Rostows, weil Berg selbst so fest davon überzeugt war, es sei ein Glück, unwillkürlich auch zu der Ueberzeugung kamen, daß es wohl ein Glück, ja ein großes Glück sein müsse. Außerdem waren die Verhältnisse der Rostows — was der Bewerber freilich nicht wissen mochte — sehr zerrüttet, und endlich, der Hauptgrund, Wjera war bereits vierundzwanzig Jahre alt, war viel in der Gesellschaft gesehen worden, und noch hatte sich kein Bewerber für sie gefunden, obwohl sie ohne alle Frage schön und verständig war. So wurde denn die Einwilligung gegeben.

Da sehen Sie, sagte Berg zu seinem Kameraden, den er Freund nannte, weil er wußte, daß alle Menschen Freunde haben, da sehen Sie, ich habe Alles wohl überlegt. Ohne Ueberlegung, und wenn es aus irgend einem Grunde unvortheilhaft gewesen wäre, würde ich nie geheirathet haben. So aber! Meine Eltern, denen ich die Pachtung

in den Ostsee-Provinzen verschafft habe, sind versorgt, und ich kann mit meinem Gehalt, dem Vermögen meiner Braut und meiner Ordnung in allen Dingen sehr gut in Petersburg leben. Ich heirathe nicht des Geldes wegen, das finde ich unwürdig! Aber die Frau muß das Ihrige mitbringen, und der Mann das Seinige. Ich habe meinen Dienst; sie hat Verbindungen und ein kleines Vermögen. In unserer Zeit ist das von Bedeutung, nicht wahr? . . . Die Hauptsache bleibt doch, daß sie ein schönes, achtungswerthes Mädchen ist und mich liebt . . .

Berg erröthete und lächelte.

Und ich liebe sie ebenfalls, fuhr er fort, weil sie von verständigem Charakter und sehr gut ist. Die andere Schwester ist ganz anders . . . sie hat keinen guten Charakter, auch nicht den Verstand meiner Braut und ist . . . wissen Sie, nicht sehr liebenswürdig . . . Aber meine Braut! . . . Nun Sie werden bei uns . . . „Mittag essen", wollte Berg sagen, besann sich aber und sagte „Thee trinken", und ließ dabei einen zierlichen Rauchring, gleichsam als Symbol seiner Glücksträume, aufsteigen.

Nach dem ersten Gefühl des Erstaunens, welches der Antrag Bergs bei den Eltern hervorrief, stellte sich in der Familie die in solchen Fällen gewöhnliche freudige, festliche Stimmung ein. Aber die Freude kam nicht von Herzen, sondern war mehr äußerlich, und in die Verwunderung über diese Heirath mischte sich eine gewisse Verlegenheit und Beschämung darüber, daß sie Wjera so wenig liebten und sie jetzt so gern fortgaben. Am unbehaglichsten fühlte sich der alte Graf, der wahrscheinlich nicht im Stande gewesen wäre, zu sagen, was ihn quälte — es waren seine Geldangelegenheiten. Er wußte wirklich nicht, was er besaß, wie

viel Schulden er hatte, und was er im Stande sein würde, Wjera mitzugeben. Als die Töchter zur Welt kamen, wurden jeder dreihundert Seelen zur Mitgift bestimmt; aber eins der Dörfer war bereits verkauft, die anderen waren versetzt, und der Graf hatte die rechte Zeit zur Einlösung verpaßt, so daß sie ebenfalls verkauft werden sollten. Wjera den für sie bestimmten Grundbesitz zu geben war somit unmöglich, und baares Geld war ebensowenig vorhanden.

Berg war schon über vier Wochen verlobt, in acht Tagen sollte die Hochzeit sein, und der Graf hatte noch immer nichts über die Mitgift beschlossen, auch nicht mit seiner Frau davon gesprochen. Bald wollte er für Wjera ein Stück von dem Rjasanschen Gute abtrennen, bald einen Wald für sie verkaufen, bald auf Wechsel Geld borgen.

Einige Tage vor der Hochzeit trat Berg eines Morgens in das Kabinet des Grafen und bat den künftigen Schwiegervater mit höflichem Lächeln, ihm zu sagen, welche Mitgift Gräfin Wjera bekäme. Der Graf gerieth bei dieser längst erwarteten Frage in solche Verlegenheit, daß er, ohne sich zu besinnen, antwortete, was ihm in den Sinn kam.

Es gefällt mir, daß Du so vorsichtig bist, es gefällt mir — Du wirst zufrieden sein! sagte er, indem er aufstand und Berg auf die Schulter klopfte, mit dem stillen Wunsche, das Gespräch abzubrechen. Aber Berg erklärte freundlich lächelnd, daß er, wenn er nicht genau erführe, was Wjera als Mitgift bekäme und nicht — wenn auch nur einen Theil des ihr Bestimmten zum Voraus erhalte — sich gezwungen sehen würde, zurückzutreten.

Bedenken Sie doch, Graf, wenn ich mir erlaubte zu heirathen und nicht die nöthigen Mittel besäße meine Frau zu erhalten, so wäre das eine unehrenhafte Handlungsweise ...

Das Ende der Unterredung war, daß der Graf, der großmüthig zu sein und sich keinen neuen Forderungen auszusetzen wünschte, einen Wechsel von achtzigtausend Rubel zu geben versprach. Berg lächelte fein, küßte den Grafen auf die Schulter und sagte, daß er sehr dankbar wäre, sich aber nicht für sein neues Leben einrichten könne, wenn er nicht dreißigtausend Rubel baar bekäme.

Oder wenigstens zwanzigtausend, fügte er hinzu, und dann nur einen Wechsel auf sechzigtausend.

Ja, ja, gut! fiel ihm der Graf in's Wort. Aber entschuldige nur, lieber Freund, die zwanzigtausend Rubel werde ich Dir geben, außerdem einen Wechsel auf achtzigtausend. So, küsse mich!

XII.

Natascha war nun sechszehn Jahre alt, und mit dem Jahre 1809 war der Zeitpunkt herangekommen, den sie vier Jahre früher, an den Fingern abzählend, Boris mit einem Kusse festgesetzt hatte. Sie hatte ihn seit dieser Zeit nie wieder gesehen, und zu Ssonja und der Mutter pflegte sie, wenn die Rede von ihm war, unumwunden und entschieden zu sagen, daß Alles, was früher zwischen ihnen vorgegangen, eine Kinderei gewesen, von der zu sprechen nicht der Mühe verlohne und die lange vergessen sei. In der geheimsten Tiefe ihrer Seele quälte sie jedoch die Frage, ob ihr Uebereinkommen mit Boris ein Scherz oder ein bindendes Gelöbniß gewesen.

Boris hatte Rostows, seit er 1805 von Moskau zur Armee ging, nicht wieder gesehen. Er war zwar einigemal in Moskau und in der Nähe von Otradnoje gewesen, hatte aber seine alten Freunde nicht aufgesucht.

Nataſcha kam zuweilen auf den Gedanken, daß er ſie nicht ſehen wolle, und dieſe Vermuthung wurde durch den traurigen Ton beſtätigt, in dem die Eltern von ihm ſprachen.

In unſeren Tagen erinnert man ſich nicht der alten Freunde, ſagte die Gräfin, wenn von Boris die Rede war.

Anna Michajlowna, die ſich jetzt weniger bei Roſtows aufhielt, benahm ſich zurückhaltend und ſprach mit Entzücken von den Eigenſchaften ihres Sohnes und von der glänzenden Carrière, die ſich ihm eröffnet hatte.

Als Roſtows nach Petersburg kamen, machte ihnen Boris einen Beſuch.

Nicht ohne Aufregung fuhr er hin. Nataſcha war die poetiſcheſte Erinnerung ſeines Lebens, aber er war feſt entſchloſſen, ihr und ihren Eltern zu verſtehen zu geben, daß die kindlichen Beziehungen zwiſchen ihm und dem jungen Mädchen weder für ſie noch für ihn bindend ſein könnten. Dank ſeiner Intimität mit der Gräfin Besuchoj, erfreute er ſich einer glänzenden Stellung in der Geſellſchaft. Dank der Protektion einer einflußreichen Perſönlichkeit, deren volles Vertrauen er beſaß, hatte er eine ebenſo glänzende Stellung im Dienſt und machte auf eine der reichſten Erbinnen in Petersburg Heirathspläne, die leicht in Erfüllung gehen konnten.

Als Boris den Salon der Roſtows betrat, war Nataſcha in ihrem Zimmer, aber ſobald ſie von ſeiner Ankunft hörte, kam ſie erröthend und mit mehr als freundlich-ſtrahlendem Lächeln herbeigelaufen.

Boris erinnerte ſich der Nataſcha im kurzen Kleidchen, mit den ſchwarzen, glänzenden Augen unter dem Lockenhaar, und dem lauten, kindiſchen Lachen, die er vier Jahre zuvor gekannt; als nun eine ganz Andere eintrat, kam er in Ver-

legenheit, und sein Gesicht verrieth ein bewunderndes Erstaunen, das Natascha erfreute.

Wie, erkennst Du Deine Freundin und Spielgefährtin? fragte die Gräfin. Boris küßte Natascha die Hand und sagte, daß er die Veränderung bewundere, die mit ihr vorgegangen.

Wie schön Sie geworden sind! fügte er hinzu.

Ja, natürlich! sagten Nataschas lachende Augen und laut fragte sie: Und Papa, ist er älter geworden? Darauf setzte sie sich, und ohne an dem Gespräch zwischen Boris und der Mutter theilzunehmen, betrachtete sie ihren Kindheits-Bräutigam bis in jede Einzelheit. Er fühlte ihren freundlichen, eindringlichen Blick schwer auf sich ruhen und sah sie nur hin und wieder an.

Uniform, Sporen, Halsbinde und Haartracht des jungen Mannes waren durchaus modern und comme-il-faut, das sah Natascha auf den ersten Blick. Er saß etwas seitwärts gewandt auf dem Lehnstuhl neben der Gräfin, und indem er mit der rechten Hand den anschließenden Handschuh glattzog, sprach er mit dem feinsten Lächeln über die Vergnügungen der höheren Petersburger Gesellschaft, erinnerte mit leisem Spott an die früheren Moskauer Zeiten und Moskauer Bekannten, und es war — wie Natascha fühlte — durchaus nicht zufällig, daß er bei Erwähnung der höchsten Aristokratie von dem Balle bei dem Gesandten sprach, auf welchem er gewesen, und daß er von den Einladungen zu N. N. und S. S. erzählte.

Natascha blieb die ganze Zeit schweigend sitzen und sah Boris von unten herauf an. Dieser Blick beunruhigte ihn mehr und mehr, und brachte ihn in Verlegenheit. Er fing an, sich öfter nach Natascha umzusehen, stockte im

Gespräch und stand nach zehn Minuten auf, sich zu empfehlen ... aber noch immer sahen ihn dieselben neugierigen, herausfordernden, etwas spöttischen Augen an.

Nach diesem ersten Besuch sagte sich Boris, daß Natascha noch eben so anziehend für ihn sei wie früher, daß er sich aber diesem Eindruck nicht hingeben dürfe, weil die Heirath mit einem Mädchen fast ohne Vermögen seine Carrière vernichten würde, während die Erneuerung des früheren Verhältnisses ohne die Absicht einer Heirath unehrenhaft wäre. Boris beschloß daher, das Zusammentreffen mit Natascha zu vermeiden; trotz dieses Entschlusses kam er jedoch nach einigen Tagen wieder, fing an öfter zu kommen und ganze Tage bei Rostows zu verbringen. Es schien ihm nothwendig, sich mit Natascha auseinanderzusetzen, ihr zu sagen, daß alles Alte vergessen werden müsse, weil sie — da er kein Vermögen hätte und man sie ihm nicht geben würde — niemals seine Frau werden könnte. Aber es kam nicht zu dieser Erklärung, und es war nicht leicht, sie herbeizuführen. Boris verstrickte sich täglich mehr, und nach den Beobachtungen Ssonjas und der Mutter schien Natascha wie früher in ihn verliebt zu sein. Sie sang ihm seine Lieblingslieder vor, zeigte ihm ihr Album, ließ ihn hineinschreiben, erlaubte ihm nicht, das Vergangene zu erwähnen, indem sie zu verstehen gab, wie schön die Gegenwart wäre. So kam und ging er Tag für Tag wie im Nebel, ohne zu sagen, was er wollte, ohne zu wissen, was er beabsichtigte und weswegen er kam und wie es enden sollte. Seine Besuche bei Helène hörten auf; er bekam täglich vorwurfsvolle Billets von ihr, verbrachte aber trotzdem ganze Tage bei Rostows.

XIII.

Eines Abends, als die alte Gräfin seufzend und stöhnend, im Nachtkleide, ohne ihre falschen Locken und nur mit einer weißen Perkalhaube auf den dürftigen Haaren ihr Abendgebet verrichtend, mit der Stirn auf dem Fußteppich lag, knarrte ihre Thür, und mit Pantoffeln an den nackten Füßen, ebenfalls im Nachtjäckchen und mit Papilloten in den Haaren, kam Natascha hereingelaufen.

Die Gräfin sah sich um und runzelte die Stirn. Sie las ihr letztes Gebet: „so soll mir einst dies Bett zur Todtenbahre werden," zu Ende, aber ihre Andacht war gestört.

Natascha, die roth und aufgeregt herein kam, blieb, als sie die Mutter beten sah, plötzlich stehen, duckte sich, streckte die Zunge heraus, und drohte sich selbst. Als sie merkte, daß die Mutter zu beten fortfuhr, näherte sie sich dem Bette auf den Zehen, indem sie rasch mit einem Füßchen vor dem anderen hinglitt, warf die Pantoffeln ab und sprang auf das Lager, von dem die Gräfin befürchtete, daß es einst ihre Todtenbahre werden könnte. Es war ein hohes Federbett mit fünf immer kleiner werdenden Kissen. Natascha sprang hinauf und tauchte darin nieder, drückte sich an die Wand und fing unter der Decke an bald sich zu strecken, bald die Knie bis an's Kinn hinauf zu ziehen, bald kaum hörbar lachend mit den Füßen zu stampfen, bald den Kopf zuzudecken und dann wieder nach der Mutter hinüber zu sehen. Die Gräfin beendigte ihr Gebet und näherte sich dem Bett mit strenger Miene; als sie aber sah, daß Natascha die Decke über den Kopf gezogen hatte, lächelte sie in ihrer gutmüthigen leichten Weise.

Nun, nun, nun, sagte die Mutter.

Mama, darf ich mit Dir plaudern? ... Ja? fragte Nataſcha. Laſſe Dich küſſen ... auf das Herzgrübchen, einmal, noch einmal und dann genug! und ſie umfaßte den Hals der Mutter und küßte ſie unter das Kinn.

Obwohl Nataſcha im Verkehr mit der Mutter ſcheinbar eine gewiſſe Rückſichtsloſigkeit des Benehmens zeigte, war ſie doch ſo zart und gewandt, daß, wie ſie die Gräfin auch anfaſſen mochte, es immer ſo geſchah, daß es ihr weder weh thun, noch unbehaglich oder unbequem ſein konnte.

Nun, was giebt's heute? fragte die Mutter, nachdem ſie ſich's auf dem Kiſſen bequem gemacht und gewartet hatte, bis Nataſcha ſich zweimal umgedreht und ſich dann mit ausgeſtreckten Armen unter die Decke legte und eine ernſte Miene annahm.

Dieſe nächtlichen Beſuche Nataſchas, die vor der Rückkehr des Grafen aus dem Klub gemacht zu werden pflegten, gehörten zu den liebſten Genüſſen der Mutter und der Tochter.

Was giebt's alſo heute? ... Ich muß Dir ſagen ...

Nataſcha legte der Mutter die Hand auf den Mund.

Boris ... Ich weiß, ſagte ſie ernſt; ich bin deshalb hergekommen. Sagen Sie nichts ... ich weiß ſchon! ... Nein, ſagen Sie ... ſie nahm die Hand weg; ſagen Sie, Mama, iſt er nicht ſehr nett?

Nataſcha, Du biſt ſechzehn Jahre alt; in Deinem Alter war ich ſchon verheirathet. Du ſagſt, Boris iſt nett ... er iſt ſehr nett und ich habe ihn lieb, wie einen Sohn ... Aber was willſt Du eigentlich? ... was denkſt Du? ... Du haſt ihm völlig den Kopf verdreht, das ſehe ich.

Bei diesen Worten sah sich die Gräfin nach der Tochter um. Sie lag gerade ausgestreckt und blickte unbeweglich auf eine der aus rothem Holz geschnitzten Sphynxe, welche die Bettpfosten bildeten, so daß die Mutter nur ihr Profil sah. Nataschas Gesicht überraschte die Gräfin durch seinen ungewöhnlichen Ernst und seinen Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit.

Natascha hörte zu und überlegte.

Nun also, was? fuhr die Gräfin fort. Du hast ihm den Kopf verdreht . . . Wozu, was willst Du von ihm? Du weißt, daß Du ihn nicht heirathen kannst.

Warum nicht? fragte Natascha, ohne ihre Lage zu ändern.

Weil er zu jung ist . . . weil Du mit ihm verwandt bist . . . weil Du ihn nicht liebst.

Woher wissen Sie das?

Ich weiß es . . . es ist nicht gut, mein Herzchen.

Aber wenn ich will! sagte Natascha.

Lasse den Unsinn! antwortete die Gräfin.

Aber wenn ich will!

Natascha, ich spreche ernsthaft . . .

Das junge Mädchen ließ ihr nicht Zeit, weiter zu reden; sie nahm die große Hand der Gräfin, küßte sie erst von außen, dann in die Handfläche, drehte sich wieder um, küßte abwechselnd die Knöchel und die Grübchen zwischen ihnen und flüsterte dabei vor sich hin:

Januar, Februar, März, April, Mai . . . sprechen Sie doch, Mama! warum schweigen Sie? sagte sie dann und sah sich nach der Mutter um, die mit freundlichem Blick auf die Tochter schaute und über dieser Betrachtung Alles zu vergessen schien, was sie sagen wollte.

Es geht nicht, mein Seelchen! fing sie jetzt wieder an. Nicht Alle werden Euer kindliches Verhältniß richtig beurtheilen, und Dich so vertraut mit ihm zu sehen, kann Dir in den Augen anderer junger Leute, die zu uns kommen, schaden ... und was die Hauptsache ist, er selbst wird nutzlos gequält. Er hätte vielleicht eine für ihn passende, reiche Partie gefunden und jetzt wird er verrückt.

Verrückt? wiederholte Nataſcha.

Ich will Dir von mir erzählen ... Ich hatte einen Vetter ...

Ich weiß, Kyrill Matwjeitsch; der ist ja so alt!

Aber er war nicht immer alt. Weißt Du was, Nataſcha, ich werde mit Boris sprechen; er soll nicht mehr so oft kommen.

Warum aber nicht, wenn er gern kommt?

Weil ich weiß, daß es zu nichts führen kann.

Woher wissen Sie das? Nein, Mama, sagen Sie das nicht? Was für ein Unsinn! rief Nataſcha mit dem Ton eines Menschen, dem man sein Eigenthum nehmen will. Wenn ich ihn auch nicht heirathe, so mag er doch kommen, wenn es ihm und mir Vergnügen macht ...

Nataſcha sah die Mutter lächelnd an.

Wenn ich ihn auch nicht heirathe ... nur so! wiederholte sie.

Wie meinst Du das, mein Kind?

Nur so! ... was liegt daran, wenn ich ihn nicht heirathe ... nur so!

So! so! wiederholte die Gräfin, und ihr ganzer Körper wurde von einem seltenen, herzlichen, greisenhaften Lachen erschüttert.

Hören Sie auf zu lachen, rief Nataſcha, hören Sie auf, das ganze Bett zittert ... Sie ſind gerade ſo wie ich, gerade eine ſolche Lachtaube, wie ich ... warten Sie! Dabei ergriff ſie die beiden Hände der Gräfin und küßte ſie wieder auf den Knöchel des kleinen Fingers — Juni — dann küßte ſie weiter — Juli, Auguſt — auf der andern Hand. — Mama, iſt er ſehr in mich verliebt? ... Was meinen Sie? War Jemand in Sie ſo verliebt? ... Und er iſt doch ſehr, ſehr nett ... nur nicht ganz nach meinem Geſchmack. Er iſt ſo ſchmal wie eine Wanduhr und ... Verſtehen Sie mich! ſchmal, wiſſen Sie, und aſchblond, hell ...

Was ſchwatzeſt Du da? fragte die Gräfin.

Verſtehen Sie denn nicht? fuhr Nataſcha fort. Nikolaj würde mich verſtehen ... Besuchoj, der iſt dunkelblau und roth und viereckig ...

Mit dem kokettirſt Du auch! ſagte lächelnd die Gräfin.

Nein, er iſt ein Freimaurer, das habe ich erfahren. Er iſt ein braver Menſch, dunkelblau mit roth ... wie ſoll ich Ihnen das erklären? ...

Liebe Gräfin, hörte man die Stimme des Grafen an der Thür. Schläfſt Du?

Nataſcha ſprang auf, nahm die Pantoffeln in die Hände und lief barfuß davon.

Sie konnte lange nicht einſchlafen und mußte immer wieder darüber nachdenken, daß Niemand verſtand, was ſie meinte und was in ihr vorging.

„Sſonja?“ fragte ſie ſich ſelbſt, indem ſie auf die Schlafende blickte, die wie ein zuſammengeringeltes Kätzchen mit ihrer dicken Flechte dalag. Nein, ſie auch nicht ... ſie iſt zu tugendhaft. Sie hat ſich in Nikolenka verliebt,

und weiter will sie nichts wissen. Mama versteht es auch nicht. Merkwürdig, wie klug ich bin und wie ... reizend sie ist, fuhr sie fort, indem sie von sich selbst in der dritten Person sprach und sich vorstellte, daß ein sehr kluger, der klügste und beste Mann das von ihr sagte. Alles, Alles ist ihr zu Theil geworden, fuhr dieser Mann fort. Sie ist außerordentlich klug, liebenswürdig, schön ... ungewöhnlich schön, graziös und gewandt. Sie schwimmt und reitet ausgezeichnet . . . und die Stimme! eine wunderbare Stimme, kann man sagen! ... Natascha sang ihre Lieblingsmelodie aus einer Cherubinischen Oper, warf sich auf's Bett, lachte in frohen Gedanken, und überzeugt, daß sie nun gleich einschlafen würde, rief sie Dunjascha, damit sie das Licht lösche. Und Dunjascha hatte auch das Zimmer noch nicht verlassen, als Natascha schon in die andere, noch glücklichere Welt der Träume überging, wo Alles ebenso leicht und schön war, als in der Wirklichkeit, aber noch besser, weil es anders erschien.

* * *

Am folgenden Tage ließ die Gräfin Boris in ihr Zimmer kommen und sprach mit ihm; von dieser Stunde an hörte er auf, Rostows zu besuchen.

XIV.

Am letzten December, dem Vorabend des Neujahrstages von 1810, sollte bei einem Magnaten aus den Zeiten der Kaiserin Katharina ein Ball stattfinden, zu dem der Kaiser und das gesammte diplomatische Corps erwartet wurden.

Auf dem Englischen Quai strahlte das mit unzähligen Lichtern illuminirte, bekannte Haus des Großwürden-

trägers. An der beleuchteten, mit rothem Tuch belegten Auffahrt stand Polizei, nicht nur Gensdarmen, sondern der Polizeimeister selbst mit einer Anzahl von Polizeioffizieren. Die Wagen fuhren vor und wieder ab, und immer neue Equipagen mit Dienern in glänzenden Livreen und Federhüten erschienen; und aus den Wagen stiegen Männer in Uniformen, mit Ordenssternen und Bändern, und Frauen in Atlas und Hermelin. Vorsichtig traten sie auf die geräuschvoll herunter gelassenen Wagentritte und gingen schnell über die Decken der Freitreppe in's Haus hinein.

Fast jedesmal, wenn ein neuer Wagen heranrollte, flog ein Geflüster durch die Menge, und die Mützen flogen von den Köpfen.

Der Kaiser? . . . Nein der Minister . . . der Prinz . . . der Gesandte . . . siehst Du die Federn? wurde in der Menge gefragt und geantwortet. Einer in der Menge, der besser gekleidet war als die Anderen, schien alle Welt zu kennen und nannte die Namen der einflußreichsten und vornehmsten Männer der Zeit.

Schon war ein Drittel der Gäste zum Balle versammelt. Bei Rostows aber, die ebenfalls eine Einladung erhalten, waren Alle noch mit dem Ankleiden beschäftigt.

Dieser Ball hatte bei Rostows zu vielen Erörterungen und Vorbereitungen Anlaß gegeben. Erst tauchte die Befürchtung auf, daß die Einladung vielleicht ausbleiben könnte; dann, daß die Kleider nicht fertig würden und endlich, daß dies und jenes nicht sein möchte, wie es sollte.

In Rostows Gesellschaft wollte Maria Ignatjewna Peronskaja, eine Freundin und Verwandte der Gräfin, zu

dem Balle gehen. Das hagere, gelbe Fräulein war Hofdame des alten Hofes und diente den Provinzlern Rostow als Führerin in der höheren Petersburger Gesellschaft.

Um zehn Uhr Abends wollten Rostows die alte Hofdame vom Taurischen Garten abholen; aber es fehlten nur noch fünf Minuten an dieser Zeit, und die jungen Mädchen waren noch nicht fertig.

Es war Nataschas erster großer Ball. Sie war um acht Uhr Morgens aufgestanden und blieb den ganzen Tag in fieberhafter Aufregung und Thätigkeit. Alle ihre Kräfte waren von früh an darauf gerichtet, daß sie Alle: sie selbst, Mama, Ssonja, auf's Beste gekleidet wären; Ssonja und die Gräfin hatten sich ganz Nataschas Händen überantwortet. Die Gräfin sollte ein Massaca-Sammetkleid tragen, die jungen Mädchen weiße Florkleider auf rosa Unterkleidern und Rosen am Mieder; die Haare sollten griechisch frisirt sein.

Alles Wesentliche war fertig; Füße, Hände, Arme und Hals waren sorgfältig ballmäßig gewaschen, parfümirt und gepudert. Schon waren die durchbrochenen seidenen Strümpfe und weiße Atlasschuhe mit Bandrosetten angezogen; die Coiffuren waren beinahe vollendet; Ssonja legte die letzte Hand an ihren Anzug, ebenso die Gräfin. Nur Natascha, die sich um Alle gekümmert hatte, war zurückgeblieben; sie saß noch mit dem Pudermantel auf den mageren Schultern vor dem Spiegel, während Ssonja fertig angezogen im Zimmer stand und mit einer Anstrengung, daß ihr die zierlichen Finger wehe thaten, die letzte Nadel in die knirschende Schärpe steckte.

Nicht so, nicht so, Ssonja! rief Natascha, indem sie den Kopf während des Frisirens umdrehte und mit den Händen

in's Haar fuhr, das das Kammermädchen nicht gleich losgelassen hatte. Nicht so die Schärpe stecken ... komm' her!

Ssonja kauerte sich nieder, und Nataſcha steckte ihr die Schärpe anders.

Erlauben Sie, gnädiges Fräulein, so geht es nicht! sagte die Kammerfrau, die Nataschas Haar hielt.

Mein Gott, ja ... ich halte schon still! So, Ssonja!

Seid Ihr bald fertig? hörte man die Stimme der Gräfin. Es ist zehn Uhr.

Gleich, gleich! Sind Sie schon fertig, Mama?

Ich habe nur noch die Toque aufzustecken.

Nicht ohne mich, Mama! rief Natascha, Sie verstehen das nicht!

Es ist aber schon zehn Uhr.

Es war verabredet, daß man um halb Elf auf dem Balle sein wollte, und Natascha mußte sich noch ankleiden und dann sollte noch im Taurischen Garten vorgefahren werden.

Nachdem Nataschas Haar geordnet war, lief sie im kurzen Unterröckchen, unter dem die Ballschuhe sichtbar wurden, und in einer Jacke der Mutter erst zu Ssonja, betrachtete sie von allen Seiten, eilte zu der Gräfin, befestigte, indem sie ihren Kopf hin- und herdrehte, die Toque, küßte sie schnell auf das graue Haar und lief wieder zu den Kammermädchen, die noch an ihrem Kleide nähten.

Nataschas Unterrock war zu lang; zwei der Mädchen machten ihn kürzer, wobei sie eilig die Fäden abbissen, während eine dritte, mit Stecknadeln im Munde, von der Gräfin zu Ssonja lief. Die vierte hielt das Florkleid Nataschas in den hocherhobenen Händen.

Mawruscha, mein Täubchen, beeile Dich!

Geben Sie mir den Fingerhut von dort herüber, gnädiges Fräulein.

Werdet Ihr bald fertig sein? fragte der Graf vor der Thür. Da habt Ihr Parfum. Die Peronskaja wartet schon . . .

Fertig, Fräulein! sagte das Kammermädchen, indem sie das aufgenähte Florkleid mit zwei Fingern in die Höhe hob, anblies und schüttelte, wodurch sie die Leichtigkeit des Kleides bezeichnen wollte.

Natascha zog das Kleid an.

Gleich, gleich! . . . komm' jetzt nicht herein, Papa! rief sie unter dem Flor des Kleides, der ihr Gesicht bedeckte, dem Vater zu, als er die Thür zu öffnen versuchte. Ssonja drückte sie wieder in's Schloß.

Eine Minute später ließ man den Grafen ein. Er trug einen blauen Frack, Strümpfe und Schuhe und war sorgfältig parfümirt und pomadisirt.

Ach, Papa, wie hübsch Sie sind! reizend! rief Natascha, die mitten im Zimmer stand und die Falten des Florkleides ordnete.

Erlauben Sie, gnädiges Fräulein, erlauben Sie! sagte das Kammermädchen, das auf den Knien liegend das Kleid zurechtzog und die Stecknadeln, die sie im Munde hatte, mit der Zunge von einer Seite auf die andere schob.

Du magst sagen, was Du willst, rief Ssonja mit verzweiflungsvoller Stimme, nachdem sie Natascha besehen hatte, das Kleid ist noch immer zu lang!

Bei Gott, Fräulein, es ist nicht zu lang! versicherte Mawruscha, welche auf dem Fußboden hinter ihrer jungen Herrin herrutschte.

Gut, wenn es zu lang ist, nähen wir es um . . . in einer Minute ist's geschehen, sagte die energische Dunjascha, indem sie eine Nähnadel aus ihrem Busentuche zog, und sich, am Fußboden sitzend, wieder an die Arbeit machte,

In diesem Augenblicke kam die Gräfin in Toque und Sammetkleid mit leisen, schüchternen Schritten herein.

O, meine Schöne! rief der Graf. Sie ist schöner als Ihr Alle. Er wollte sie umarmen; aber erröthend wich sie zurück, um nicht zerdrückt zu werden.

Mama, die Toque muß mehr auf die Seite, sagte Natascha; ich werde sie anders stecken. Dabei bog sie sich vorwärts, und die Mägde, die nicht Zeit hatten, der Bewegung zu folgen, rissen ein Stück des Florsaums ab.

Ach Gott, was ist das! . . . Ich bin wahrhaftig nicht schuld!

Schadet nichts! wir säumen es wieder . . . es ist nicht zu sehen, sagte Dunjascha.

Meine Schönheit, mein Königskind! rief die eintretende Wärterin schon vor der Thür. Und Ssonjuscha! . . . Ei, die Schönen!

Um ein Viertel auf Elf setzten sich endlich Alle in den Wagen und fuhren fort; aber sie mußten erst noch nach dem Taurischen Garten.

Fräulein Peronskaja war fertig. Trotz ihres Alters und ihrer Häßlichkeit hatte sie dieselben Umstände gemacht, wie Rostows, wenn auch mit weniger Unruhe (für sie war es ein gewöhnliches Ereigniß). Aber auch ihr alter, unschöner Körper war gewaschen, parfumirt und gepudert, ganz ebenso sorgfältig selbst hinter den Ohren gesäubert, und eben so wie bei Rostows bewunderte die alte Kammerfrau voll

Entzücken den Staat ihrer Herrin, als diese im gelben Kleide, mit der Chiffre der Hofdame in den Salon trat.

Fräulein Peronskaja lobte die Toiletten der Rostowschen Damen; diese lobten den Geschmack und den Anzug des alten Hoffräuleins, und Haar und Kleider sorgfältig schützend, vertheilten sie sich in den Wagen und fuhren.

XV.

Vom frühen Morgen an hatte Natascha keinen Augenblick Zeit gehabt, an das zu denken, was ihr bevorstand. In der feuchten, kalten Luft, dem Dämmerlicht und der Enge des schaukelnden Wagens sah sie zum ersten Male lebhaft vor sich, was sie auf dem Balle, in den erleuchteten Sälen, zu erwarten hatte: Musik, Blumen, Tänze, den Kaiser, die glänzende Jugend Petersburgs. Das Alles war so schön, daß sie kaum daran glauben konnte, und es entsprach so wenig dem Eindruck ihrer jetzigen Umgebung, der Enge, Kälte und Dunkelheit des Wagens, daß sie erst zum Bewußtsein der bevorstehenden Freuden kam, als sie über das rothe Tuch der Freitreppe in das Vorhaus trat, den Pelz abwarf und neben Ssonja, vor der Mutter hergehend, zwischen Blumen die erleuchtete Treppe hinaufstieg. Hier erst dachte sie daran, wie sie sich auf dem Balle benehmen solle, und suchte jene stolze Haltung anzunehmen, die sie für eine junge Dame für nothwendig hielt. Aber zu ihrem Glücke begannen ihre Augen umher zu irren, sie sah nichts deutlich, ihr Puls gab hundert Schläge in der Minute, und ihr Herz fing heftig an zu klopfen. Sie konnte die Haltung, die sie lächerlich gemacht haben würde, nicht annehmen, ging halb todt vor Auf-

regung weiter und suchte wiederum mit allen Kräften diese Aufregung zu verbergen; gerade dies aber gab ihr die Haltung, die am besten für sie paßte. Vor und hinter Rostows gingen leise mit einander sprechende Gäste im Ballkostüm, und die Spiegel der Treppe zeigten die Gestalten der Damen in weißen, blauen und rosa Kleidern, mit Brillanten und Perlen an Hals und Armen.

Natascha sah in die Spiegel, aber in den darin erscheinenden Bildern konnte sie sich von den Andern nicht unterscheiden; Alles vereinigte sich zu einer glänzenden Procession. Am Eingang des ersten Saales wurde sie durch das eintönige Stimmengewirr, das Kommen und Gehen, den Austausch von Höflichkeiten wie betäubt, und Licht und Farbenglanz verblendeten sie noch mehr. Der Wirth und die Wirthin, welche schon seit einer halben Stunde am Eingange standen und jeden Eintretenden mit den Worten: „Wir sind erfreut Sie zu sehen" begrüßten, empfingen auch Rostows und Fräulein Peronskaja in derselben Weise. Zwei junge Mädchen in weißen Kleidern mit Rosen in den schwarzen Haaren, knixten Beide auf dieselbe Art; aber unwillkürlich verweilte der Blick der Wirthin länger auf der schlanken Natascha; sie sah sie an und lächelte ihr besonders zu. Vielleicht erinnerte sich die Dame bei Nataschas Anblick an ihre eigene, goldene, unwiderbringlich verschwundene Jugendzeit und ihren ersten Ball. Auch der Hausherr folgte Natascha mit den Augen und fragte den Grafen: welches von den beiden jungen Mädchen seine Tochter wäre.

Entzückend! sagte er dann, indem er die Spitzen seiner Finger küßte.

Im Saale standen die Gäste, weil der Kaiser erwartet

wurde, an der Eingangsthür zusammengedrängt. Die Gräfin stellte sich in die ersten Reihen dieser Schaar. Nataschа hörte und fühlte, daß einige der Umstehenden nach ihr fragten und sie ansahen; sie fühlte auch, daß sie denen, welche sie beachteten, gefiel, und dies Bewußtsein gab ihr einige Ruhe wieder.

„Es sind Viele hier unseres gleichen, und auch manche, die unter uns stehen,“ sagte sie zu sich selbst.

Fräulein Peronskaja nannte der Gräfin die vornehmsten Persönlichkeiten unter den Gästen.

Das ist der holländische Gesandte, sehen Sie, der Greis, sagte die Hofdame, indem sie auf einen silberköpfigen Herren mit vollen, krausen Haaren zeigte, der von einer Damenschaar umringt war, die er zum Lachen brachte.

Und da ist sie, die Königin von Petersburg, die Gräfin Besuchaja, fuhr sie fort, auf die eintretende Helène deutend. Wie schön! Sie kann es mit Maria Antonowna aufnehmen ... Sehen Sie, wie ihr Jung und Alt den Hof macht! Sie ist schön und klug ... der Prinz N. N., heißt es, soll wahnsinnig in sie verliebt sein ... Und da, diese zwei sind — wenn auch nicht schön — doch fast noch mehr umschwärmt.

Sie zeigte auf eine durch den Saal gehende Dame mit einer sehr unschönen Tochter.

Das ist eine Millionärin, und sie ist zu haben, sagte Fräulein Peronskaja; und da sind auch ihre Bewerber. Dieser hier ist der Bruder der Gräfin Besuchaja, Anatol Kuragin, fuhr sie fort, indem sie auf den schönen Garde-Kavallerie-Offizier deutete, der mit erhobenem Kopfe an ihnen vorüber ging und von oben herab, über die Damen weg, nach einer unbestimmten Stelle hinsah.

Wie schön er ist ... nicht wahr? Es heißt, man würde ihn mit diesem reichen Mädchen verheirathen. Auch Ihr Vetter, Drubezkoj, macht ihr lebhaft den Hof. Millionen, heißt es. — Wie? das ist der französische Gesandte, antwortete sie auf die Frage der Gräfin, als Caulaincourt eintrat. Sehen Sie, als ob ein Kaiser erschiene, und doch sind die Franzosen so sehr liebenswürdig! Es giebt nichts Liebenswürdigeres in der Gesellschaft. Und da ist auch sie ... Ja, unsere Maria Antonowna ist doch immer schöner als alle Andern! Und wie einfach gekleidet ... reizend! ...

Und dieser da, der Dicke mit der Brille, ist ein Kosmopolit und Freimaurer, sagte sie, auf Besuchoj zeigend. Vergleichen Sie ihn mit seiner Frau dort, der reine Popanz.

Pierre ging, seinen dicken Körper nach rechts und links wiegend, ebenso nachlässig und unbeholfen durch die Schaar der Gäste, als ob er im Gedränge des Marktes wäre, und schob sich durch die Menge, als ob er etwas suchte. Natascha sah das bekannte Gesicht Pierres — den Popanz, wie ihn Fräulein Peronskaja genannt hatte — mit großer Freude. Sie wußte, daß er die Ihrigen und vor Allem sie selbst im Gedränge suchte, denn er hatte ihr versprochen, auf dem Balle zu sein, um ihr Tänzer vorzustellen.

Aber noch ehe er bis zu ihnen vorgedrungen war, blieb Pierre neben einem nicht sehr großen, aber schönen Offizier in weißer Uniform stehen, der an einem Fenster mit einem vornehmen Mann mit Band und Ordenssternen sprach. Natascha erkannte den jungen Mann in weißer Uniform sogleich: es war Bolkonskij, der jünger, heiterer und schöner geworden zu sein schien.

Da ist noch ein Bekannter, Mama, sehen Sie?

Bolkonskij, sagte Nataschа, auf den Fürsten Andrej zeigend. Erinnern Sie sich? Er hat einmal bei uns, in Otradnoje übernachtet.

Ah, Sie kennen ihn! rief Fräulein Peronskaja. Ich kann ihn nicht ausstehen. Die Leute reißen sich jetzt um ihn. Und ein Hochmuth, grenzenlos! Er artet seinem Vater nach und hat sich mit Speranskij verbunden . . . sie machen allerhand Projekte . . . Sehen Sie nur, wie er mit Damen umgeht! fuhr sie fort; sie redet ihn an und er wendet sich ab! Ich wollt' es ihm geben, wenn er sich erlaubte mich so zu behandeln, wie diese Damen!

XVI.

Plötzlich kam Alles in Bewegung. Die Menge wurde laut, drängte vorwärts, wich wieder zur Seite und zwischen zwei zurückdrängenden Reihen trat — begrüßt vom Orchester — der Kaiser herein. Hinter ihm gingen Wirth und Wirthin.

Der Kaiser ging, nach allen Seiten grüßend, eilig vorwärts, als ob er sich dieser ersten Bewillkommnung so rasch als möglich entledigen wollte. Das Orchester spielte eine Polonaise, die damals in Aufnahme gekommen war wegen des Textes, der auf ihn gedichtet worden war. Der Text begann mit den Worten: „Alexander und Elisabeth, Ihr unsre Wonne“.

Der Kaiser ging in den Salon; die Menge strömte bis zur Thür nach; einige der Anwesenden gingen mit ganz veränderten Zügen hin und her. Plötzlich wich Alles wieder von der Thür des Salons zurück, in der sich der Kaiser im Gespräch mit der Wirthin zeigte.

Ein junger Mann trat mit bestürztem Blick auf die Damen zu und bat sie, aus dem Wege zu gehen; aber einige von ihnen drängten, ihre Kleider zerdrückend, mit Mienen, welche das vollständige Vergessen aller Bedingungen des Gesellschaftslebens verriethen, ungestüm vorwärts. Inzwischen fingen die Herren an, sich den Damen zu nähern, um sie zur Polonaise aufzufordern. Jetzt trat der Kaiser lächelnd, mit der Frau vom Hause an der Hand, aus der Thür des Salons. Alles machte Platz, während er, ohne im Takte zu gehen, die Polonaise eröffnete. Hinter dem Kaiser ging der Hausherr, mit der Fürstin M. A. Naryschkin, dann kamen Minister, Gesandte, verschiedene Generale; Fräulein Peronskaja kannte alle mit Namen. Mehr als die Hälfte der Damen hatten Kavaliere und gingen in der Polonaise, oder waren im Begriff, es zu thun. Natascha fühlte, daß sie mit der Mutter und Ssonja zu dem kleinen Theile der Damen gehörte, die zur Seite geschoben und nicht in die Polonaise eingereiht wurden. Sie stand da, ließ ihre hageren Arme niederhängen, hielt den Athem an, sah mit blitzenden, angstvollen Augen vor sich hin, und ihr ganzes Wesen verrieth, daß sie für die höchste Freude, wie für die tiefste Betrübniß bereit war. Es interessirten sie weder der Kaiser, noch die vornehmen Persönlichkeiten, die Fräulein Peronskaja nannte — sie hatte nur den einen Gedanken: „Ist es möglich, daß Keiner zu mir kommt? ist es möglich, daß ich nicht mittanzen soll? Wird mich wirklich keiner von diesen Männern beachten? Sie Alle sehen mich nicht an, oder wenn sie es thun, geschieht es mit einem Ausdruck, der zu sagen scheint: das ist nicht die, welche ich suche, also brauche ich sie nicht zu sehen! . . . Nein, es ist nicht möglich, dachte sie weiter, sie müssen doch

sehen, daß ich tanzen möchte, daß ich schön tanze, und daß ich eine angenehme Tänzerin für sie sein würde."

Die Töne der Polonaise, welche ziemlich lange dauerte, fingen an, für Nataſcha traurig zu klingen; sie war dem Weinen nahe. Fräulein Peronskaja entfernte sich; der Graf befand sich am anderen Ende des Saales; die Gräfin, Ssonja und Nataſcha standen allein, wie im Walde verirrt, in dieser fremden Menge, Niemandem interessant und Niemandem nothwendig. Fürst Andrej ging mit einer Dame an ihnen vorüber und erkannte sie augenscheinlich nicht. Der schöne Anatol sagte etwas zu der Dame, die er führte, und sah dabei Nataſcha in's Gesicht, mit einem Blick, wie man ihn auf Wände zu richten pflegt. Boris ging zweimal an ihnen vorbei und wandte sich jedesmal ab. Endlich traten Berg und seine Frau, die auch nicht tanzten, zu ihnen heran.

Nataſcha erschien diese Familien-Zusammenkunft hier auf dem Balle wie etwas Unpassendes. Zu Familiengesprächen gab es andere Orte und Zeiten. Sie sah Wjera nicht an und hörte nicht zu, als diese etwas von ihrem grünen Kleide erzählte.

Endlich blieb der Kaiser mit seiner letzten Dame stehen — er hatte mit dreien getanzt — und die Musik verstummte. Ein diensteifriger Adjutant kam zu den Rostowschen Damen und bat sie, obwohl sie dicht an der Wand standen, noch mehr bei Seite zu treten. Vom Orchester erklangen deutliche, leise, verführerische Walzertöne. Der Kaiser sah sich lächelnd im Saale um. Eine Minute verging, Niemand fing an zu tanzen. Ein Adjutant, der Vortänzer war, näherte sich der Gräfin Besuchaja und forderte sie auf. Lächelnd erhob sie den Arm und legte ihn auf die Schulter des Adjutanten,

ohne ihn anzusehen. Der Vortänzer, der sich seiner Meisterschaft bewußt war, umfaßte seine Dame mit gelassener Sicherheit, flog mit einer Glissade am Rande des Kreises hin, bis an das Ende des Saales, ergriff die linke Hand seiner Tänzerin, wandte sie um, und man hörte nach dem immer schneller werdenden Tempo der Musik das leise Sporenklirren seiner raschen, gewandten Füße, wie er mit seiner Tänzerin im Dreivierteltakt dahinflog, und sah, wie sich ihr Sammetkleid immer wieder aufflackernd entfaltete. Natascha sah sie an und war nahe daran zu weinen, daß sie diesen ersten Walzer nicht mittanzen durfte. Fürst Andrej in seiner weißen Kavallerie-Uniform, in Strümpfen und Schuhen stand in den ersten Reihen des Kreises nicht weit von Rostows, und unterhielt sich heiter und lebhaft mit dem Baron Vierhof, der ihn nach der am folgenden Tage erwarteten ersten Sitzung des Staatsraths fragte. Als Vertrauter Speranskijs und Mitglied der Gesetzgebungskommission konnte Fürst Andrej über diese Sitzung, von welcher in der verschiedensten Weise gesprochen wurde, genaue Auskunft geben; aber er hörte nicht auf Vierhofs Worte und sah bald auf den Kaiser, bald auf die zum Walzer antretenden Kavaliere, die sich nicht entschließen konnten, den Tanz zu beginnen, bald auf die Damen, die vor Verlangen brannten, engagirt zu werden.

Pierre näherte sich dem Fürsten Andrej und ergriff seine Hand.

Sie tanzen ja immer, sagte er; da ist ein Schützling von mir, die kleine Rostow, bitte fordern Sie sie auf.

Wo ist sie? fragte Bolkonskij. Entschuldigen Sie, fuhr er zu dem Baron gewandt fort; wir wollen unser Gespräch anderswo vollenden — auf dem Balle muß man tanzen.

Mit diesen Worten ging er in der Richtung vor, die ihm Pierre bezeichnete. Das verzweiflungsvolle Gesicht Nataschas fiel ihm in die Augen; er erkannte sie, errieth ihre Gefühle, ahnte, daß sie hier zum erstenmale eine Gesellschaft besuchte, erinnerte sich ihres Gesprächs am Fenster und näherte sich der alten Gräfin mit heiterer Miene.

Erlauben Sie mir, Sie mit meiner Tochter bekannt zu machen, sagte die Gräfin erröthend.

Ich habe das Vergnügen, sie zu kennen, aber ob die Comtesse sich erinnert! antwortete Fürst Andrej mit einer höflichen, tiefen Verbeugung, die Fräulein Peronskajas Behauptung von seiner Unhöflichkeit Lügen strafte. Dann näherte er sich Natascha und bat um eine Extratour im Walzer. Der Ausdruck der Beklommenheit im Gesicht des jungen Mädchens, das zur Verzweiflung und Entzücken bereit war, verwandelte sich plötzlich in ein glückseliges, dankbares, kindliches Lächeln.

„Ich habe Dich längst erwartet," schien dies hinter aufsteigenden Thränen aufleuchtende Lächeln der erschrockenen, glücklichen Natascha zu sagen, als sie die Hand auf Bolkonskijs Schulter legte.

Sie waren das zweite Paar, das in den Kreis trat. Fürst Andrej gehörte zu den besten Tänzern seiner Zeit. Auch Natascha tanzte herrlich. Ihre Füßchen in den weißen Atlasschuhen flogen, als wären sie von ihrem Willen unabhängig, rasch und leicht dahin, und ihr Gesicht strahlte vor Entzücken. Ihr entblößter Hals und ihre Schultern waren mager und nicht schön im Vergleich zu Helènes Schultern. Ihr Busen war noch unentwickelt, ihre Arme hager; aber während Helènes Körper einen Niederschlag der tausend Blicke zu haben schien, die schon darauf geruht,

erschien Nataſcha wie ein junges Mädchen, das sich zum erstenmal entblößt zeigt und sich dessen schämen würde, hätte man sie nicht überzeugt, daß es unbedingt so sein müsse.

Fürst Andrej tanzte gern; und da er sich von den politischen und ernsten Gesprächen, mit welchen man sich von allen Seiten zu ihm wandte, loszumachen wünschte, und außerdem den quälenden Bann der Verlegenheit, welchen die Anwesenheit des Kaisers hervorrief, brechen wollte, mischte er sich unter die Tänzer und wählte Nataſcha, weil ihn Pierre auf sie aufmerksam gemacht hatte, und weil sie das erste schöne Mädchen war, das ihm in die Augen fiel. Kaum aber hatte er ihre schlanke, biegsame Gestalt umfaßt, kaum fühlte er die Bewegung ihrer Glieder und sah sie zu sich emporlächeln, als der Wein ihrer Reize ihm zu Kopfe stieg; und als er schwerathmend stehen blieb, Nataſcha losließ und auf die Tanzenden blickte, fühlte er sich wie verjüngt und neu belebt.

XVII.

Nach dem Fürsten Andrej kam Boris, um Nataſcha zum Tanze aufzufordern, dann kam der Adjutant, der den Ball eröffnet hatte, andere junge Leute folgten, und Nataſcha, die ihre überzähligen Kavaliere an Sſonja abgab, hörte, glückstrahlend und roth vor Freude, den ganzen Abend nicht auf zu tanzen. Sie hatte von dem, was Andere auf dem Balle interessirte, nichts bemerkt; sie hatte nicht beachtet, wie lange der Kaiser mit dem französischen Gesandten gesprochen; wie besonders gnädig er mit dieser oder jener Dame geredet; was der und der Prinz gethan und gesagt; wie großen Erfolg Helène gehabt, und wie sie

mit der besonderen Gunst dieses oder jenes beehrt wurde. Sie hatte den Kaiser nicht einmal gesehen und bemerkte nur daran, daß er fort war, daß nach seinem Verschwinden der Ball lebhafter wurde.

Den lustigen Cotillon vor dem Souper tanzte Natascha wieder mit dem Fürsten Andrej. Er erinnerte sie an ihr erstes Zusammentreffen in der Allee von Otradnoje, an die Mondnacht, in der sie nicht schlafen konnte und erzählte, daß er, ohne es zu wollen, ihr Gespräch gehört hätte. Natascha erröthete bei dieser Erinnerung und suchte sich zu rechtfertigen, als ob etwas Beschämendes in dem Gefühl gewesen wäre, dessen Ausdruck Fürst Andrej unwillkürlich belauscht hatte.

Fürst Andrej hatte, wie alle Menschen, die in der großen Welt leben, eine Vorliebe für jede Erscheinung, die nicht den allgemeinen Stempel der großen Welt trug. Und eine solche war Natascha mit ihrem Enthusiasmus, ihrer Heiterkeit, ihrer Schüchternheit und sogar mit ihren Fehlern beim Französischsprechen. Er behandelte sie mit besonderer Zartheit und Rücksicht; als er neben ihr saß und von den einfachsten, nichtigsten Dingen mit ihr sprach, entzückte ihn der Freudenglanz ihrer Augen und ihres Lächelns, der nicht mit ihrem Gespräch zusammenhing, sondern der Ausdruck ihrer inneren Glückseligkeit war. Wenn Natascha aufgefordert wurde, aufstand und lächelnd durch den Saal flog, erfreute er sich immer von neuem an ihrer schüchternen Anmuth. Mitten im Cotillon wurde sie, als eben eine Figur beendet war und sie schwer athmend nach ihrem Platze zurückging, von einem neuen Tänzer aufgefordert. Sie war müde, erhitzt und hatte augenscheinlich Lust, Nein zu sagen, legte aber doch gleich wieder die Hand

auf die Schulter des Kavaliers und lächelte dem Fürsten Andrej heiter zu.

„Ich möchte wohl ausruhen und neben Ihnen sitzen," sagte dies Lächeln; „ich bin müde — aber Sie sehen, ich werde engagirt, und das macht mich glücklich, und ich liebe alle diese Menschen, und Sie und ich verstehen das Alles," und noch vieles Andere sagte dies Lächeln.

Als der Kavalier Nataſcha verließ, lief sie durch den Saal, um zwei Damen zu einer Figur zu holen.

„Wenn sie sich zuerst ihrer Cousine nähert und dann der andern Dame, wird sie meine Frau," sagte Fürst Andrej ganz plötzlich zu sich selbst, indem er ihr nachsah.

Sie ging zuerst zu ihrer Cousine.

„Welch' ein Unsinn geht Einem doch zuweilen durch den Kopf!" dachte Fürst Andrej; „aber dies junge Mädchen ist so reizend, so außerordentlich reizend, daß sie keinen Monat tanzen wird, ohne sich zu verloben . . . Ein solches Wesen ist hier eine Seltenheit!" dachte er weiter, als Nataſcha, indem sie die Rose befestigte, die sich von ihrem Mieder löste, wieder neben ihm Platz nahm.

Zu Ende des Cotillons kam der alte Graf in seinem blauen Frack zu den Tanzenden, lud den Fürsten Andrej ein, ihn zu besuchen und fragte sein Töchterchen, ob sie vergnügt wäre. Nataſcha antwortete nicht gleich, aber das vorwurfsvolle Lächeln, mit dem sie zu dem Vater aufsah, sagte: „wie kann man danach erst fragen?"

So vergnügt, wie noch nie im Leben, sagte sie dann, und Fürst Andrej bemerkte, daß sich ihre schlanken Arme hoben, als ob sie den Vater umarmen wollte, aber gleich wieder niedersanken. Nataſcha war so glücklich, wie noch nie im Leben. Sie war auf jener höchsten Staffel des

Glückes angelangt, auf welcher der Mensch vollkommen gut und liebreich wird, und nicht an die Möglichkeit des Bösen, des Unglücks und des Kummers glaubt.

* * *

Pierre fühlte sich auf diesem Balle zum erstenmale durch die Stellung verletzt, die seine Frau in den höheren Gesellschaftskreisen einnahm. Er war finster und zerstreut. Quer über seine Stirn lag eine tiefe Falte, und er stand an einem Fenster und betrachtete durch die Brille die Menge, ohne Jemand zu erkennen.

Natascha kam, als sie zum Souper ging, an ihm vorüber. Sein finsteres, unglückliches Gesicht überraschte sie; sie blieb vor ihm stehen, wollte ihm helfen, ihm von dem Ueberfluß ihres Glückes mittheilen.

Wie lustig, Graf, nicht wahr? sagte sie.

Pierre lächelte zerstreut; es war unverkennbar, daß er nicht gleich verstand, was man ihm sagte.

Ja ich bin sehr vergnügt! antwortete er dann.

„Wie kann man hier mit irgend etwas unzufrieden sein?" dachte Natascha. „Noch dazu ein so guter Mensch, wie Besuchoj?" In den Augen des jungen Mädchens waren alle Anwesenden gute, liebe, schöne Menschen, die sich gegenseitig lieb hatten. Keiner war im Stande, den Andern zu kränken, und so mußten sie alle glücklich sein.

XVIII.

Am folgenden Tage dachte Fürst Andrej wohl an den gestrigen Ball zurück, aber seine Gedanken waren nicht lange damit beschäftigt.

„Ja, es war ein sehr glänzender Ball," sagte er zu sich selbst und dann: „die kleine Rostow ist sehr reizend! Es ist etwas Frisches, Eigenthümliches, Nicht-Petersburgisches in ihr, was sie von Anderen unterscheidet." Das war Alles ,was er von dem gestrigen Abend dachte; dann trank er seinen Thee und setzte sich an die Arbeit.

Aber er war müde, die schlaflose Nacht schien nachzuwirken, der Tag war der Arbeit nicht günstig. Fürst Andrej brachte nichts zu Stande; fand Alles ungenügend, was er niederschrieb, wie er oft zu thun pflegte, und war froh, als er endlich hörte, daß Jemand kam.

Der Angekommene war Bizkij, ein Mann, der in verschiedenen Commissionen arbeitete, in den verschiedensten Petersburger Gesellschaftskreisen verkehrte, ein leidenschaftlicher Anhänger der neuen Ideen und Speranskijs und ein eifriger Verbreiter von Stadtneuigkeiten. Er gehörte zu den Menschen, welche ihre Ansichten wie ihre Kleider nach der Mode wechseln, aber gerade darum die eifrigsten Parteigänger ihrer augenblicklichen Richtung zu sein scheinen.

Kaum hatte er den Hut abgelegt, als er eilig bei dem Fürsten Andrej eintrat und sogleich zu sprechen anfing. Er hatte soeben alle Einzelheiten der, am heutigen Morgen vom Kaiser eröffneten Staatsrathssitzung erfahren, und erzählte voll Entzücken, was er wußte.

Die Rede des Kaisers war eine sehr bemerkenswerthe gewesen, eine von denen, wie sie eigentlich nur konstitutionelle Monarchen halten können. „Der Kaiser hat geradezu gesagt, der Rath und der Senat seien ständische Körperschaften, und die Basis der Regierung dürfe nicht die Willkür sein, sondern feste Grundsätze. Er hat gesagt, die Finanzen sollen reorganisirt und ein Rechen-

schaftsbericht veröffentlicht werden." Das Alles erzählte Bizkij, indem er einzelne Worte betonte und bedeutungsvoll mit den Augen zwinkerte.

„Ja, mit dem heutigen Ereigniß beginnt eine neue Aera, die größte Aera in unserer Geschichte," schloß er seine Mittheilungen.

Fürst Andrej hörte den Bericht über die Eröffnung des Staatsraths, die er mit so großer Ungeduld erwartet und der er eine so große Wichtigkeit zugeschrieben hatte, und wunderte sich, daß dies Ereigniß jetzt, nachdem es stattgefunden, ihn nicht nur nicht erregte, sondern ihm völlig nichtig erschien. Mit stillem Lächeln hörte er dem begeisterten Berichte Bizkijs zu, und dabei ging ihm der triviale Gedanke durch den Kopf: „Was haben er und ich davon? was geht es uns an, wie es dem Kaiser beliebt im Staatsrath zu reden? Kann mich das Alles glücklicher oder besser machen?"

Diese triviale Erwägung vernichtete des Fürsten Andrej ganzes Interesse an den bevorstehenden Reorganisationen.

Denselben Tag sollte Fürst Andrej — in engerem Freundeskreise, wie der Gastgeber bei der Einladung gesagt hatte — bei Speranskij zu Mittag essen. Dies Diner im Familien- und Freundeskreise eines Menschen, für den er so begeistert war, hätte Bolkonskij früher um so mehr interessirt, da er bis jetzt Speranskijs Häuslichkeit noch nicht kennen gelernt hatte. Nun aber hatte er wenig Lust hinzugehen.

Dennoch trat Fürst Andrej zu der bestimmten Stunde in das kleine Haus, das Speranskij im Taurischen Garten besaß. In dem getäfelten Speisezimmer des bescheidenen

Häuschens, das sich durch außerordentliche Sauberkeit auszeichnete (eine Sauberkeit, wie sie in Klöstern zu sein pflegt), fand Fürst Andrej, der sich etwas verspätet hatte, schon die ganze Gesellschaft der vertrauten Freunde Speranskijs — die sich um fünf Uhr eingestellt hatten — versammelt. Von weiblichen Wesen war nur die kleine Tochter Speranskijs (mit langem, dem Vater ähnlichen Gesicht) und ihre Gouvernante zugegen. Die Gäste waren: Gervais, Magnizkij und Stolypin. Schon im Vorzimmer hörte Fürst Andrej lautes Sprechen und helles, schallendes Gelächter — ein Gelächter, wie man es auf der Bühne zu hören pflegt. Eine Stimme, welche die Speranskijs zu sein schien, rief deutlich hörbar Ha! ... ha! ... ha! ... und Fürst Andrej, der Speranskijs Lachen noch nicht kannte, wurde durch das helle, feine Lachen des Staatsmannes in eigenthümlicher Weise überrascht.

Bolkonskij trat in das Speisezimmer. Die ganze Gesellschaft stand zwischen zwei Fenstern an einem mäßig großen Tische, auf dem die kalte Küche servirt war. Speranskij im grauen Frack mit dem Ordensstern und in derselben weißen Weste und hohen weißen Halsbinde, die er in der heutigen vielbesprochenen Sitzung des Staatsraths getragen, stand mit heiterem Gesicht inmitten seiner Gäste am Tische. Magnizkij erzählte, zu Michail Michajlowitsch gewandt, Anekdoten, und Speranskij hörte zu, und lachte immer schon zum Voraus. Als Fürst Andrej eintrat, wurden Magnizkijs Worte vom Gelächter übertönt. Stolypin lachte mit lauter Baßstimme, indem er ein Stück Brod mit Käse aß; Gervais' Gelächter war leise zischend, das Speranskijs fein und hell.

Speranskij reichte, noch immer lachend, dem Fürsten Andrej seine weiße, zarte Hand.

Freue mich sehr, Sie zu sehen, Fürst! sagte er; einen Augenblick ... wandte er sich dann an Magnizkij, seine Erzählung unterbrechend. Es ist heute beschlossene Sache, daß das Mittagessen ganz dem Vergnügen gehört — also kein Wort von Geschäften! Darauf wandte er sich lachend wieder dem Erzähler zu.

Fürst Andrej sah und hörte dem lachenden Speranskij mit Staunen und einem schmerzlichen Gefühl der Ernüchterung zu. Das war nicht der Mann, den er bisher gekannt hatte; Alles, was Bolkonskij an ihm erhaben und geheimnißvoll erschienen war, erschien ihm jetzt alltäglich und hörte auf, anziehend für ihn zu sein.

Bei Tisch schwieg die Unterhaltung nicht einen Augenblick und bestand eigentlich aus einer Reihenfolge komischer Anekdoten. Magnizkij hatte seine Erzählung noch nicht beendigt, als schon ein Anderer einfiel und seine Fertigkeit bewies, etwas noch Komischeres zu berichten. Die Anekdoten bezogen sich vorwiegend, wenn nicht auf den Staatsdienst, so doch auf die Staatsdiener. Die Nichtigkeit aller diesem Stande Angehörenden schien in dem hier versammelten Kreise so positiv festzustehen, daß die einzige Beziehung zu ihnen nur die des gutmüthigen Spottes sein konnte. Speranskij erzählte, daß in der Sitzung von heute Morgen ein tauber Würdenträger auf die Frage nach seiner Ansicht geantwortet habe: er wäre ganz derselben Meinung. Gervais berichtete von einer Revision, die durch die Kopflosigkeit aller Betheiligten merkwürdig war. Stolypin mischte sich stotternd in die Unterhaltung, sprach mit Heftigkeit von früheren Mißbräuchen und brachte das Gespräch in die Gefahr, eine ernste Wendung zu nehmen. Magnizkij fing an, über Stolypins Heftigkeit zu spotten, Gervais fiel

mit einem Scherze ein, und Alle verfielen wieder in den früheren leichten Ton.

Speranskij schien gern von der Arbeit auszuruhen und sich im Freundeskreise zu erheitern, und seine Gäste, die diese Neigung kannten, suchten ihn zu amüsiren und amüsirten sich selbst. Aber dem Fürsten Andrej erschien diese Heiterkeit mehr erzwungen als herzlich; die feinklingende Stimme Speranskijs fiel ihm unangenehm auf, und das immerwährende, mißtönende Gelächter war ihm widerwärtig. Er lachte nicht mit und fürchtete für diese Gesellschaft zu schwerfällig zu sein. Aber Niemand bemerkte, daß er in die allgemeine Stimmung nicht hineinpaßte; Alle schienen sehr vergnügt zu sein.

Ein paarmal wollte sich Fürst Andrej in's Gespräch mischen, aber seine Worte wurden, wie Kork aus dem Wasser, wieder herausgeworfen, und es gelang ihm nicht, in die Scherze der Anderen einzustimmen.

Es war nichts Böses oder auch nur Unpassendes in dem, was sie sagten . . . Alles war scharfsinnig, klug und hin und wieder komisch; aber das eigentliche Salz der Heiterkeit fehlte nicht nur, sie schienen von seiner Existenz gar nichts zu wissen.

Nach dem Essen standen Speranskijs Töchterchen und die Gouvernante auf. Er küßte die Kleine und streichelte sie mit seiner weißen Hand. Auch diese Geberde erschien dem Fürsten Andrej unnatürlich.

Die Männer blieben nach englischer Sitte beim Portwein sitzen. Als sich das Gespräch den spanischen Kriegsthaten Napoleons zuwandte, die von allen Anwesenden bewundert wurden, fing Fürst Andrej an zu widersprechen. Speranskij lächelte und erzählte, offenbar in der Absicht,

die Unterhaltung von der eingeschlagenen Richtung abzulenken, eine Anekdote, welche mit dem bisherigen Gespräch keinerlei Zusammenhang hatte. Auf einen Augenblick schwiegen Alle still.

Nachdem sie noch eine Weile bei Tische gesessen, machte Speranskij die Weinflasche zu und sagte: „Ein gutes Weinchen ist heuer ein rarer Genuß,“ gab sie dem Diener und stand auf. Alle erhoben sich und gingen laut sprechend in den Salon. Speranskij wurden zwei Briefe übergeben, die ein Courier gebracht hatte; er nahm sie und ging damit in sein Kabinet. Sobald er sich entfernt hatte, verstummte die allgemeine Heiterkeit, und die Gäste fingen an vernünftig und leise miteinander zu sprechen.

So, jetzt eine Deklamation! sagte Speranskij, als er aus seinem Kabinet zurückkam. Ein merkwürdiges Talent! wandte er sich an den Fürsten Andrej. Magnizkij stellte sich sogleich in Positur und fing an französische Spottgedichte zu deklamiren, die er auf bekannte Persönlichkeiten in Petersburg verfertigt hatte; ein paarmal wurde er durch Beifall unterbrochen. Nach Beendigung der Gedichte trat Bolkonskij auf den Hausherrn zu, um sich zu empfehlen.

Wohin so früh? fragte Speranskij.

Ich bin für den Abend versagt . . .

Sie schwiegen. Fürst Andrej sah in diese spiegelnden, undurchdringlichen Augen, und er hätte sich selbst auslachen mögen. Wie konnte er nur von Speranskij und seiner ganzen Wirksamkeit etwas erwarten; wie dem, was er that, eine Bedeutung zuschreiben? Das erkünstelte, unfröhliche Lachen klang noch lange, nachdem er Speranskij verlassen hatte, in Bolkonskijs Ohren nach.

Als er nach Hause kam, fing Fürst Andrej an, sein

Petersburger Leben in diesen letzten vier Monaten zu überdenken, als ob es etwas Neues für ihn wäre. Er erinnerte sich an seine Arbeiten und Mühen, an die Geschichte seines Militär-Gesetzentwurfes, den man zur Prüfung angenommen hatte, aber todtzuschweigen suchte, weil schon ein anderer, sehr schlechter Entwurf gemacht und dem Kaiser vorgelegt war. Er erinnerte sich an die Sitzungen des Komités, zu dessen Mitgliedern Berg gehörte: er erinnerte sich, wie ausführlich da Alles besprochen wurde, was sich auf Formen und Geschäftsordnung bezog, während man mit zarter Beflissenheit umging, was das Wesen der Sache streifte. Er erinnerte sich an seine gesetzgeberische Arbeit, an die Sorgfalt, mit welcher er verschiedene Artikel aus dem römischen und französischen Gesetzbuche in's Russische übertragen, und er schämte sich vor sich selbst. Dann rief er sich lebhaft Bogutscharowo, seine Beschäftigungen als Gutsherr und seine Reise nach Rjasanj in's Gedächtniß. Er erinnerte sich seiner Bauern, seines Gemeindeältesten Dron, und da er die Paragraphen des Personen-Rechts, die er ausgearbeitet, in Gedanken auf sie anzuwenden versuchte, erschien es ihm unglaublich, daß er sich so lange mit einer so nutzlosen Arbeit hatte beschäftigen können.

XIX.

Am folgenden Morgen fuhr Fürst Andrej zu verschiedenen Familien, um versäumte Visiten nachzuholen; unter Anderm auch zu Rostows, deren Bekanntschaft er auf dem letzten Balle erneuert hatte. Außer den Vorschriften der Höflichkeit bestimmte ihn dazu auch der Wunsch, das eigenthümliche, lebhafte, junge Mädchen, das ihm eine ange-

nehme Erinnerung zurückgelassen hatte, in der Häuslichkeit zu sehen.

Nataſcha kam ihm gleich zuerſt entgegen; ſie trug ein blaues Hauskleid, in dem ſie dem Fürſten noch beſſer gefiel, als im Ballſtaate. Sie und die Ihrigen nahmen Bolkonskij, wie einen alten Freund, einfach und herzlich auf, und alle Familienglieder — die er früher ſtreng beurtheilt hatte — erſchienen ihm jetzt als ausgezeichnet gute, einfache Menſchen. Die Gaſtfreundlichkeit und Herzlichkeit des alten Grafen war ihm beſonders angenehm und veranlaßte ihn, die Einladung zum Mittageſſen anzunehmen.

„Ja, es ſind gute, tüchtige Menſchen, dachte Bolkonskij; natürlich haben ſie nicht die entfernteſte Ahnung davon, welchen Schatz ſie in Nataſcha beſitzen; aber es ſind gute Menſchen und ſie bilden den beſten Hintergrund für dieſe poetiſche, reiche, lebensvolle Mädchengeſtalt.

In Nataſcha fühlte Fürſt Andrej das Daſein einer ihm fremden, eigenartigen Welt, erfüllt mit ihm unbekannten, eigenen Freuden; jener fremden Welt, die ihn ſchon damals in der Allee von Otradnoje und während der Mondnacht am Fenſter gereizt und beunruhigt hatte. Jetzt beunruhigte ihn dieſe Welt nicht mehr, war ſie ihm nicht mehr ganz ſo fremd, und nun er ihr näher getreten war, fand er darin einen ihm neuen Genuß.

Nach dem Eſſen ging Nataſcha, auf die Bitte des Fürſten Andrej, an's Klavier und fing an zu ſingen. Er ſtand mit einigen Damen plaudernd am Fenſter und hörte zu; aber plötzlich ſchwieg er mitten im Satze und fühlte, daß ihm Thränen in die Kehle ſtiegen, was er bisher nicht an ſich gekannt hatte. Er ſah die ſingende Nataſcha an, und in ſeiner Seele erſtand etwas Neues, Beglückendes;

er war froh und wehmüthig zugleich, und obwohl er keine Ursache zum Weinen hatte, fühlte er sich dazu geneigt. Galten die Thränen vergangener Liebe? . . . der kleinen Fürstin? . . . seinen Enttäuschungen? . . . seinen Hoffnungen für die Zukunft? Ja und nein! Die Hauptsache, über die er hätte weinen mögen, war der plötzlich lebhaft erkannte, schreckliche Widerstreit zwischen etwas Unendlich=großem, Unfaßbarem in ihm, und etwas Engem, Körperlichem, das er selbst war und sogar auch sie. Dieser Widerstreit quälte und erfreute ihn, während Nataschа sang.

Sobald Natascha aufhörte, trat sie auf ihn zu, fragte, wie ihm ihre Stimme gefiele und kam schon, während sie es aussprach, in Verlegenheit, denn sie begriff, daß man so nicht fragen dürfe. Er lächelte, indem er sie ansah und antwortete, daß ihm ihr Singen eben so gefalle, wie Alles, was sie thue.

Es war spät, als Fürst Andrej Rostows verließ. Er legte sich wie gewöhnlich nieder, erkannte aber bald, daß er nicht schlafen könne. Er zündete das Licht wieder an, setzte sich im Bette auf, stand auf und legte sich wieder nieder, ohne wegen der Schlaflosigkeit unzufrieden zu sein, so neu und erquicklich war ihm, was seine Seele erfüllte. Ihm war, als ob er aus einem dumpfigen Zimmer in die freie Gottes=welt hinausgetreten wäre . . . aber daß er in Natascha verliebt war, fiel ihm nicht ein. Er dachte nicht über sie nach, stellte sie sich nur vor, und in Folge dessen erschien ihm sein ganzes Leben in einem neuen Lichte.

„Um was plage ich mich? Wozu zwinge ich mich in diesen engen Rahmen, während mir das Leben, das ganze Leben, mit allen seinen Freuden offen steht?“ sagte er zu sich selbst, und zum erstenmale seit langer Zeit fing er an,

heitere Zukunftspläne zu entwerfen. Er beschloß, mit der Erziehung seines Sohnes zu beginnen, indem er einen Erzieher für ihn suchte, und dann wollte er Urlaub nehmen, in's Ausland gehen und England, die Schweiz und Italien besuchen.

„Ich muß meine Freiheit genießen, so lange ich Kraft und Jugend in mir fühle, sagte er zu sich selbst. — Pierre hatte Recht, als er behauptete, daß man an die Möglichkeit des Glückes glauben müsse, um glücklich zu werden — und ich glaube jetzt daran! Ueberlassen wir es den Todten, die Todten zu begraben . . . so lange wir am Leben sind, wollen wir leben und glücklich sein!"

XX.

Eines Morgens kam der Oberst Adolf Berg zu Pierre, mit dem er, wie mit allen Moskauern, die in Petersburg lebten, bekannt war. Er prangte in einer frisch von der Nadel gekommenen Uniform und hatte die pomadisirten Haare genau so geordnet, wie sie der Kaiser Alexander Pawlowitsch trug.

Ich war eben bei Ihrer Frau Gemahlin und erfuhr zu meinem Bedauern, daß sie meine Bitte nicht erfüllen kann. Bei Ihnen, Graf, hoffe ich glücklicher zu sein, sagte er lächelnd.

Was wünschen Sie, Oberst? Ich stehe zu Diensten.

Meine Einrichtung in der neuen Wohnung ist nun fertig, sagte Berg, augenscheinlich überzeugt, daß dies eine erfreuliche Nachricht war, und so möchte ich meinen Bekannten und dann meiner Frau eine kleine Abendgesellschaft geben. (Er lächelte noch freundlicher.) Auch Sie und die

Gräfin wollte ich um die Ehre bitten, zu einer Tasse Thee und zum Abendbrot zu uns zu kommen.

Nur Gräfin Helena Wassiljewna, welche die Gesellschaft solcher Leute wie diese Bergs unter ihrer Würde hielt, konnte so grausam sein, diese Einladung auszuschlagen. Berg erklärte so unumwunden, warum ihm daran lag, eine kleine und gute Gesellschaft bei sich zu sehen, und warum er bedauern würde, für Kartenspiel und etwas Gewöhnliches Geld auszugeben, daß er dagegen für eine gute Gesellschaft zu jeder Ausgabe bereit sei, daß Pierre nicht Nein sagen konnte und zu kommen versprach.

Nur nicht zu spät, Graf, wenn ich bitten darf . . . etwa zehn Minuten vor acht erlaube ich mir, zu bitten. Wir wollen eine Partie machen. Unser General wird da sein . . . er ist sehr liebenswürdig gegen mich. Und dann werden wir soupiren . . . Also, Sie haben die Güte!

Pierre, der sich gewöhnlich verspätete, kam diesen Abend merkwürdiger Weise statt zehn Minuten vor acht, schon um dreiviertel acht zu Bergs.

Das Ehepaar war, nachdem alle Vorbereitungen für die Gesellschaft getroffen waren, zum Empfang der Gäste bereit.

In seinem neuen, sauberen, hell erleuchteten, mit Bildern, Büsten und neuen Möbeln geschmückten Kabinet saß Berg in seiner neuen, fest zugeknöpften Uniform seiner Frau gegenüber und erklärte ihr, daß man immer den Verkehr mit Höhergestellten suchen müsse, weil nur darin die Annehmlichkeit des Verkehrs liege. Von solchen Leuten kann man etwas lernen, kann man etwas haben. Sieh, wie ich von Anfang an mein Leben eingerichtet habe. (Berg berechnete seine Lebenszeit nicht nach Jahren, sondern nach den Beförderungen im Dienste.) Meine Kameraden sind noch

immer nichts, und ich stehe vor der Beförderung zum Regimentskommandeur; ich habe das Glück, Dein Mann zu sein (er stand auf und küßte Wjera die Hand, aber während er zu ihr ging, legte er die umgebogene Ecke des Teppichs zurecht); und wodurch habe ich das Alles erreicht? Hauptsächlich durch die Geschicklichkeit in der Wahl meiner Bekannten. Daß man dabei rechtschaffen und gewissenhaft sein muß, versteht sich von selbst.

Berg lächelte im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit über die schwache Frau und schwieg, indem er sich sagte, daß seine liebe Wjera doch nur ein schwaches Weib sei, und als solches nicht ganz zu verstehen vermöge, daß der Werth des Mannes darin besteht — „ein Mann zu sein" (wie er in Gedanken deutsch hinzufügte). Inzwischen lächelte auch Wjera im Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit über den guten, wackeren Mann, der — wie nach Wjeras Meinung alle Männer — das Leben aber immer falsch verstand. Berg, der nach seiner Frau urtheilte, hielt alle Frauen für schwach und beschränkt. Wjera, die von ihrem Manne auf Andere schloß, war überzeugt, daß alle Männer, obwohl sie eigentlich nichts verstehen, nur sich allein Verstand zuschreiben und hochmüthig und egoistisch sind.

Berg stand auf, umarmte seine Frau mit aller Vorsicht, um die Spitzenpelerine, die er theuer bezahlt hatte, nicht zu zerdrücken, und küßte sie mitten auf den Mund.

Eins nur wünsche ich, daß wir nicht gleich Kinder bekämen, sagte er, seinem stillen Ideengange folgend.

Ja, ich wünsche mir gar keine, antwortete Wjera. Für die Gesellschaft leben, ist angenehmer.

Genau so waren die Spitzen der Fürstin Jussupow, sagte Berg und deutete mit glückseligem Lächeln auf die Pelerine seiner Frau.

In diesem Augenblick wurde Graf Besuchoj gemeldet. Die Ehegatten sahen sich mit selbstzufriedener Miene an und jeder schrieb sich die Ehre dieses Besuches zu.

„Das nenne ich gute Gesellschaft kultiviren! dachte Berg; das heißt sich Stellung geben!“

Bitte aber, wenn ich die Gäste unterhalte, so unterbrich mich nicht, sagte Wjera. Ich weiß, womit jeder zu unterhalten ist und welches Gespräch in jeder Gesellschaft das passendste ist.

Berg lächelte wieder.

Das kannst Du nicht immer, antwortete er; zuweilen wollen die Männer ein männliches Gespräch führen.

Pierre wurde in dem neuen Salon empfangen, wo man sich nirgend setzen konnte, ohne die Symmetrie, die Sauberkeit und die Ordnung zu stören. So war es denn begreiflich, daß sich Berg, trotz der großmüthigen Bereitwilligkeit, dem theueren Gaste jeden Lehnstuhl oder Divan zur Verfügung zu stellen, in einer krankhaften Unentschlossenheit befand, und die Lösung der Frage der Wahl des Gastes überließ.

Pierre zerstörte die Symmetrie, indem er sich einen Stuhl heranzog, und Berg und Wjera fingen den Abend damit an, daß sie sich gegenseitig in's Wort fielen, um den Besuch zu unterhalten.

Wjera, die sich nach sorgfältiger Ueberlegung entschlossen hatte, mit Pierre von der französischen Gesandtschaft zu sprechen, schlug sogleich dieses Thema an; Berg aber, der ein männliches Gespräch vorzog, unterbrach seine Frau, indem er die Frage des Krieges mit Anstand berührte, unwillkürlich von dem Allgemeinen auf persönliche

Interessen überging, und von den Anträgen erzählte, die ihm für die Theilnahme am österreichischen Feldzuge gemacht waren, und von den Gründen, die ihn veranlaßt, nicht darauf einzugehen. Obwohl das Gespräch hin und her schwankte, und Wjera sich über die Einmischung des männlichen Elements ärgerte, fühlten beide Ehegatten mit Vergnügen, daß „die Gesellschaft", wenn auch erst ein Gast da war, sehr gut begann, und daß sie, wie ein Tropfen Wasser dem anderen, den Gesellschaften ihrer Bekannten, mit Thee, Gespräch und brennenden Kerzen glich.

Bald darauf kam Boris, ein alter Kamerad Bergs, der ihn und Wjera mit einem Anflug von Ueberlegenheit und Gönnerhaftigkeit behandelte. Nach ihm erschien eine Dame und ein Obrist, dann gar der General, Rostows, und die Gesellschaft ward unzweifelhaft allen anderen Gesellschaften vollkommen ähnlich. Berg und Wjera konnten sich beim Anblick der Bewegung im Salon, bei dem Gemurmel der zusammenhanglosen Gespräche und Begrüßungen und dem Rauschen der Kleider eines zufriedenen Lächelns nicht erwehren. Alles war genau wie bei den Anderen — besonders der General, der die Wohnung lobte, Berg auf die Schulter klopfte und die Aufstellung des Bostontisches mit väterlicher Vertraulichkeit überwachte. Der General setzte sich zu dem Grafen Ilja Andreitsch, als dem vornehmsten Gaste nach ihm selbst; die Alten saßen bei den Alten, die Jungen bei den Jungen; die Wirthin nahm den Platz am Theetische ein, auf welchem in silbernen Körben ganz dasselbe Gebäck stand, das bei Panins gegeben wurde ... kurz, Alles war genau so, wie bei den Anderen.

XXI.

Pierre wurde, als einer der Vornehmsten, mit dem General, dem Obersten und dem Grafen Ilja Andreitsch an den Bostontisch gesetzt. Sein Platz war so, daß er Natascha im Auge hatte, und nun fiel ihm die seltsame Veränderung auf, die seit dem Balle mit ihr vorgegangen. Sie war schweigsam und nicht nur nicht so hübsch wie auf dem Balle, sie wäre geradezu häßlich gewesen, hätte ihr Gesicht nicht einen so weichen, wehmüthigen Ausdruck gehabt.

„Was ist ihr?“ dachte Pierre, indem er sie ansah. Sie saß neben der Schwester am Theetisch und antwortete gleichgiltig, ohne aufzublicken, auf eine Frage, die Boris, der sich zu ihr gesetzt hatte, an sie richtete. Nachdem Pierre sein angesagtes Spiel vollendet und zur Freude seines Partners fünf Stiche gemacht hatte, wobei er die Begrüßungen und Schritte eines neu Angekommenen gehört, sah er, während er die Stiche zusammenlegte, wieder zu Natascha hinüber.

„Was ist mit ihr vorgegangen?“ fragte er sich mit noch größerem Erstaunen als vorher.

Fürst Andrej stand mit freundlich verbindlicher Miene vor ihr und redete sie an. Sie erhob den Kopf, wurde roth, gab sich sichtlich Mühe, ihr stürmisches Athmen zu unterdrücken, sah ihn an, und das helle Licht einer innerlichen, bisher gedämpften Flamme durchleuchtete ihr ganzes Wesen. Sie war völlig umgewandelt; aus dem häßlichen Mädchen ward wieder die Erscheinung, die sie auf dem Balle gewesen war.

Fürst Andrej trat zu Pierre, und dieser bemerkte

auch im Gesicht des Freundes einen neuen, jugendlichen Ausdruck.

Im Verlaufe des Spieles wechselte Pierre mehrmals den Platz, so daß er Natascha bald den Rücken, bald das Gesicht zukehrte, und während aller sechs Partien machte er seine Beobachtungen über sie und den Freund.

„Es geht Etwas Ernstes zwischen ihnen vor!“ dachte er, und ein zugleich freudiges und bitteres Gefühl erregte ihn und ließ ihn seinen eigenen Kummer vergessen.

Nach der sechsten Partie erhob sich der General und erklärte, so könne man nicht weiterspielen; Pierre wurde frei.

Jetzt sprach Natascha mit Ssonja und Boris, und Wjera unterhielt sich mit einem feinem Lächeln mit dem Fürsten Andrej. Pierre näherte sich seinem Freunde und setzte sich, nachdem er gefragt, ob es auch keine Geheimnisse sind, die Sie sprechen, zu ihnen nieder.

Als Wjera die Aufmerksamkeit des Fürsten Andrej gegen Natascha bemerkte, fand sie, daß eine Gesellschaft, eine wirkliche Gesellschaft nicht ohne feine Anspielungen auf Gefühle vorübergehen dürfe, und sobald sie den Fürsten allein sprechen konnte, knüpfte sie eine Unterhaltung über Gefühle im Allgemeinen und über die Schwester im Besonderen an. Einem so klugen Manne gegenüber (dafür hielt sie den Fürsten Andrej) mußte sie ihre ganze diplomatische Kunst zu Hilfe nehmen.

Als Pierre sich ihnen näherte, bemerkte er, daß Wjera mit großer Selbstgefälligkeit den Gang des Gesprächs leitete, während Fürst Andrej (was ihm selten geschah) verlegen zu sein schien.

Was denken Sie, Fürst, fragte Wjera mit feinem Lächeln; Sie sind so scharfsichtig und verstehen so gut die Charaktere der Menschen zu durchschauen . . . was denken Sie von Natalie? kann sie wohl in ihren Neigungen beharrlich sein? kann sie, wie andere Frauen — Wjera meinte sich selbst — einmal lieben und dem Einen für immer treu bleiben? Das nur halte ich für wahre Liebe! Was meinen Sie, Fürst?

Ich kenne Ihre Schwester zu wenig, um eine so schwierige Frage zu lösen, antwortete Fürst Andrej mit einem spöttischen Lächeln, unter dem er seine Verlegenheit zu verbergen suchte. Außerdem habe ich bemerkt, daß eine Frau um so beständiger ist, je weniger sie gefällt, fügte er hinzu und blickte auf Pierre, der sich ihnen eben näherte.

Ja, das ist wahr, Fürst, in unserer Zeit ist es so, antwortete Wjera (indem sie nach der Art beschränkter Menschen glaubte, eine Eigenthümlichkeit unserer Zeit und ihren Einfluß auf die Menschen entdeckt zu haben). In unserer Zeit hat ein junges Mädchen so viel Freiheit, daß die Freude, Aufmerksamkeit zu erregen, oft das wahre Gefühl in ihr ertödtet. Auch Natalie, das läßt sich nicht leugnen, ist sehr empfänglich dafür.

Die Wiedererwähnung Natalies veranlaßte den Fürsten, wieder mürrisch die Stirn zu runzeln. Er wollte aufstehen, aber Wjera fuhr mit noch feinerem Lächeln fort:

Ich glaube, keinem Mädchen ist je so der Hof gemacht worden, wie ihr; aber bis zur allerletzten Zeit hat ihr Niemand ernstlich gefallen . . . Sie wissen es, Graf, wandte sie sich an Pierre. Nicht einmal unser lieber Vetter Boris, der, unter uns gesagt, sehr, sehr tief in's Land der Zärt-

lichkeit gedrungen war, sagte sie mit einer Anspielung auf die damals beliebte Karte des Liebeslandes.

Fürst Andrej schwieg mit finsterer Miene.

Sie sind ja ein Freund von Boris, sagte Wjera.

Ja, ich kenne ihn.

Er hat Ihnen doch gewiß von seiner Jugendliebe zu Natascha erzählt?

War es denn eine Jugendliebe? fragte Fürst Andrej und wurde plötzlich roth.

Jawohl, Sie wissen ja, die Vertraulichkeit zwischen Cousin und Cousine führt zuweilen zur Liebe. Vetternschaft — gefährliche Nachbarschaft, nicht wahr?

Ohne Zweifel! antwortete Fürst Andrej und begann plötzlich in einer ihm sonst fremden, aufgeregten Weise mit Pierre zu scherzen, warnte ihn vor dem Umgange mit seinen fünfzigjährigen Moskauischen Cousinen, stand mitten im Scherzen auf, erfaßte Pierres Arm und führte ihn bei Seite.

Was giebt's? fragte Pierre, der die ungewöhnliche Lebhaftigkeit seines Freundes mit Verwunderung bemerkte und den Blick gesehen hatte, den er im Aufstehen Natascha zuwarf.

Ich muß, ich muß mit Dir sprechen, antwortete Fürst Andrej; Du kennst unsere Frauenhandschuhe (er meinte die Handschuhe, die dem neu eintretenden Freimaurer für die geliebte Frau gegeben werden). Ich . . . aber nein, ich will ein andermal mit Dir sprechen . . . und mit auffallend glänzenden Augen und auffallend unruhigem Wesen ging Fürst Andrej wieder auf Natascha zu und setzte sich neben sie. Pierre sah, daß er sie etwas fragte, und sie erglühend Antwort gab.

Aber in demselben Augenblick trat Berg zu Pierre und bat ihn dringend, an einem Streite über die spanischen Angelegenheiten zwischen dem General und dem Obersten Theil zu nehmen.

Berg war zufrieden und glücklich; das Lächeln der Freude verschwand nicht einen Augenblick von seinem Gesicht; seine Gesellschaft war ausgezeichnet und ganz so wie andere Gesellschaften, die er besucht hatte. Alles war hier ganz wie dort: die Damen, die leisen Gespräche, die Karten, am Spieltisch der General mit der lauten Stimme, der Ssamowar, das Gebäck. Nur eines fehlte noch, was er in den Abendgesellschaften, die er nachahmen wollte, immer gefunden: es fehlte ein lautes Gespräch zwischen den Männern, ein Streit über etwas Wichtiges, Geistvolles. Der General hatte jetzt ein solches Gespräch begonnen, und dazu wurde Pierre so eifrig von Berg herbeigerufen.

XXII.

Am folgenden Tage kam Fürst Andrej, den Graf Ilja Andreitsch eingeladen hatte, zum Mittagessen zu Rostows und brachte den Abend bei ihnen zu.

Alle im Hause ahnten, wem zu Liebe Fürst Andrej kam, und er suchte dies auch nicht zu verheimlichen, sondern gab sich Mühe, den ganzen Tag mit Nataschа zusammen zu sein. Nicht nur Natascha, die ängstlich, aber froh und glücklich war, sondern Alle empfanden ein gewisses Bangen vor etwas Wichtigem, das bevorstand. Die Gräfin sah den Fürsten, wenn er mit Natascha sprach, mit traurigen, ernsten, strengen Augen an, aber sobald er sich zu ihr wandte, begann sie schüchtern irgend ein gleichgiltiges

Gespräch. Ssonja fürchtete sich, Nataſcha allein zu lassen, fürchtete aber auch zu stören, wenn sie blieb. Wenn Nataſcha auf eine Minute mit dem Fürsten Andrej unter vier Augen war, erbleichte sie in banger Erwartung und wurde immer wieder durch seine Schüchternheit überrascht. Sie fühlte, daß er ihr etwas zu sagen hatte, sich aber nicht dazu entschließen konnte.

Am Abend, als Fürst Andrej fortgegangen war, trat die Gräfin auf Nataſcha zu und fragte leise:

Nun, wie ist's?

Mama, um Gotteswillen, fragen Sie mich jetzt nichts . . . ich kann nichts sagen!

Aber noch an demselben Abend lag Nataſcha, halb aufgeregt, halb beängstigt, mit weit geöffneten, hin und wieder starr werdenden Augen, lange im Bette der Mutter. Bald erzählte sie ihr, wie er sie gelobt; bald, daß er gesagt, er wolle in's Ausland gehen; bald, daß er sich erkundigt, wo sie den Sommer verleben würden; bald wie ausführlich er nach Boris gefragt.

So war mir noch nie zu Muth . . . so . . . so! rief sie aus. Es ist mir schrecklich, mit ihm zusammen zu sein . . . mir ist immer bange vor ihm . . . Was bedeutet das? . . . doch wohl, daß dies das Echte ist? nicht wahr, Mama? . . . Sie schlafen?

Nein, mein Herzchen, mir ist selber bange, antwortete die Mutter. Aber geh' jetzt!

Das nützt nichts . . . ich kann doch nicht schlafen. Welch' ein Unsinn . . . schlafen! Mama, Mama, so war mir noch nie! wiederholte sie voll Verwunderung und Schrecken vor dem Gefühl, dessen sie sich bewußt wurde. Konnten wir denken! . . .

Nataſcha glaubte, daß ſie ſich in den Fürſten Andrej verliebt hätte, als ſie ihn zum erſtenmale in Otradnoje geſehen und erſchrak gleichſam vor dem unverhofften Glück, daß der Mann, den ſie (wie ſie feſt überzeugt war) damals ſchon erkoren, jetzt wieder mit ihr zuſammentraf und, wie es ſchien, nicht gleichgiltig gegen ſie blieb.

„Da muß er jetzt wie abſichtlich nach Petersburg kommen, während wir hier ſind, und ich muß ihm auf dieſem Balle begegnen . . . Das iſt Schickſalsfügung . . . Es iſt unverkennbar Schickſalsfügung! Alles hat dahingeführt . . . ſchon damals, als ich ihn kaum geſehen, habe ich etwas Beſonderes gefühlt . . .“

Was hat er Dir geſagt? Was für Verſe ſind dies? . . . lies! ſagte die Mutter nachdenklich, indem ſie auf die Verſe zeigte, die Fürſt Andrej in Nataſchas Album geſchrieben hatte.

Mama, iſt's nicht eine Schande, einen Wittwer zu heirathen?

Laß' den Unſinn, Nataſcha, bete zu Gott. „Ehen werden im Himmel geſchloſſen.“

Mein Täubchen, Mamachen, wie ich Sie liebe, wie wohl mir iſt! rief Nataſcha und weinte Thränen des Glückes und der Aufregung, indem ſie die Mutter umarmte.

In derſelben Zeit ſaß Fürſt Andrej bei Pierre und ſprach mit ihm von ſeiner Liebe zu Nataſcha und von ſeinem feſten Vorſatze, ſie zu heirathen.

* * *

Gräfin Helena Waſſiljewna gab an dieſem Abend einen Rout. Der franzöſiſche Geſandte war da, der Prinz, der ſeit Kurzem ein häufiger Beſucher der Gräfin ge-

worden, und viele vornehme Männer und Frauen. Pierre war unten, wanderte durch die Säle und fiel den Gästen durch seine finstere, zugleich nachdenkliche und zerstreute Miene auf.

Von dem Ballabend an fühlte sich Pierre durch einen neuen Anfall von Hypochondrie bedroht, und suchte mit verzweifelter Anstrengung dagegen anzukämpfen. Seit der Annäherung zwischen dem Prinzen und seiner Frau war Pierre unerwartet zum Kammerherrn ernannt; seitdem empfand er wieder die ganze Schwere und Schmach des Gesellschaftslebens, die früheren finsteren Gedanken von der Nichtigkeit des Menschendaseins fingen wieder an, ihn öfter heimzusuchen, und als er zu derselben Zeit das aufkeimende Gefühl zwischen dem Fürsten Andrej und der kleinen Natascha erkannte, die er protegirte, trug der Gegensatz zwischen seiner Lage und der des Freundes noch dazu bei, diese finstere Stimmung zu verstärken. Er gab sich jedoch Mühe, sowohl den Gedanken an seine Frau, wie den an Natascha und den Fürsten Andrej zu meiden. Wieder schien ihm Alles nichtig im Vergleiche zu der Ewigkeit; wieder drängte sich ihm die Frage auf: „wozu?" und Tage und Nächte lang zwang er sich, in Sachen der Freimaurerei zu arbeiten, indem er dadurch die bösen Geister zu vertreiben hoffte.

Pierre, der sich in der Mitternachtsstunde aus den Gemächern der Gräfin entfernt hatte, saß oben in seinem niedrigen, raucherfüllten Zimmer, im abgetragenen Schlafrock, am Tische und schrieb das Original der schottischen Urkunden ab, als Jemand zu ihm in's Zimmer trat. Es war Fürst Andrej.

Ah, Sie sind's! sagte Pierre mit düsterer, zerstreuter

Miene. Ich sitze in der Arbeit, fuhr er fort, indem er auf sein Heft zeigte, und sein Gesicht nahm jenen Ausdruck an, mit dem unglückliche Menschen auf ihre Beschäftigung sehen, wenn sie sich durch sie aus den Mißgeschicken des Lebens gerettet fühlen.

Fürst Andrej blieb mit dem strahlenden, entzückten Gesicht eines zu neuem Leben Geborenen vor Pierre stehen und lächelte ihm mit dem Egoismus des Glückes zu, ohne seine Traurigkeit zu beachten.

Nun, mein Lieber, fing er an, schon gestern wollte ich's Dir sagen, und heute bin ich nur dazu hergekommen: niemals habe ich etwas Aehnliches empfunden! Ich bin verliebt, mein Freund!

Pierre athmete tief und sank mit seinem schweren Körper neben dem Fürsten Andrej auf den Divan.

In Natascha Rostowa, ja? sagte er.

Ja, ja, in wen sonst? Ich hätte nie geglaubt ... Aber dies Gefühl ist stärker als ich. Gestern habe ich gelitten, mich gequält, aber auch diese Qual möchte ich für nichts in der Welt hingeben. Bis jetzt habe ich nicht gewußt, was Leben ist ... erst jetzt fange ich an zu leben ... und ich kann nicht mehr existiren ohne sie ... Aber wird sie mich lieben können? Ich bin alt im Vergleich zu ihr ... Warum sagst Du nichts?

Ich? Ich? Was habe ich Ihnen gesagt? fing Pierre an, indem er aufstand und im Zimmer hin und her ging. Ich habe das immer erwartet ... dies Mädchen ist ein solcher Schatz ... eine solche ... sie ist ein seltenes Mädchen! Lieber Freund, ich bitte Sie, überlegen Sie nicht, zweifeln Sie nicht, heirathen Sie ... heirathen Sie ...

heirathen Sie . . . und ich bin überzeugt, daß es nie einen glücklicheren Menschen geben kann, als Sie.

Aber sie . . .

Sie liebt Sie!

Sprich keinen Unsinn! sagte Fürst Andrej lächelnd, indem er Pierre in die Augen sah.

Sie liebt Sie! ich weiß es! schrie Pierre heftig.

Höre nur, sagte Fürst Andrej, indem er ihn am Arme festhielt. Begreifst Du, in welcher Lage ich bin? . . . Ich muß mich Jemandem anvertrauen.

Gut, sprechen Sie nur . . . Ich freue mich sehr, antwortete Pierre mit veränderter Miene; die Stirnfalte glättete sich, und er hörte dem Fürsten freundlich zu.

Fürst Andrej schien und war ein völlig anderer, neuer Mensch. Was war aus seinem Gram geworden, seiner Lebensverachtung, seiner Ernüchterung! Pierre war der Einzige, gegen den er sich auszusprechen vermochte, und er sagte ihm Alles, was er auf dem Herzen hatte. Er machte frisch und fröhlich Pläne für die Zukunft, sagte, daß er sein Glück nicht den Launen seines Vaters opfern könne, daß er diesen zwingen werde, die Einwilligung zu der Heirath zu geben und Nataścha zu lieben . . . Und wenn nicht, so würde er sich ohne diese Zustimmung behelfen. Und dann wunderte er sich wieder über das Gefühl, das ihn beherrschte, wie über etwas Sonderbares, Fremdes, nicht von ihm Abhängendes.

Ich würde es nie geglaubt haben, wenn man mir gesagt hätte, daß ich so lieben kann. Es ist nicht das Gefühl, das ich früher hatte. Die ganze Welt ist für mich in zwei Theile getheilt: der eine ist sie, und bei ihr ist

Glück, Hoffnung, Licht. Die andere Hälfte ist Alles, wo sie nicht ist; dort ist Freudlosigkeit, Finsterniß . . .

Freudlosigkeit und Finsterniß! wiederholte Pierre; ja, ja, ich verstehe das!

Ich kann es nicht lassen, das Licht zu lieben . . . es ist nicht meine Schuld, daß ich es thue. Und ich bin sehr glücklich! . . . Du verstehst mich, ich weiß, daß Du Dich mit mir freust!

Ja, ja! bestätigte Pierre und sah den Freund mit liebevollen, traurigen Augen an. Je heller ihm das Schicksal des Fürsten Andrej erschien, um so dunkler kam ihm sein eigenes vor.

XXIII.

Zu seiner Heirath bedurfte Fürst Andrej der Zustimmung des Vaters, und um sie zu erlangen, reiste er am folgenden Tage nach Lyssyja-Gory ab.

Der alte Herr nahm die Mittheilung des Sohnes äußerlich ruhig, aber mit innerlichem Zorne auf. Da sich für ihn das Dasein zu Ende neigte, konnte er nicht verstehen, daß man irgend etwas in seiner Lebensweise ändern, etwas Neues hineinbringen wollte.

„Wenn sie mich nur ungestört in meiner Weise zu Ende leben ließen; nachher können sie ja machen, was sie wollen," sagte er zu sich selbst. Dem Sohne gegenüber benahm er sich jedoch mit jener Diplomatie, zu welcher er in wichtigen Fällen zu greifen pflegte, und besprach die Angelegenheit in erzwungen ruhigem Tone.

Erstens war die Partie, wie er bemerkte, in Bezug auf Verwandtschaft, Verbindungen und Vermögen durchaus

nicht glänzend; zweitens war Fürst Andrej nicht mehr in der ersten Jugend, erfreute sich keiner kräftigen Gesundheit (der alte Herr legte hierauf besonderes Gewicht), und sie war noch so sehr jung; drittens erschien es ihm bedauerlich, daß sein Enkel einem solchen Kinde in die Hände gegeben werden sollte, und viertens endlich sagte er, indem er den Sohn spöttisch ansah: „Thu' mir den Gefallen und verschiebe die Geschichte um ein Jahr. Gehe in's Ausland; thue etwas für Deine Gesundheit; suche, wie es Deine Absicht war, einen deutschen Erzieher für den Fürsten Nikolaj ... und wenn dann Deine Liebe oder Leidenschaft oder Halsstarrigkeit oder wie Du es sonst nennen willst, noch immer vorhält, so heirathe. Dies ist mein letztes Wort, das wisse, mein letztes!"

Der Fürst schloß in einem Tone, der deutlich sagte, daß nichts ihn zwingen könnte, seinen Entschluß zu ändern.

Wie Fürst Andrej klar erkannte, hoffte der alte Herr, daß entweder das Gefühl des Sohnes oder das seiner künftigen Braut die Prüfung von einem Jahre nicht überstehen, oder daß er selbst, der alte Fürst, im Laufe dieser Zeit sterben würde. Fürst Andrej beschloß, den Willen des Vaters zu erfüllen, seinen Antrag zu machen, und die Hochzeit um ein Jahr zu verschieben.

Drei Wochen nach dem letzten Abend bei Rostow kam Fürst Andrej nach Petersburg zurück.

* * *

Nach ihrer Aussprache mit der Mutter hatte Nataſcha den Fürsten Bolkonskij den ganzen Tag erwartet; aber er kam nicht. Am zweiten und dritten Tage war es eben so. Auch Pierre ließ sich nicht sehen, und Nataſcha, die nicht

wußte, daß Fürst Andrej zu seinem Vater gereist war, konnte sich sein Fortbleiben nicht erklären.

So vergingen drei Wochen. Nataſcha wollte nirgends hingehen und schlich wie ein Schatten, unthätig und niedergeschlagen durch die Zimmer. Wenn sie allein war, weinte sie und vermied die Abendzirkel der Mutter. Sie erröthete beständig, war sehr aufgeregt, hatte das Gefühl, als ob alle Welt von ihrer Täuschung unterrichtet wäre, sie verlachte und bedauerte, und die ganze Bitterkeit verletzter Eigenliebe verschärfte ihr Unglück.

Einmal kam sie zu der Gräfin und schien ihr etwas sagen zu wollen; aber plötzlich fing sie an zu weinen. Ihre Thränen waren die eines gekränkten Kindes, das selbst nicht weiß, wofür es bestraft wird.

Die Mutter fing an sie zu trösten; Anfangs hörte Nataſcha zu, aber dann fiel sie ihr in's Wort und sagte:

Hören Sie auf, Mama! ich denke gar nicht mehr daran und will nicht daran denken, warum er uns besucht . . . und wieder aufgehört hat.

Ihre Stimme zitterte, und sie war abermals im Begriff, zu weinen; sie nahm sich jedoch zusammen und fuhr ruhig fort:

Ich mag ihn auch gar nicht heirathen . . . Ich fürchte mich vor ihm . . . Ich bin ganz, ganz vernünftig geworden.

Am Morgen nach diesem Gespräch zog Nataſcha das alte Kleid wieder an, das ihr, wegen der heiteren Tage, an die es sie erinnerte, besonders lieb war, und kehrte zu ihrer frühern Lebensweise zurück, die sie nach dem Balle verändert hatte. Nachdem sie Thee getrunken, ging sie in den Saal, den sie seiner starken Resonanz wegen besonders gern hatte, und fing an, ihre Solfeggien zu singen. Nach

der ersten Uebung, stellte sie sich mitten in den Saal hin und wiederholte eine musikalische Phrase, die ihr besonders gefiel. Mit einem Vergnügen (als ob es etwas Neues für sie wäre) lauschte sie auf den Wohllaut, mit welchem diese Töne dahin strömten, die Leere des Saales füllten und allmählich erstarben, und plötzlich wurde ihr leicht um's Herz.

„Wozu viel darüber nachdenken! es ist auch so gut," sagte sie zu sich selbst und fing an im Saale hin und her zu gehen, indem sie auf dem hallenden Parquet bei jedem Schritt vom Absatz auf die Zehen trat. Sie trug ihre neuen Lieblingsschuhe und horchte mit demselben Vergnügen, wie vorhin, auf die Töne ihrer Stimme, auf das gleichmäßige Klappern der Absätze und das Knarren der Sohlen. Als sie am Spiegel vorbeikam, sah sie hinein.

„Das bin ich!" schien der Ausdruck ihres Gesichts beim Anblick ihrer eignen Gestalt zu sagen. „Gut. Ich brauche Niemand!"

Der Diener wollte etwas im Saale ordnen, aber sie ließ ihn nicht herein, schloß wieder die Thür hinter ihm und setzte ihren Spaziergang fort.

Sie kehrte an diesem Morgen zu dem ihr behaglichsten Zustand der Liebe und Bewunderung für sich selbst zurück.

„Wie reizend ist diese Nataścha!" sagte sie abermals, indem sie von sich selbst mit den Worten eines Dritten, eines Collectiv-Mannes sprach. „Sie ist schön, hat eine herrliche Stimme, ist jung, und Jeder hat sie gern. Laßt sie nur in Ruhe!" Freilich, wenn man sie nicht in Ruhe ließ, konnte sie nicht ruhig sein — das fühlte sie nur zu deutlich!

Im Vorzimmer öffnete sich die Thür der Paradetreppe; eine Stimme fragte: die Herrschaft zu Hause? und

Schritte wurden hörbar. Natascha blickte in den Spiegel, aber im ersten Moment sah sie sich nicht. Sie hörte nur das Geräusch im Vorzimmer, und als sie sich endlich sah, war ihr Gesicht ganz blaß. „Er“ war es, das wußte sie gewiß, obwohl sie seine Stimme hinter der verschlossenen Thür kaum gehört hatte.

Bleich und erschrocken eilte Natascha in den Salon.

Mama, Bolkonskij ist gekommen! sagte sie; Mama, das ist schrecklich! das ist unausstehlich! ... Ich will mich nicht wieder quälen . . . was soll ich thun?

Die Gräfin hatte noch nicht Zeit gehabt, ihr zu antworten, als Fürst Andrej mit aufgeregtem, ernstem Gesicht in den Salon trat. Sobald er Natascha erblickte, erhellte sich seine Miene; er küßte Mutter und Tochter die Hand und setzte sich neben den Divan.

Wir haben schon lange nicht das Vergnügen gehabt... begann die Gräfin; aber Fürst Andrej unterbrach sie, indem er sich beeilte, sowohl auf ihre Fragen zu antworten, als auszusprechen, was er zu sagen hatte.

Ich habe Sie in dieser Zeit nicht besucht, weil ich bei meinem Vater gewesen bin . . . ich mußte über eine wichtige Angelegenheit mit ihm sprechen. Erst heute Nacht bin ich zurückgekehrt, und mit einem Blick auf Natascha fügte er hinzu: Ich muß mit Ihnen sprechen, Gräfin.

Die Gräfin seufzte und schlug die Augen nieder.

Ich stehe zu Diensten, sagte sie.

Natascha wußte, daß sie gehen sollte, aber sie konnte nicht; es war, als ob ihr etwas die Kehle zuschnürte, und unhöflich, mit weit geöffneten Augen starrte sie den Fürsten an.

„Jetzt gleich? diesen Augenblick? Nein, das ist nicht möglich!“ dachte sie.

Er sah sie wieder an und dieser Blick überzeugte sie, daß sie sich nicht geirrt hatte. Ja, gleich, diesen Augenblick sollte sich ihr Schicksal entscheiden!

Geh', Natascha, ich werde Dich rufen! sagte die Gräfin leise.

Mit erschrockenen, flehenden Augen sah Natascha den Fürsten Andrej und die Mutter an und entfernte sich.

Ich bin gekommen, Gräfin, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten, sagte Fürst Andrej.

Das Gesicht der Gräfin erglühte, aber sie antwortete nicht.

Ihr Antrag . . . fing sie in gemessenem Tone an; er schwieg und sah ihr in die Augen. — Ihr Antrag . . . sie wurde verlegen . . . ist uns angenehm und . . . und ich nehme Ihren Antrag an . . . ich freue mich . . . Und mein Mann . . . ich hoffe . . . aber von ihr selbst wird es abhängen . . .

Ich wollte nicht eher mit ihr sprechen, bis ich Ihre Einwilligung hatte . . . Geben Sie sie mir? fragte Fürst Andrej.

Ja! antwortete die Gräfin, indem sie ihm die Hand entgegenstreckte, und mit einem gemischten Gefühl von Scheu und Herzlichkeit drückte sie, während er sich über ihre Hand beugte, die Lippen auf seine Stirn. Sie wollte ihn lieb haben, wie einen Sohn, aber sie fühlte, daß er für sie ein fremder unangenehmer Mensch sei.

Von der Einwilligung meines Mannes bin ich überzeugt, fügte sie hinzu; aber Ihr Vater?

Mein Vater, dem ich meine Absichten mitgetheilt habe, hat als einzige Bedingung seiner Zustimmung hingestellt, daß die Hochzeit erst nach Ablauf eines Jahres stattfinden

dürfe. Das wollte ich Ihnen sagen, antwortete Fürst Andrej.

Nataſcha iſt zwar noch ſehr jung ... aber ſo lange!...

Es war nicht anders möglich! erwiderte Fürſt Andrej und ſeufzte.

Ich werde ſie Ihnen ſchicken, ſagte die Gräfin und verließ das Zimmer.

„Gott ſei uns gnädig!“ wiederholte ſie mehrmals, während ſie die Tochter ſuchte. Sſonja ſagte ihr, Nataſcha ſei im Schlafzimmer.

Nataſcha ſaß bleich, mit trockenen Augen auf ihrem Bette, ſah zu den Heiligenbildern auf, bekreuzte ſich und lauſchte. Als ſie die Mutter erblickte, fuhr ſie in die Höhe und eilte ihr entgegen.

Was, Mama, was iſt?

Geh', geh' zu ihm; er bittet um Deine Hand, ſagte die Gräfin, wie es Nataſcha ſchien, in kaltem Tone. Geh', geh! wiederholte die Mutter kummer- und vorwurfsvoll, während ſie der forteilenden Tochter mit ſchwerem Seufzer nachſah.

Nataſcha konnte ſich ſpäter nicht erinnern, wie ſie in den Salon gekommen war. Als ſie in die Thür trat und den Fürſten Andrej erblickte, blieb ſie ſtehen.

„Iſt es möglich, daß dieſer fremde Mann Alles für mich geworden iſt?“ fragte ſie ſich ſelbſt und antwortete augenblicklich: „Ja, Alles! er allein iſt mir jetzt theuerer, als Alles in der Welt.“

Fürſt Andrej kam mit geſenkten Augen auf ſie zu.

Ich liebe Sie, ſeit dem erſten Augenblick, da ich Sie geſehen . . . Darf ich hoffen?

Er blickte auf, und der ernſte leidenſchaftliche Ausdruck

ihres Gesichts überraschte ihn. Ihr Gesicht sagte: „Wozu fragen, wozu zweifeln, wo man wissen muß? Wozu sprechen, wo man mit Worten nicht sagen kann, was man fühlt!“

Sie näherte sich ihm und blieb stehen; er nahm ihre Hand und küßte sie.

Lieben Sie mich?

Ja, ja! antwortete Natascha wie im Zorn; seufzte laut auf, seufzte wieder und wieder, und fing endlich an zu schluchzen.

Warum? was ist Ihnen?

Ach ich bin so glücklich! antwortete sie, lächelte unter Thränen, neigte sich näher zu ihm, dachte einen Moment: „Darf man das wohl?“ und küßte ihn.

Fürst Andrej faßte ihre Hände und sah ihr in die Augen. In seiner Seele fand er nicht die frühere Liebe zu ihr; eine plötzliche Wandlung war in seinem Innern vorgegangen. Statt des bisherigen poetischen Reizes der Wünsche empfand er jetzt eine Art von Mitleid mit ihrer weiblichen und kindlichen Schwäche, eine Art von Angst vor ihrer Hingebung und Vertraulichkeit, und ein schweres, aber zugleich freudiges Bewußtsein der Pflicht, welche ihn auf ewig an sie band, erwachte in ihm. Dies Gefühl war zwar nicht so hell und poetisch wie das frühere, aber es war ernster und stärker.

Hat Ihnen die Mama gesagt, daß es nicht vor einem Jahre sein kann? fragte Fürst Andrej, indem er fortfuhr ihr in die Augen zu sehen.

„Ist es möglich, daß ich es bin, das kleine Mädchen, wie mich Alle nannten,“ dachte Natascha. „Ist es möglich, daß ich jetzt, von dieser Minute an, eine Frau bin, welche diesem

fremden, lieben, geistvollen Manne gleichsteht, den sogar mein Vater verehrt? — Ist das wahr? — Ist es wahr, daß ich von jetzt an erwachsen bin, und für jede meiner Handlungen und für jedes meiner Worte verantwortlich sein muß. Aber was hat er mich wohl gefragt?"

Nein! antwortete sie ihm, ohne zu wissen, was er gesagt hatte.

Verzeihen Sie mir! fuhr Fürst Andrej fort; aber Sie sind so jung und ich habe schon viel im Leben erfahren. Mir ist bange für Sie; Sie kennen sich selbst nicht.

Nataschа hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, indem sie den Sinn seiner Worte zu verstehen suchte; aber es gelang ihr nicht.

Wie schwer mir dies Jahr, welches mein Glück hinausschiebt, auch sein wird, fuhr Fürst Andrej fort, Sie werden sich in dieser Zeit prüfen, und nach einem Jahre werde ich Sie bitten, mich glücklich zu machen. Aber Sie sind frei. Unsere Verlobung bleibt ein Geheimniß, und wenn Sie sich überzeugen sollten, daß Sie mich nicht lieben, oder einen Andern . . . Fürst Andrej lächelte erzwungen.

Warum sprechen Sie so? unterbrach ihn Natascha, Sie wissen, daß ich sie von dem Tage an, als Sie zum erstenmale nach Otradnoje kamen, liebgewonnen habe, fügte sie hinzu, fest überzeugt, daß sie die Wahrheit sprach.

Im Verlaufe dieses Jahres werden Sie sich selbst kennen lernen . . .

Ein gan-zes Jahr! rief Natascha, die erst jetzt verstand, daß die Hochzeit um ein Jahr verschoben werden sollte. Aber warum dies Jahr? Warum?

Fürst Andrej fing an, ihr die Gründe dieses Aufschubs zu erklären. Natascha hörte ihn nicht.

Geht es denn nicht anders? fragte sie endlich.

Fürst Andrej antwortete nicht, aber sein Gesicht sagte deutlich, daß es unmöglich war, diesen Entschluß zu ändern.

Das ist schrecklich! o das ist schrecklich! schrecklich! rief Nataschа und fing wieder an zu schluchzen. Ich sterbe, wenn ich dies Jahr warten soll. Das kann man nicht verlangen . . . das ist schrecklich! Sie blickte ihren Verlobten an und sah in seinem Gesichte den Ausdruck des Mitleidens und der Rathlosigkeit.

Nein, nein, ich werde Alles thun! sagte sie, indem sie plötzlich ihre Thränen unterdrückte. Ich bin so glücklich!

Der Vater und die Mutter traten in's Zimmer und gaben dem Bräutigam und der Braut ihren Segen.

Seit diesem Tage besuchte Fürst Andrej die Rostows als Bräutigam.

XXIV.

Eine Verlobungsfeier fand nicht statt; Niemandem wurde das Verlöbniß Bolkonskijs und Nataschas angezeigt. Fürst Andrej hatte es so verlangt. Er sagte, daß er allein die Ursache des Aufschubes wäre, also auch allein seine ganze Schwere tragen müsse. Er selbst, sagte er, wäre durch sein Wort auf ewig gebunden, Natascha solle aber nicht gefesselt sein und würde, falls sie nach einem halben Jahre fühlte, daß sie ihn nicht liebte, nur von ihrem Rechte Gebrauch machen, wenn sie sich von ihm lossagte.

Selbstverständlich wollten weder die Eltern, noch Natascha darauf eingehen, aber Fürst Andrej blieb dabei. Er

kam täglich zu Rostows, behandelte Natascha aber nicht, wie seine Braut, sagte Sie zu ihr und küßte nur ihre Hand. Dennoch wurden die Beziehungen zwischen den Beiden nach dem Antrage ganz andere, als vorher. Sie waren einfach, vertraulich und es schien, als ob sich Bolkonskij und Natascha erst jetzt wirklich kennen lernten. Sie erinnerten sich gern zurück, wie sie sich anzusehen pflegten, als sie sich noch gar nichts waren; jetzt fühlten sich Beide als durchaus andere Wesen. Damals verstellten sie sich; jetzt waren sie natürlich und ungezwungen.

In der Familie erregte Anfangs der Verkehr mit dem Fürsten Andrej ein gewisses Unbehagen; er schien ein Mensch aus einer fremden Welt zu sein. Natascha suchte ihn ihren Angehörigen näher zu bringen und versicherte Allen voll Stolz, daß er nur anscheinend ein Sonderling, im Grunde aber ebenso wäre, wie Andere, daß sie sich nicht vor ihm fürchte, und daß sich überhaupt Niemand vor ihm zu fürchten brauche. Nach einigen Tagen gewöhnte man sich denn auch an ihn, kehrte ohne Umstände zu der früheren Lebensweise zurück, und Fürst Andrej wußte sich ihr anzupassen. Er verstand es, mit dem Grafen von der Wirthschaft zu sprechen, mit der Gräfin und Natascha von Putz, mit Ssonja von Albums und Canevas. Zuweilen äußerten Rostows unter sich oder auch in Gegenwart des Fürsten Andrej ihre Verwunderung darüber, wie Alles so gekommen war und wie auffallend die Fügungen des Schicksals gewesen: der Besuch des Fürsten Andrej in Otradnoje; die Uebersiedelung der Familie nach Petersburg; die Aehnlichkeit zwischen Natascha und dem Fürsten, welche Nataschas Wärterin bei seinem ersten Besuch bemerkt hatte; das Zusammentreffen zwischen dem Fürsten und Nikolaj im Jahre

1805 — und noch viele andere Vorzeichen dessen, was nun geschehen war, wurden von den Hausgenossen zur Sprache gebracht.

Im Rostowschen Hause herrschten jetzt jene poetische Langeweile und Schweigsamkeit, welche immer die Anwesenheit eines Brautpaares zu begleiten pflegen. Oft, wenn sie zusammen saßen, blieben Alle stumm, oder sie standen nach und nach auf, gingen fort, und Braut und Bräutigam, die allein blieben, schwiegen ebenfalls. Selten nur sprachen sie über ihre Zukunft. Dem Fürsten Andrej war es peinlich, davon zu sprechen, und Nataschа theilte dies Gefühl, wie alle anderen, die ihn bewegten und die sie immer errieth.

Eines Tages fragte sie ihn nach seinem Söhnchen. Er erröthete — was er jetzt häufig that und was Natascha besonders gern hatte — und sagte, daß das Kind nicht in ihrem Hause leben würde.

Warum nicht? fragte Natascha bestürzt.

Ich kann ihn dem Großvater nicht wegnehmen . . . und dann . . .

Wie lieb würde ich ihn haben! rief Natascha, die seine Gedanken sogleich errieth. Aber ich weiß, Sie wollen nicht, daß man einen Vorwand habe, Sie und mich anzuklagen.

Zuweilen kam der alte Graf zu dem Fürsten Andrej, küßte ihn, fragte ihn um Rath wegen der Erziehung Petjas oder in Nikolajs Dienstangelegenheiten. Die Gräfin seufzte oft, wenn sie ihn ansah. Ssonja fürchtete jeden Augenblick lästig zu sein und suchte Vorwände, die Beiden allein zu lassen, auch wenn es gar nicht nöthig gewesen wäre. Wenn Fürst Andrej sprach (er erzählte sehr gut), hörte ihm Natascha mit stolzer Befriedigung zu, und wenn sie

sprach, bemerkte sie mit einem Gemisch von Furcht und Freude, daß er sie aufmerksam, prüfend beobachtete. Mit Verwunderung fragte sie sich selbst: „Was sucht er in mir, was will sein Blick erforschen? Und wie, wenn er das Gesuchte in mir nicht findet?“ Zuweilen verfiel sie in die ihr eigenthümliche tolle Lustigkeit, und dann freute sie sich, den Fürsten Andrej lachen zu sehen. Er lachte selten, aber wenn er es einmal that, gab er sich ganz seinem Lachen hin, und so oft dies geschah, fühlte sich ihm Natascha näher. Sie wäre ganz glücklich gewesen, hätte sie nicht der Gedanke an die bevorstehende, herannahende Trennung geschreckt. Auch er erbleichte bei dem Gedanken daran, und fühlte sich von Kälte durchschauert.

Am Abend vor seiner Abreise von Petersburg brachte Fürst Andrej Pierre mit, der seit dem Balle nicht bei Rostows gewesen war. Pierre schien zerstreut und verlegen. Er begann ein Gespräch mit der Mutter. Natascha setzte sich mit Ssonja an's Schachbrett, wodurch sie den Fürsten Andrej an ihre Seite rief. Er ging zu ihnen.

Sie kennen Besuchoj schon lange . . . Haben Sie ihn gern? fragte er.

Ja, er ist ein guter Mensch, aber sehr komisch.

Und wie gewöhnlich, wenn sie von Pierre sprach, fing sie an, Anekdoten von seiner Zerstreutheit zu erzählen — Anekdoten, die zum großen Theil erfunden waren.

Sie müssen wissen, daß ich ihm unser Geheimniß anvertraut habe, sagte Fürst Andrej; ich kenne ihn von Kindheit an; er hat ein goldenes Herz! — Ich bitte Sie, Natascha, fuhr er plötzlich in ernstem Tone fort, ich reise nun fort . . . Gott weiß, was geschehen kann! . . . Sie

können gleichgiltig . . . ja, ich weiß, daß ich davon nicht sprechen soll . . . aber um Eins bitte ich: sollte Ihnen etwas geschehen, wenn ich nicht da bin . . .

Was soll mir denn geschehen?

Wenn Sie ein Unglück treffen sollte, ich bitte Sie . . . auch Sie, Mademoiselle Sophie . . . was auch geschehen mag, wenden Sie sich nur an ihn um Rath und Hilfe. Er ist der zerstreuteste, komischste Mensch, aber ein goldenes Herz.

Weder Vater noch Mutter, weder Ssonja noch Fürst Andrej konnte voraussehen, wie der Abschied von ihrem Bräutigam auf Nataſcha wirken würde. Roth und aufgeregt, mit trockenen Augen ging sie an diesem Tage im Hause umher und beschäftigte sich mit den nichtigsten Dingen, als ob sie nicht begriffen hätte, was ihr bevorstand. Sie weinte nicht, auch nicht in dem Augenblicke, als er ihr zum Lebewohl die Hand küßte.

Reisen Sie nicht! sagte sie einfach, aber in einem solchen Tone zu ihm, daß er bedenklich wurde. Sollte er vielleicht dableiben? Lange nachher noch erinnerte er sich dieses Tones.

Auch als er fort war, weinte sie nicht. Thränenlos saß sie tagelang in ihrem Zimmer, nahm an nichts Antheil und sagte nur dann und wann: Ach, warum ist er fortgereist!

Aber vierzehn Tage nach dem Abschiede machte sie sich, zur Verwunderung der Ihrigen, von ihrer seelischen Krankheit frei. Sie war wieder wie früher, nur daß sie eine andere moralische Physiognomie bekommen hatte — wie Kinder nach langer Krankheit mit einem anderen Gesicht aus dem Bette aufstehen.

XXV.

Die Gesundheit und Stimmung des Fürsten Nikolaj Andreitsch Bolkonskij hatten sich in der letzten Zeit, besonders seit der Abreise des Sohnes, sehr verschlechtert. Er war jetzt noch reizbarer als früher, und die Ausbrüche seines grundlosen Zornes ergossen sich meist über die Fürstin Maria. Er schien alle ihre schwachen Seiten sorgfältig hervorzusuchen und ein grausames Vergnügen darin zu finden, daß er die Tochter moralisch quälte. Fürstin Maria hatte zwei Leidenschaften, und in Folge dessen zwei Freuden: ihren Neffen Nikoluschka und die Religion, und beide wurden Lieblingsthemen für die Angriffe und Spötteleien des Fürsten. Wovon auch die Rede sein mochte, immer lenkte er das Gespräch auf den Aberglauben der alten Jungfern oder auf das Verwöhnen und Verziehen der Kinder. „Du möchtest aus ihm (Nikolenka) ein altes Mädchen machen, wie Du selber bist; das geht nicht! Fürst Andrej braucht einen Sohn, kein Weib.“ Oder er wandte sich an Mlle. Bourienne und fragte sie in Gegenwart der Fürstin Maria, wie ihr unsere Pfaffen und Heiligenbilder gefielen, und scherzte darüber.

Er kränkte seine Tochter unaufhörlich, sie aber brauchte keine Anstrengung zu machen, um ihm zu verzeihen. Ihr war, als ob ihr Vater, an dessen Liebe sie zuversichtlich glaubte, keine Schuld gegen sie haben und keine Ungerechtigkeit gegen sie begehen könnte. Was ist denn auch Gerechtigkeit? Fürstin Maria grübelte niemals über dies stolze Wort: „Gerechtigkeit“. Alle die complicirten Gesetze der Menschheit vereinigten sich für sie in ein einfaches, verständliches Gebot: das Gebot der Liebe und Aufopferung, welches

uns durch Den gegeben wurde, der aus Liebe für die Menschheit gelitten, obwohl er selbst Gott war. Was hatte sie nach der Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit anderer Menschen zu fragen? Sie mußte lieben und leiden, und das that sie.

Im Laufe des Winters kam Fürst Andrej einigemal nach Lyssyja-Gory und war heiter, sanft, freundlich, wie ihn die Schwester lange nicht gesehen hatte. Sie ahnte, daß etwas in ihm vorging, aber er sagte ihr kein Wort von seiner Liebe; vor der Abreise hatte er eine lange Unterredung mit dem Vater und Fürstin Maria bemerkte, daß sie gegeneinander verstimmt waren.

Bald nach der Abreise des Fürsten Andrej schrieb Fürstin Maria aus Lyssyja-Gory nach Petersburg an ihre Freundin, Julie Kuragina, welche sie, die nach Mädchenart allerhand Pläne machte, mit ihrem Bruder zu verheirathen wünschte. Julie trauerte gerade um den Tod ihres Bruders, der in der Türkei geblieben war.

„Der Kummer ist, wie wir immer mehr erkennen, das allgemeine Menschenloos, meine liebe, theure Julie.

„Aber Ihr Verlust ist so schwer, daß ich ihn mir nur erklären kann, wenn ich ihn als eine besondere Gnade Gottes ansehe, der Sie prüfen will, weil er Sie lieb hat — Sie und Ihre vortreffliche Mutter. Ach! meine Freundin, der Glaube, und nur allein der Glaube kann uns, ich sage nicht trösten, aber vor Verzweiflung schützen. Nur der Glaube kann uns erklären, was der Mensch ohne seine Hilfe nicht zu verstehen vermag; ich meine: warum gute, edle Wesen, die sich in diesem Leben glücklich fühlen und nicht nur Keinem schaden, sondern für das Glück Anderer nothwendig sind, zu Gott abgerufen werden,

während böse, unnütze, schädliche oder solche, die sich selbst und Andern zur Last sind, am Leben bleiben. Der erste Tod, den ich sah und niemals vergessen werde — der Tod meiner lieben Schwägerin, hat diesen Eindruck auf mich gemacht. Wie Sie das Schicksal fragen: warum Ihr herrlicher Bruder sterben mußte, ebenso habe ich gefragt, warum dieser Engel, unsere Lisa, sterben mußte, welche nicht nur keinem Menschen Böses that, sondern niemals andere als gute Gedanken in ihrer Seele gehabt hat ... Und nun, meine Freundin, nun sind seitdem fünf Jahre vergangen, und ich fange mit meinem geringen Verstande deutlich an zu erkennen, warum sie sterben mußte und in welcher Weise dieser Tod nur der Ausdruck der unendlichen Güte des Schöpfers war, dessen Thaten alle, obwohl wir sie meist nicht verstehen, nur Beweise der unendlichen Liebe für seine Geschöpfe sind. Vielleicht — so denke ich oft — war sie zu engelhaft unschuldig, um zu allen Pflichten der Mutter die nöthige Kraft zu haben. Als junge Gattin war sie tadellos — vielleicht hätte sie es als Mutter nicht in demselben Grade sein können. Jetzt hat sie uns, und vor Allem dem Fürsten Andrej, nur das reinste Bedauern und die reinste Erinnerung zurückgelassen, und wird im Jenseit wahrscheinlich eine Stellung einnehmen, wie ich sie für mich nicht zu hoffen wage. Aber auch ohne von ihr selbst zu sprechen, hat dieser frühe, schreckliche Tod auf mich und meinen Bruder trotz des bitteren Kummers den wohlthätigsten Einfluß gehabt. Damals, im Augenblicke des Verlustes, konnte ich diese Gedanken nicht haben; damals hätte ich sie sogar mit Entsetzen zurückgewiesen; aber jetzt ist mir Alles deutlich und unzweifelhaft. Ich schreibe Ihnen dies Alles, liebe Freundin, um Sie von der

evangelischen Wahrheit zu überzeugen, welche für mich zu einer Lebensregel geworden ist: von der Wahrheit, daß ohne seinen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt, daß sein Wille nur durch die unendliche Liebe zu uns bestimmt wird, und daß darum Alles, was uns geschieht, zu unserem Heile gereicht.

„Sie fragen, ob wir den künftigen Winter in Moskau zubringen werden? Trotz meines lebhaften Verlangens, Sie zu sehen, glaube ich das nicht und wünsche es nicht. Sie werden sich wundern, es zu hören, der Grund ist Bonaparte. Die Gesundheit meines Vaters wird merklich schwächer; Widerspruch kann er nicht ertragen und wird immer reizbarer. Am heftigsten ist er, wie Sie wissen, in politischen Angelegenheiten. Er kann den Gedanken nicht ertragen, daß Bonaparte Alles leitet und mit allen Kaisern Europas, besonders mit dem unsrigen, dem Enkel der großen Katharina, wie mit seines Gleichen verkehrt. Sie wissen auch, daß mich die Politik gleichgiltig läßt; aber aus den Worten meines Vaters und seinen Gesprächen mit Michail Iwanowitsch weiß ich von Allem, was in der Welt geschieht, und besonders von den Ehren, die Bonaparte zu Theil werden. Lyssyja-Gory scheint wirklich der einzige Ort der Welt zu sein, wo er weder als großer Mann, noch als französischer Kaiser anerkannt wird. Das kann mein Vater nicht ertragen, und mir scheint, daß er ungern von einer Reise nach Moskau hört, hauptsächlich wohl, weil er die Streitigkeiten voraussieht, in welche er durch seine politischen Ansichten und vor Allem durch die Gewohnheit gerathen würde, seine Meinungen auszusprechen, ohne auf irgend Jemand Rücksicht zu nehmen. Alles, was er durch eine Kur in Moskau gewinnen könnte, würde er durch die

unvermeidlichen Streitigkeiten über Bonaparte wieder einbüßen. Hoffentlich wird dies bald anders!

„Unser Familienleben ist, bis auf die Abwesenheit meines Bruders Andrej, ganz das alte. Er hat sich, wie ich Ihnen schon früher schrieb, in der letzten Zeit sehr verändert. Erst jetzt ist er von dem Kummer dieser Jahre geistig genesen, und ich finde ihn wieder, wie ich ihn als Kind gekannt habe: gut, sanft, mit jenem goldenen Herzen, das nicht seines Gleichen hat. Ich glaube, er hat die Erkenntniß gewonnen, daß das Leben für ihn noch nicht zu Ende ist. Mit dieser moralischen Veränderung ist er jedoch physisch schwach geworden, magerer, nervöser als früher. Ich sorge mich um ihn und freue mich, daß er diese Reise in's Ausland, die ihn von den Aerzten schon lange vorgeschrieben wurde, endlich unternommen hat, und hoffe, daß sie ihm Besserung bringt.

„Sie schreiben mir, daß man in Petersburg von ihm spricht, wie von einem unserer thätigsten, klügsten und gebildetsten jungen Männer. Verzeihen Sie diese schwesterliche Eitelkeit: ich habe nie daran gezweifelt. Das Gute, das er hier — von seinen Bauern an, bis zu den Edelleuten — gethan hat, ist nicht zu zählen. Ja, ihm ist in Petersburg nur zu Theil geworden, was ihm gebührte ... Uebrigens wundere ich mich, auf welche Art Gerüchte aus Petersburg nach Moskau kommen, noch dazu so unrichtige, wie das, von welchem Sie mir schreiben, das Gerücht von der vermeintlichen Heirath zwischen meinem Bruder und der kleinen Rostowa. Ich glaube nicht, daß Andrej irgendwann, irgendwen heirathen wird — am wenigsten dies Mädchen! Meine Gründe sind: erstens die Ueberzeugung, daß, obwohl er selten von seiner verstorbenen Frau spricht, der Kummer

um ihren Verlust zu tief in seinem Herzen eingewurzelt ist, als daß er sich je entschließen würde, ihr eine Nachfolgerin und unserem kleinen Engel eine Stiefmutter zu geben. Zweitens, weil dies Mädchen, soviel ich weiß, nicht zu den Frauen gehört, die dem Fürsten Andrej gefallen können. Ich glaube nicht, daß er sie zur Frau wählen würde, und sage aufrichtig, daß ich es auch nicht möchte. Aber ich plaudere zu viel! Der zweite Bogen geht schon zu Ende. Leben Sie wohl, meine liebe Freundin. Möge Sie Gott unter seine heilige und mächtige Obhut nehmen! Meine liebe Freundin, Mademoiselle Bourienne umarmt Sie.

Maria."

XXVI.

Um die Mitte des Sommers erhielt Fürstin Maria unverhofft einen Brief ihres Bruders aus der Schweiz, in welchem er ihr die sonderbare und unerwartete Neuigkeit seiner Verlobung mit Nataſcha Rostowa verkündigte. Der ganze Brief athmete Liebe für seine Braut und herzliche Freundschaft, inniges Vertrauen für die Schwester. Er schrieb, daß er noch niemals so geliebt hätte, wie jetzt; daß er erst jetzt das Leben verstehe und erkenne. Er bat die Schwester ihm zu verzeihen, daß er ihr bei seiner Anwesenheit in Lyssyja-Gory nichts von diesem Entschlusse gesagt habe, obwohl er mit dem Vater darüber gesprochen. Er hätte ihr besonders darum nichts gesagt, weil sie den Vater um seine Zustimmung gebeten, und ohne das Ziel zu erreichen, den alten Herrn nur gereizt und dann allein die Last seiner Unzufriedenheit getragen haben würde. Uebrigens, fügte er hinzu, wäre die Sache damals auch noch

nicht so fest bestimmt gewesen, wie jetzt. „Damals hat der Vater mir eine Frist angesetzt — ein Jahr, und jetzt sind schon sechs Monate, die Hälfte der Wartezeit vergangen, und ich fühle mich in meinem Entschlusse fester als je. Wenn mich die Aerzte nicht hier im Bade zurückhielten, wäre ich längst schon in Rußland; aber nun muß ich meine Rückkehr noch um drei Monate verschieben. Du kennst mich und mein Verhältniß zum Vater. Ich brauche nichts von ihm, ich war immer unabhängig und werde es auch künftig sein, aber etwas gegen seinen Willen zu thun, seinen Zorn zu verdienen, wo ihm vielleicht nur noch kurze Zeit vergönnt ist, bei uns zu sein, würde mein Glück um die Hälfte vermindern. Ich schreibe ihm jetzt darüber und bitte Dich, den günstigen Augenblick zu wählen, um ihm den Brief einzuhändigen und mir dann zu berichten, wie er Alles ansieht, und ob nicht zu hoffen ist, daß er einwilligt, die mir gesetzte Frist um vier Monate zu verkürzen."

Nach langem Zweifeln, Schwanken und Beten übergab Fürstin Maria den Brief. Am andern Tage sagte ihr der Fürst ganz ruhig:

Schreibe Deinem Bruder, er möge warten bis ich gestorben bin . . . Es wird nicht mehr lange dauern — ich gebe ihn bald frei.

Die Fürstin wollte etwas einwenden, aber der Vater ließ es nicht zu und fing an, mehr und mehr die Stimme zu erheben.

Heirathe nur! heirathe mein Täubchen! Schöne Sippe, he! . . . reiche, kluge Leute, he! . . . Ja, eine nette Stiefmutter wird Nikoluschka haben! Schreib' ihm, er möge meinetwegen morgen heirathen. Sie wird Nikoluschkas Stief-

mutter, und ich werde die Bourienne heirathen! ... ha! ha! ha! ... Er soll auch eine Stiefmutter haben! ... Nur Eins mach' ich mir aus; ich brauche keine Weiber weiter im Hause. Wenn er heirathet, mag er für sich allein leben. Vielleicht wirst auch Du zu ihm übersiedeln? wandte er sich zur Fürstin Maria. Nun, in Gottes Namen immer zu, immer zu! ... immer zu!

Nach diesem Ausbruch sprach der Fürst nie wieder über die Angelegenheit. Aber der unterdrückte Aerger über den Kleinmuth des Sohnes kam in dem Verkehr des Vaters mit der Tochter deutlich zum Vorschein. Zu den früheren Gegenständen des Spottes gesellte sich ein neuer: das Gespräch über die Stiefmutter, und die Liebenswürdigkeit gegen Mlle. Bourienne.

Warum sollte ich sie nicht heirathen? sagte er zu der Tochter. Eine prächtige Fürstin wird sie abgeben! Und mit Staunen und Verwunderung bemerkte Fürstin Maria, daß ihr Vater sich in letzter Zeit wirklich mehr und mehr der Französin näherte.

Fürstin Maria schrieb dem Bruder, wie der Vater seinen Brief aufgenommen, suchte ihn aber zu trösten, indem sie ihm Hoffnung machte, den alten Herrn mit seinen Wünschen versöhnen zu können.

Nikoluschka und seine Erziehung, Andrej und der Glaube waren der Trost und die Freude der Fürstin Maria. Aber da außerdem jedem Menschen persönliche Hoffnungen unentbehrlich sind, hegte sie im tiefsten Innern ihrer Seele ein Sehnen und Hoffen, das den Haupttrost ihres Lebens ausmachte. Dieses trostreiche Sehnen und Hoffen verdankte sie den Gottesmenschen, den Verzückten und Pilgern, die heimlich zu ihr kamen. Je länger die Fürstin

Maria lebte, je mehr sie das Leben kennen lernte und beobachtete, um so mehr wunderte sie sich über die Kurzsichtigkeit der Menschen, welche hier auf Erden Genuß und Glück suchen — arbeiten, leiden, kämpfen und Anderen Böses thun, um dies unmögliche, täuschende oder sündhafte Glück zu erreichen. Fürst Andrej hatte seine Frau geliebt; sie war gestorben. Ihm genügt das nicht — er will bei einer anderen Frau sein Glück suchen. Der Vater giebt das nicht zu, weil er eine reichere, vornehmere Partie für Andrej verlangt, und so kämpfen sie Alle, leiden, quälen sich, um ein Glück zu erreichen, das nur einen Augenblick währt, und verderben ihre Seele, ihre unsterbliche Seele! Es genügt uns nicht zu wissen, daß Christus, Gottes Sohn, auf die Erde kam und lehrte, dies Leben sei nur ein vorübergehendes, eine Prüfungszeit; wir halten noch immer daran fest und hoffen, hier unser Glück zu finden. „Wie kommt es, daß Niemand das begriffen hat?" fragte sich Fürstin Maria; „Niemand außer diesen verachteten Gottesmenschen, welche mit dem Sack auf dem Rücken, über die Hintertreppe zu mir schleichen, um dem Fürsten nicht vor Augen zu kommen ... Und das thun sie, nicht aus Furcht, durch ihn zu leiden, sondern weil sie ihm eine Sünde ersparen wollen . . . Ja, die Familie, die Heimat verlassen, alle Sorge für das weltliche Wohlergehen von sich werfen, und ohne Obdach, in einem härenen, zerlumpten Gewande, unter fremden Namen von Ort zu Orte wandern; keinem Menschen Böses thun; für Alle beten — sowohl für die, die uns anfeinden, wie für die, die uns Schutz gewähren . . . Höheres als diese Erkenntniß und dieses Leben giebt es nicht."

Eine dieser Pilgerinnen: Fedossjuschka, eine fünfzigjährige, kleine, stille, pockennarbige Frau, welche schon über

dreißig Jahre barfuß und in Ketten wallfahrten ging, hatte die Fürstin Maria besonders lieb. Einst als sie im dunklen Zimmer beim Licht einer Lampe von ihrem Leben erzählte, wurde Fürstin Maria plötzlich mit solcher Gewalt von dem Gedanken erfaßt, Fedossjuschka allein hätte den rechten Lebensweg gefunden, daß sie selbst sich entschloß Pilgerin zu werden. Nachdem Fedossjuschka schlafen gegangen war, dachte Fürstin Maria noch lange darüber nach und kam endlich, so sonderbar es auch war, zu dem festen Entschluß, diesem Verlangen zu folgen. Sie vertraute ihre Absicht nur ihrem Beichtvater, dem Mönche Pater Akinsja an, und der Beichtiger bekräftigte sie in ihrem Entschluß.

Unter dem Vorwande, den Pilgerinnen ein Geschenk machen zu wollen, hatte sich Fürstin Maria den ganzen Anzug einer Pilgerin verschafft: Hemd, Bastschuhe, Kaftan und ein schwarzes Tuch. Häufig trat sie an die geliebte Kommode, blieb nachdenklich davor stehen und überlegte, ob wohl die Zeit gekommen wäre, ihre Absicht auszuführen.

Oft, wenn sie die Berichte der Pilgerinnen anhörte, wurde Fürstin Maria durch die einfachen, den Weibern mechanisch gewordenen, aber für die Fürstin bedeutungsvollen Reden, so erregt, daß sie bereit war, Alles stehen und liegen zu lassen und davon zu gehen. In ihrer Phantasie sah sie sich schon mit Fedossjuschka im groben Gewande, mit Stab und Quersack auf staubigen Wegen dahin pilgern, ohne Haß, ohne Liebe, ohne Wünsche von einer Reliquie zur anderen pilgern, und schließlich dorthin gelangen, wo weder Kummer noch Seufzen, sondern ewige Freude und Seligkeit herrschen.

„Wenn ich an einem Orte ankomme, werde ich beten,

und kann ich mich nicht gewöhnen, so gehe ich weiter und weiter . . . gehe so lange, bis die Kniee zusammenbrechen, bis ich mich niederlege und sterbe. Und endlich werde ich in jenen ewigen, stillen Hafen kommen, wo kein Kummer, kein Seufzen ist!“ . . . dachte Fürstin Maria.

Aber wenn sie dann ihren Vater und besonders den kleinen Koko wieder sah, ermattete sie in ihrer Absicht, weinte im Stillen und fühlte, daß sie eine große Sünderin war . . . daß sie den Vater und den Neffen mehr liebte, als Gott.

Vierte Abtheilung.

I.

Die biblische Ueberlieferung berichtet, daß bis zum Sündenfall des ersten Menschen Nichtsthun — Arbeitslosigkeit die Hauptbedingung seiner Glückseligkeit war. Die Freude am Nichtsthun blieb dieselbe, auch bei dem gefallenen Menschen, aber der Fluch lastet auf ihm. Nicht allein, weil wir unser täglich Brod im Schweiße unseres Angesichts erwerben müssen, auch unseren moralischen Eigenschaften nach können wir nicht mehr unthätig sein. Eine geheime Stimme sagt uns, daß wir uns durch Arbeitslosigkeit eines Unrechts schuldig machen. Könnte der Mensch einen Zustand entdecken, in welchem er, arbeitslos, sich als ein nützliches Wesen zu fühlen vermöchte, als ein Wesen, das seine Schuldigkeit thut, so hätte er eine Seite des ursprünglichen Glückes wiedergefunden. Und der Genuß pflichtgemäßer, vorwurfsfreier Arbeitslosigkeit ist wirklich einem ganzen Stande, dem Militärstande, gegeben. In seiner pflichtgemäßen, vorwurfsfreien Arbeitslosigkeit lag von jeher die besondere Anziehungskraft, die er ausübt, und wird beständig darin liegen.

Auch Nikolaj Rostow, der nach dem Jahre 1807 fortfuhr im Pawlogradschen Regimente zu dienen, in

welchem er die Division Denissows kommandirte, empfand dies Behagen im vollen Maße.

Er war ein guter, derber Bursche geworden, den die Moskauer Bekannten ein wenig mauvais genre gefunden haben würden, der aber bei seinen Kameraden, Untergebenen und Vorgesetzten beliebt und geachtet war und sich mit seinem Loose zufrieden fühlte.

Gegen das Ende des Jahres 1809 fand er häufig in den Briefen von Hause die Klage der Mutter, daß sich die Vermögensverhältnisse mehr und mehr verschlechtern, und daß es gut wäre, wenn Nikolaj nach Hause käme, um die alten Eltern zu trösten und zu erfreuen.

So oft Nikolaj solche Briefe las, beschlich ihn die Furcht, daß man ihn dem Kreise entreißen wolle, in welchem er, nachdem er sich von allen Wirren des Lebens befreit hatte, so still und zufrieden lebte. Er fühlte, daß er früher oder später wieder hineinmußte in den Strudel des Lebens, mit seinen Schwierigkeiten und Wirren, mit den Abrechnungen des Verwalters, mit Streit und Intriguen, mit den Ansprüchen der Gesellschaft, mit Ssonjas Liebe und dem Versprechen, das er ihr gegeben hatte. Das Alles war schwierig und verwickelt, und er beantwortete die Klagen der Mutter mit kühlen, klassischen, französischen Briefen, die anfingen: „Geliebte Mama", und schlossen mit: „Ihr gehorsamer Sohn"; wann er zu kommen beabsichtigte, überging er mit Schweigen. Im Jahre 1810 bekam er einen Brief der Seinigen, in welchem sie ihm die Verlobung Nataschas mit Bolkonskij meldeten und hinzufügten, daß die Hochzeit erst in einem Jahre sein solle, weil der alte Fürst nicht früher seine Einwilligung geben würde. Dieser Brief verletzte und betrübte Nikolaj; erstens that es ihm leid, Natascha, die er lieber hatte als

alle anderen Familienglieder, aus dem Hause zu verlieren, und zweitens bedauerte er von seinem Husarenstandpunkte aus, nicht bei der Verlobung gewesen zu sein, weil er diesem Bolkonskij gezeigt haben würde, daß es gar keine so große Ehre sei, mit ihm verwandt zu werden, und daß er, wenn er Natascha liebte, auch ohne die Einwilligung des überschnappten Vaters fertig werden könnte. Einen Augenblick schwankte er, ob er Urlaub nehmen sollte, um Natascha als Braut zu sehen; aber die Manöver standen bevor; er scheute sich vor Ssonja und anderen Verwicklungen und verschob seine Reise. Aber im Frühling desselben Jahres bekam er wieder einen Brief von der Mutter, die ohne Vorwissen des Grafen schrieb, und dieser Brief bestimmte ihn zu reisen. Sie schrieb, wenn Nikolaj nicht käme, um die Dinge in die Hand zu nehmen, so würde das Gut unter den Hammer kommen, und sie Alle müßten den Bettelstab ergreifen. Der Graf sei so schwach, schrieb die Gräfin, er habe sich so ganz auf Mitjenka verlassen und werde so sehr von Allen betrogen, daß es immer schlechter geht. „Um Gottes willen flehe ich Dich an, komme sogleich, wenn Du mich und die Deinigen Alle nicht ganz unglücklich machen willst."

Dieser Brief bestimmte Nikolaj. Er besaß jenen gesunden Verstand der Mittelmäßigkeit, der ihm sagte, was nothwendig war.

Jetzt mußte er reisen; mußte — wenn nicht den Abschied, doch Urlaub nehmen. Was seine Reise nützen sollte, wußte er nicht; aber nachdem er Nachmittagsruhe gehalten, ließ er den Mars satteln, einen bösen Schimmelhengst, den er lange nicht geritten hatte, und als er auf dem mit Schaum bedeckten Thiere zurückkam, sagte er zu Lawruschka

(Denissows Diener war bei Rostow geblieben) und zu den Kameraden, die ihn Abends besuchten, daß er Urlaub nehmen und nach Hause gehen würde.

Es fiel ihm schwer sich vorzustellen, daß er abreisen sollte, ohne vorher (was ihn besonders interessirte) aus dem Stabe erfahren zu haben, ob er für die letzten Manöver zum Rittmeister avanciren oder den Annenorden bekommen würde. Und wie sonderbar war es, zu denken, daß er gehen sollte, ohne dem Grafen Goluchowski die Trojka Rothschimmel verkauft zu haben, um die der Pole mit ihm in Handel war, und die ihm Rostow, wie er gewettet hatte, für 2000 Rubel zu verkaufen dachte. Und wie unglaublich erschien es, daß ohne ihn der Ball stattfinden sollte, den die Husaren der Panna Przezdecka zu geben beabsichtigten, den Ulanen zum Trotz, welche ihre Panna Brzozowska durch einen Ball gefeiert hatten. Aber er sagte sich selbst, daß er aus dieser heiteren, guten Welt dahin gehen müsse, wo Alles Unsinn und Verwirrung war. Nach Verlauf einer Woche kam der Urlaub. Die Kameraden, nicht nur vom Regiment, sondern von der ganzen Brigade, gaben Rostow ein Diner, zu fünfzehn Rubel das Couvert; zwei Musikbanden spielten, zwei Sängerchöre sangen; Rostow tanzte den Trepak mit dem Major Bassow; die betrunkenen Offiziere umarmten ihn, schwenkten ihn und ließen ihn fallen; die Soldaten der dritten Schwadron schwenkten ihn noch einmal und schrien „Hurrah!" Dann legte man ihn in den Schlitten und gab ihm das Geleit bis zur nächsten Station.

Bis zur Hälfte des Weges, von Krementschug bis Kiew, waren alle Gedanken Rostows bei seiner Schwadron. Nachdem er aber über die Hälfte der Fahrt zurückgelegt,

fing er an die Trojka Rothschimmel und seinen Wachtmeister zu vergessen, und fragte sich mit großer Unruhe, wie er die Zustände in Otradnoje finden würde. Je näher er kam, um so stärker und stärker wurde die Sorge um sein Vaterhaus (als ob auch das Gefühl dem Gesetze der Anziehung nach den Quadraten der Entfernungen unterworfen wäre). Auf der letzten Station vor Otradnoje gab er dem Postillon drei Rubel Trinkgeld, und als er ankam, lief er athemlos wie ein Knabe die Treppe hinauf.

Nach dem Entzücken des Wiedersehens und dem sonderbaren Gefühl der Nichtbefriedigung im Vergleich mit dem, was man erwartet hat, nach der Frage: „Wozu habe ich mich so beeilt? — es ist ja Alles beim Alten!" fing Nikolaj an, sich in die Welt des Hauses einzuleben. Vater und Mutter waren dieselben wie sonst, nur etwas älter geworden, und dann war an ihnen eine gewisse Unruhe und Uneinigkeit zu bemerken, die früher nicht existirt hatte und die, wie Nikolaj erfuhr, von der schlechten Lage der Verhältnisse herrührte.

Ssonja befand sich schon im zwanzigsten Jahre; sie wurde nun nicht mehr schöner, versprach nicht mehr, als sie besaß — aber dies war genug. Sie athmete Glück und Liebe, seitdem Nikolaj gekommen war, und die treue, unwandelbare Neigung des Mädchens that ihm wohl.

Petja und Nataſcha überraschte Nikolaj am meisten. Petja war ein dreizehnjähriger, langer, schöner, kluger und lustiger Bursche, dessen Stimme schon mutirte. Ueber Nataſcha erstaunte Nikolaj immer auf's Neue und lachte, wenn er sie ansah

Ganz verändert! sagte er.

Wie so? Bin ich häßlicher geworden?

Im Gegentheil ... aber diese Würde! ... ein Fürstin! flüsterte er ihr zu.

Ja, ja, ja! antwortete Nataſcha erfreut.

Sie erzählte dem Bruder ihren Roman mit dem Fürsten Andrej, von seiner Ankunft in Otradnoje an und zeigte ihm seinen letzten Brief.

Nun ... bist Du zufrieden? fragte Nataſcha. Ich bin so ruhig, so glücklich!

Sehr zufrieden! antwortete Nikolaj; er ist ein ausgezeichneter Mensch ... Wie ist's denn ... bist Du sehr in ihn verliebt?

Was soll ich Dir sagen? antwortete Nataſcha. Verliebt war ich in Boris, in meinen Lehrer, in Denissow, aber jetzt ist es ganz anders! Mir ist ruhig und zuversichtlich zu Muthe. Ich weiß, daß es keinen bessern Menschen giebt als ihn, und ich bin so befriedigt, mir ist so wohl... es ist ganz anders wie früher.

Nikolaj sprach Nataſcha seine Unzufriedenheit darüber aus, daß die Hochzeit um ein Jahr verschoben worden war; aber sie wurde zornig und bewies dem Bruder, daß es nicht anders möglich gewesen, daß es schlecht wäre, gegen den Willen des Vaters in eine Familie einzutreten, und daß sie selbst es so gewollt habe.

Du verstehst nichts davon, gar nichts! gar nichts! sagte sie. Nikolaj schwieg und stimmte ihr zu.

Der Bruder wunderte sich oft, wenn er sie beobachtete. Es sah nicht aus, als ob sie eine liebende Braut und von ihrem Bräutigam getrennt wäre. Sie war gleichmäßig, heiter, ruhig, ganz wie früher. Nikolaj setzte das in Erstaunen und veranlaßte ihn sogar, die Verlobung mit Bolkonskij

mit einem leisen Mißtrauen anzusehen. Er glaubte nicht, daß das Schicksal der Beiden schon besiegelt wäre, um so weniger, als er den Fürsten Andrej nie mit Nataſcha zusammen gesehen. Ihm kam es vor, als ob bei dieser beabsichtigten Heirath irgend etwas nicht so wäre, wie es sein sollte.

„Wozu der Aufschub? warum hat sie sich nicht förmlich verlobt?“ dachte er. Als er eines Tages mit der Mutter über Nataſcha sprach, fand er zu seinem Erstaunen und seiner Befriedigung, daß sie in der Tiefe des Herzens ebenfalls ein gewisses Mißtrauen gegen diese Verlobung hegte.

Da schreibt er, sagte sie mit jener heimlichen Sorge, welche jede Mutter um das künftige Eheglück der Tochter empfindet, und gab dem Sohne den letzten Brief des Fürsten Andrej zu lesen, er würde vor December nicht kommen. Was mag ihn wohl zurückhalten? Wahrscheinlich doch Krankheit oder Schwächlichkeit. Sage das aber nicht Nataſcha und lasse Dich nicht irre machen, wenn sie heiter ist . . . sie genießt jetzt ihre letzte Mädchenzeit. Aber ich weiß doch, was in ihr vorgeht, wenn seine Briefe kommen. Gott mag seinen Beistand geben und hoffentlich wird Alles gut gehen... Er ist jedenfalls ein ausgezeichneter Mensch! schloß sie jedesmal, wenn sie von dem Fürsten Andrej sprach.

II.

Die ersten Tage nach seiner Ankunft war Nikolaj ernst, sogar traurig. Die Nothwendigkeit, sich in die dummen Verwaltungsangelegenheiten zu mischen, um derentwillen ihn seine Mutter hergerufen hatte, quälte ihn. Um diese Last so schnell als möglich abzuwerfen, ging er am dritten

Tage, ohne die Frage, was er vor hätte, zu beantworten, zornig mit gerunzelten Brauen in den Flügel zu Mitjenka hinüber und verlangte „über Alles“ die Rechnungen zu sehen. Was für Rechnungen das sein sollten, wußte Nikolaj noch weniger als Mitjenka, der in Furcht und Verwirrung gerieth. Das Gespräch und die Rechnungslegung Mitjenkas währten nicht lange. Der Starost, der Schulze und der Dorfschreiber, die im Vorzimmer dieses Flügels warteten, hörten mit Schrecken und Schadenfreude, wie die immer lauter werdende Stimme des jungen Grafen grollte und donnerte, und wie sich Schimpfworte und Beschuldigungen ablösten.

Spitzbube! Undankbares Geschöpf! . . . Ich schlage Dich braun und blau, Du Hund. Ich bin nicht der Papa . . . Bestohlen hast Du uns . . . und so weiter.

Und mit nicht geringerer Angst und Schadenfreude sahen die Leute, wie der junge Graf mit hochrothem Gesicht und mit Blut unterlaufenen Augen Mitjenka am Kragen gepackt hatte, aus dem Zimmer schleifte und ihm mit Fuß und Knie im passenden Moment, mitten in seiner Rede, den Rücken bearbeitete und rief:

Fort mit Dir, Du Lump, daß keine Spur . . . von Dir, elender Kerl . . . zurückbleibt!

Mitjenka stürzte kopfüber die sechs Stufen hinunter und lief in ein Gebüsch, das der gewöhnliche Zufluchtsort aller Verbrecher in Otradnoje war. Selbst Mitjenka pflegte sich hier zu verstecken, wenn er betrunken aus der Stadt kam, und viele Bewohner von Otradnoje, die sich wiederum vor Mitjenka fürchteten, kannten die schützende Macht dieses Gebüsches.

Mitjenkas Frau und Schwägerin drängten sich mit

schreckensvollen Gesichtern aus der Thür des Zimmers, in welcher ein blankgeputzter Ssamowar siedete und ein hohes Bett mit gestickter, aus kleinen Stückchen zusammengesetzter Decke stand, in das Vorhaus.

Der junge Graf ging aufathmend, ohne sie zu beachten, mit entschlossenen Schritten an ihnen vorüber und in's Haus.

Die Gräfin, welche durch ihre Mädchen sogleich erfuhr, was im Flügel vorgefallen war, tröstete sich auf der einen Seite mit dem Gedanken, daß sich nun ihre Vermögensverhältnisse verbessern würden; auf der anderen aber quälte sie die Sorge, wie ihr Sohn das überstehen würde. Sie ging ein paar Mal auf den Zehen an seine Thür und hörte, wie er ein Pfeifchen nach dem andern rauchte.

Am folgenden Morgen rief der alte Graf den Sohn bei Seite und sagte ihm mit schüchternem Lächeln:

Weißt Du auch, mein Herz, daß Du Dich umsonst aufgeregt hast? . . Mitjenka hat mir Alles erklärt.

Ich wußte schon, daß ich in dieser Welt der Thoren nie etwas verstehen würde! dachte Nikolaj.

Du bist böse geworden, daß er die 700 Rubel nicht eingeschrieben hatte . . . aber sie sind ja als Transport aufgeführt und die andere Seite hast Du nicht gesehen . . .

Papa, er ist ein Schuft, ein Dieb, das weiß ich. Und was ich gethan habe, ist geschehen! Aber wenn Sie es nicht wollen, werde ich nie mehr ein Wort sagen.

Nein, mein Herz! (der Graf war verlegen; er fühlte, daß er das Vermögen seiner Frau schlecht verwaltet, sich gegen sie und seine Kinder vergangen hatte, aber er wußte nicht, wie er es bessermachen sollte.) Nein, ich bitte Dich, daß Du Dich der Geschäfte annimmst . . . ich bin alt . . .

Nein, Papa, verzeihen Sie, wenn ich etwas gethan habe, was Ihnen unangenehm ist; ich verstehe weniger von alledem, als Sie, antwortete Nikolaj, und zu sich selbst sagte er:

„Der Teufel soll diese Bauern holen, und das Geld, und diese Transporte auf den Seiten . . . Um Paroli mit sechs Einsätzen weiß ich Bescheid, aber von diesen Transporten verstehe ich nichts!"

Seit dieser Zeit mischte er sich nicht mehr in derartige Angelegenheiten. Nur einmal rief die Gräfin den Sohn herbei, theilte ihm mit, daß sie einen Schuldschein von Anna Michajlowna über 2000 Rubel besitze, und fragte Nikolaj, wie er damit zu verfahren gedächte.

So, antwortete Nikolaj. Sie sagen also, daß es von mir abhängen soll. Ich mag Anna Michajlowna nicht leiden, und Boris auch nicht. Aber sie waren uns befreundet und sind arm. Also . . . so! und er zerriß den Schuldschein — eine Handlungsweise, über welche die alte Gräfin vor Freude schluchzte.

Nachdem der junge Rostow zu dem Entschlusse gekommen war, sich in Geschäftssachen nicht mehr einzumischen, wandte er sich mit um so leidenschaftlicherem Interesse der Hetzjagd zu, die jetzt in größerem Maßstabe bei dem alten Grafen eingeführt wurde.

III.

Der Winter war schon im Anzuge; die Morgenfröste legten ihre Fesseln um die vom herbstlichen Regen getränkte Erde. Das Laub lag dick aufgehäuft am Boden und hob sich hellgrün ab von den Streifen der dunkelschimmernden, vom Vieh niedergetretenen Wintersaaten und den gelben Stoppelfeldern mit den rothen Streifen von Buchweizen. Die

Wälder und Gehölze, die Ende August noch wie grüne Inseln zwischen schwarzen Aeckern und gelben Stoppelfeldern lagen, schimmerten jetzt goldfarbig und hellroth zwischen den grünen Wintersaaten. Der graue Hase hatte schon die Hälfte seines Winterpelzes wieder bekommen; die Fuchsfamilien fingen an sich aufzulösen und die jungen Wölfe waren größer als Hunde.

Es war die beste Jagdzeit. Die Hunde des jungen, leidenschaftlichen Jägers Rostow hatten nicht nur bereits ihre schlanken Jagdkörper wiederbekommen, sondern sich auch schon so wund gelaufen, daß im allgemeinen Rath der Jäger beschlossen wurde, ihnen drei Tage Ruhe zu gönnen und dann — am 28. September — nach dem Eichenwalde aufzubrechen, in dem sich eine bisher ungestörte Wolfsfamilie aufhielt.

So war die Lage der Dinge am 26. September.

Diesen ganzen Tag blieben die Jäger zu Hause. Es war ein stechender Frost, aber gegen Abend fing es an zu thauen. Als der junge Rostow am Morgen des 27. September im Schlafrock aus dem Fenster blickte, sah er einen Tag, wie er für die Jagd nicht besser sein konnte. Es war, als ob der Himmel auf die Erde niederthaute, aber es war ganz windstill und die einzige Bewegung in der Luft bestand in dem lautlosen Niederrieseln der mikroskopischen Nebeltropfen. An den kahlen Zweigen im Garten hingen durchsichtige Perlen und tropften auf das frischgefallene Laub. Die Erde im Gemüsegarten glänzte dunkel von feuchtem Mohn und verschwamm in geringer Entfernung mit der trüben, feuchten Nebeldecke. Nikolaj ging auf die nasse, schmutzige Freitreppe. Es roch nach welkendem Laube und nach Hunden. Die schwarze, breit-

gebaute Hündin Milka mit den großen, dunkeln, weit offenen Augen, streckte sich, als sie den Herrn erblickte, nach hinten und legte sich nieder, wie ein Hase, dann sprang sie plötzlich auf und leckte Nikolaj Nase und Schnurrbart, während ein zweiter Windhund mit gebogenem Rücken und erhobener Ruthe auf die Treppe stürzte und sich an den Beinen des Herrn rieb.

Hoiho! wurde in diesem Augenblick jener unbeschreibliche Jägerruf gehört, der den tiefsten Baß und höchsten Tenor in sich vereinigt, und um die Ecke kam der Piqueur und Oberjäger Danilo, ein nach ukrainischer Art geschorener, grauer, runzliger Alter, mit der gebogenen Hundepeitsche in der Hand und jenem Ausdruck von Selbstbewußtsein und Weltverachtung, der nur bei Jägern zu finden ist. Er nahm seine Tscherkessenmütze vor dem Herrn ab und sah ihn herablassend an. Die Geringschätzung hatte jedoch nichts Beleidigendes für den Herrn, Nikolaj wußte, daß dieser Alles verachtende, über Allem stehende Danilo doch immer sein Leibeigener und Jäger war.

Danilo . . . fing Nikolaj an; beim Anblick dieses vortrefflichen Jagdwetters, des Jägers und der Hunde ergriff ihn jene unüberwindliche Jagdlust, in welcher der Mann, wie ein Verliebter in Gegenwart der Geliebten, alle früheren Vorsätze vergißt.

Was befehlen Ew. Excellenz? fragte die von vielem Schreien heiser gewordene, wie die Stimme eines Kirchensängers klingende Baßstimme Danilos, und zwei schwarze, glänzende Augen blickten unter der Stirn hervor auf den schweigenden Herrn und schienen zu sagen: „Nun kannst Du es nicht länger aushalten?“

Schöner Tag, nicht? . . . Und Du möchtest jagen

und rennen, nicht? sagte Nikolaj, indem er Milka hinter den Ohren kraute.

Danilo blinzelte mit den Augen und antwortete nicht; erst nach einer Weile machte seine Baßstimme dem Schweigen ein Ende.

Ich habe bei Tagesanbruch Uwarka auf Kundschaft ausgeschickt, sagte er, und habe den Bescheid bekommen, sie hat in Gehege von Otradnoje gewechselt; dort konnte man sie heulen hören (sie hat gewechselt, hieß: die Wölfin, die beide kannten, ist mit ihren Jungen in den Wald von Otradnoje gegangen, der zwei Werst vom Herrenhaus entfernt war und eine Art Waldinsel bildete).

Wir sollten hinreiten! rief Nikolaj; komme 'mal mit Uwarka zu mir.

Wie Sie befehlen!

Warte also mit der Fütterung.

Sehr wohl!

Fünf Minuten später standen Uwarka und Danilo in Nikolajs großem Arbeitszimmer. Obwohl Danilo nicht von ungewöhnlicher Größe war, machte er im Zimmer etwa den Eindruck, als ob man einen Bären zwischen den Möbeln und Geräthschaften des menschlichen Lebens herumgehen sähe. Danilo fühlte das selbst und blieb, wie gewöhnlich, so auch heute dicht an der Thür stehen; dabei gab er sich Mühe, leiser zu sprechen und sich nicht zu bewegen, um in den herrschaftlichen Zimmern nichts zu zerbrechen, und sein eifrigstes Bestreben war, Alles, was er zu sagen hatte, so schnell als möglich hervorzubringen, um wieder in's Freie zu kommen und die Stubendecke mit dem Himmel zu vertauschen.

Nachdem Nikolaj seine Erkundigungen vollendet und Danilo zu dem Ausspruche vermocht hatte, daß die Hunde in Ordnung seien (Danilo hatte ebenfalls Lust, auf die Jagd zu reiten), befahl Nikolaj, die Pferde zu satteln. Eben wollte Danilo gehen, als Nataſcha mit raschen Schritten, unfrisirt und noch nicht angekleidet, in das große Tuch der Wärterin gehüllt, in's Zimmer trat; Petja lief hinter ihr her.

Du gehst auf die Jagd? fragte Nataſcha. Das wußt' ich ja! Sſonja behauptete, ihr würdet nicht gehen ... Aber ich wußte, daß heute ein Tag ist, den man nicht verlieren darf . . .

Ja, wir reiten, gab Nikolaj verdrießlich zur Antwort. Da er eine ernste Jagd beabsichtigte, wollte er Nataſcha und Petja nicht gern mitnehmen. Wir reiten, aber auf die Wolfsjagd; das wird Dich langweilen.

Du weißt, daß es mein größtes Vergnügen ist! rief Nataſcha. O, wie schlecht! . . . Er selbst reitet, befiehlt zu satteln und hat uns nichts gesagt . . .

Hindernisse kennt der Reuße nicht! schrie Petja. Wir reiten mit!

Aber Du darfst ja nicht. Mama sagte, Du dürftest nicht! bemerkte Nikolaj zu Nataſcha gewandt.

Ja, ich will mitreiten, ich will durchaus mit! sagte Nataſcha entschlossen. Danilo sagte doch, daß für uns gesattelt werde und daß Michajlo uns mit meiner Koppel begleiten soll, fügte sie hinzu, indem sie sich an den Jäger wandte.

Wenn es Danilo schon an und für sich unpassend und schwierig vorkam, im Zimmer zu sein, so fand er es geradezu unmöglich, etwas mit dem Fräulein zu thun

zu haben. Er blickte vor sich nieder und beeilte sich, als ob ihn das Alles nichts anginge, aus dem Zimmer zu kommen, gab sich aber alle Mühe, dem Fräulein nicht unversehens weh' zu thun.

IV.

Der alte Graf, der immer eine große Jagd unterhalten, hatte jetzt die Sorge dafür ganz in die Hände des Sohnes gelegt. Heute, es war der 27. September — machte er sich aber auch zum Ausreiten fertig.

Nach einer Stunde war die ganze Jagdgesellschaft vor der Hause versammelt. Nikolaj ging mit einer ernsten, strengen Miene, die deutlich sagte, daß jetzt nicht Zeit sei, sich mit Thorheiten zu beschäftigen, an Nataſcha und Petja vorüber, die ihm etwas erzählen wollten. Er besichtigte alle Anordnungen zur Jagd, schickte eine Meute mit den Jägern voraus, setzte sich auf seinen donischen Fuchs, pfiff den Hunden seiner Koppel und ritt durch die Tannen in das Feld, das nach dem Jagdgehege von Otradnoje führt. Das Pferd des alten Grafen, ein isabellfarbiger Wallach, der Wiflanka hieß, wurde der Leitung des gräflichen Leibjägers übergeben, während der alte Herr selbst in der Droschke nach dem ihm bestimmten Platze fuhr.

Es waren im Ganzen 54 Hetzhunde, bei welchen sich sechs Mann, Piqueure und Hundewärter, befanden. Außer den Herrschaften kamen noch acht Jäger dazu, hinter denen sich einige vierzig Windhunde tummelten, so daß mit den herrschaftlichen Koppeln ungefähr hundertdreißig Hunde, von zwanzig berittenen Jägern geführt, hinauszogen.

Jeder Hund kannte den Herrn und seinen eigenen Namen, jeder Jäger kannte seine Aufgabe und seinen Platz,

und sobald sie das Gehöft verlassen hatten, vertheilten sich Alle, ohne Lärm und Geschwätz, auf den Wegen und Feldern, die nach dem Jagdgehege von Otradnoje führten.

Wie auf einem weichen Teppich gingen die Pferde auf dem Felde hin, indem sie dann und wann, wenn sie den Weg überschritten in eine Pfütze traten. Die Nebeldecke des Himmels senkte sich gleichmäßig und unmerklich tiefer und tiefer auf die Erde herab. Die Luft war unbewegt und lautlos; dann und wann nur hörte man bald den Pfiff eines Jägers, bald das Schnauben eines Pferdes oder einen Schlag mit der Reitgerte oder das Winseln eines Hundes, der nicht an seinem Platze geblieben war.

Nachdem sie eine Werst weit geritten, kam der Rostowschen Jagd aus dem Nebel ein Trupp von fünf Reitern mit Hunden entgegen. An der Spitze ritt ein schöner, frischer Greis, mit langem, grauem Schnurrbart.

Guten Tag, Onkelchen! sagte Nikolaj, als sich ihm der Alte näherte.

Glatte Sache, vorwärts, begann der Onkel (ein weitläufiger Verwandter und wenig begüterter Nachbar Rostows), ich wußte wohl, daß Du es nicht lassen könntest, und es ist gut, daß Du reitest. Glatte Sache, vorwärts! (Das war die Lieblingsredensart des Onkels.) Nimm nur sogleich den Wald in Angriff, denn mein Girtschik hat mir angezeigt, daß die Ilagins mit ihren Hunden in Korniki sind. Sie werden Dir — glatte Sache, vorwärts! — die Wolfsfamilie vor der Nase wegnehmen.

Ich gehe eben hin . . . Aber wie sollen wir unsere Hunde zusammenbringen? fragte Nikolaj.

Die Hetzhunde wurden in einer Meute vereinigt. Der Onkel und Nikolaj ritten neben einander Natascha in Tücher

gewickelt, aus denen ihr belebtes Gesicht mit den glänzenden Augen hervorsah, galoppirte zu ihnen heran, begleitet von Petja, der immer an ihrer Seite blieb, und von Michajlo, dem Jäger und Bereiter, der als Wärter für sie angestellt war. Petja lachte und schlug und riß sein Pferd; Natascha saß geschickt und sicher auf ihrem schwarzen Araber und hielt ihn ohne Anstrengung, mit fester Hand, im Zügel.

Der Onkel sah sich mit einer gewissen Unzufriedenheit nach Petja und Natascha um; er sah es nicht gern, wenn man in den Ernst der Jagd „Kindereien“ mischte.

Guten Tag, Onkelchen, wir reiten mit! schrie Petja.

Guten Tag, guten Tag! aber reitet nur die Hunde nicht todt, antwortete der Onkel streng.

Nikolenka, was für ein reizendes Thier ist Trunila, er hat mich erkannt, sagte Natascha, auf ihren Lieblingsjagdhund zeigend.

„Trunila ist doch kein Thier, sondern ein Vorstehhund,“ dachte Nikolaj und sah die Schwester mit ernstem Ausdruck an; er wollte ihr den Abstand fühlbar machen, der sie in diesem Augenblicke von einander trennte. Natascha verstand ihn.

Bitte, Onkelchen, denken Sie nicht, daß wir Jemand stören werden, sagte Natascha; wir werden uns auf unseren Platz stellen und uns nicht rühren.

Schon gut, Comteßchen, antwortete der Onkel. Fallen Sie nur nicht vom Pferde, fügte er hinzu, denn — glatte Sache, vorwärts! — es giebt nichts, woran man sich festhalten könnte.

Schon war in einer Entfernung von hundert Klaftern das Jagdgehege von Otradnoje zu sehen. Die Treiber mit den Hunden näherten sich ihm. Nachdem Rostow mit

dem Onkel verabredet hatte, von wo aus die Jagdhunde losgelassen werden sollten, wies er Natascha seinen Platz an; es war eine Stelle, die der Wolf auf keinen Fall berühren konnte. — Dann wandte er sich der Richtung zu, woher die Hunde über den Hügel kommen mußten.

Nun, Neffchen, Du stellst Dich also der alten Wölfin entgegen? sagte der Onkel. Gieb nur Acht, sie nicht zu streicheln. (Das heißt sie nicht entwischen zu lassen.)

Wollen sehen! antwortete Rostow. Karaj, huit! schrie er dann, gleichsam als Antwort auf die Warnung des Onkels. Karaj war ein alter, häßlicher, plumper Hund, aber bekannt dafür, daß er ganz allein den alten Wolf zuweilen über den Haufen gerannt hatte.

Alle nahmen ihre Plätze ein.

Der alte Graf, der den Jagdeifer des Sohnes kannte, gab sich Mühe, nicht zu spät zu kommen, und wirklich waren die Piqueurs noch nicht zur Stelle, als Ilja Andreitsch frisch und roth, mit zitternden Wangen auf dem ihm angewiesenen Platze ankam. Nachdem er seinen Pelz zurecht gezogen und sich mit den Jagdgeräthschaften versehen hatte, kletterte er auf seine glatte, wohlgenährte, fromme und, wie er selbst, grau gewordene Wiflanka. Die Droschke wurde zurückgeschickt.

Obwohl Graf Ilja Andreitsch kein leidenschaftlicher Jäger war, kannte er alle Jagdgebräuche auf das Genaueste. Er ritt an den Rand der Gebüsche, neben denen er hielt, brachte die Zügel in Ordnung, setzte sich im Sattel fest, und nachdem er sich vollständig in Bereitschaft fühlte, sah er sich lächelnd um.

Neben ihm stand sein Kammerdiener, ein alter, schwerfällig gewordener Reiter, Sjemjon Tschekmar. Tschekmar

hielt drei wilde, aber wie Herr und Roß fett gewordene, Wolfshunde an der Koppel. Zwei kluge, alte Hunde legten sich ohne Koppel neben ihm nieder. Ungefähr hundert Schritt weiter stand Mitjka, ein Leibjäger des Grafen, ein kühner Reiter und leidenschaftlicher Jäger. Alter Gewohnheit nach trank der Graf vor dem Beginn der Jagd einen Schluck Branntwein aus einem silbernen Becher, aß einen Bissen und leerte dann noch eine halbe Flasche seines Lieblings-Bordeauxweins.

Ilja Andreitsch war vom Wein und vom Fahren etwas roth geworden; seine feucht umschleierten Augen hatten einen ungewöhnlichen Glanz, und wie er in seinen Pelzrock gehüllt im Sattel saß, hatte er das Aussehen eines Kindes, das man zum Spielen hinausgeschickt hat.

Der hagere Tschekmar mit den eingefallenen Wangen blickte, nachdem er seine Jagdgeräthe geordnet, auf den Herrn, mit welchem er seit dreißig Jahren ein Herz und eine Seele war, und da er seine heitere Stimmung erkannte, erwartete er ein angenehmes Gespräch.

Noch ein Dritter kam vorsichtig durch die Büsche herangeritten (es war unverkennbar, daß er schon Erfahrungen gemacht hatte) und hielt hinter dem Grafen. Es war ein Greis mit grauem Bart, in einem Weibermantel und einer hohen Zipfelmütze: der Narr, Nastassia Iwanowna genannt.

Nun Nastassia Iwanowna, flüsterte der Graf, indem er ihm zublinzelte, lasse Dir nur einfallen, das Thier zu verjagen . . . Danilo wird's Dir schon geben.

Mit dem Bart hier vertreibe ich das Thier, sagte Nastassia Iwanowna.

Sch . . . Sch . . . zischte der Graf; dann wandte er sich zu Ssemjon mit der Frage:

Hast Du Natalia Iljinitschna gesehen? Wo ist sie.

Sie halten mit Peter Iljitsch an der Moorwiese, antwortete Ssemjon Tschekmar. Sie sind ein Fräulein, haben aber großen Muth.

Und du wunderst Dich, Ssemjon, wie sie reitet — he? sagte der Graf. Sie könnte es mit Männern aufnehmen.

Wie sollte ich mich nicht wundern! . . . so dreist . . . so geschickt!

Und wo ist Nikolascha? Jenseits des Ladowka-Berges ... was? fragte der Graf immer mit leiser Stimme.

Ganz recht . . . Sie wissen schon, wo sie zu stehen haben, und so ausgezeichnet kennen Sie das Reiten, daß ich mich mit Danilo oft darüber wundere, antwortete Ssemjon, der sehr gut wußte, womit man dem Herrn gefiel.

Er reitet gut, he? . . . Und wie er zu Pferde aussieht, was?

Zum Malen! Wie Sie das letzte Mal an der Sawarsin-Wiese den Fuchs jagten, setzten Sie über den Graben . . . großartig! . . . Das Pferd tausend Rubel werth, und der Reiter unschätzbar! Ja, solch' kühne Reiter kann man weit und breit suchen!

Weit und breit suchen! wiederholte der Graf, der zu bedauern schien, daß Ssemjons Rede so schnell zu Ende war. Weit und breit suchen! sagte er nochmals, indem er die Schöße des Pelzes zurückschlug und die Tabaksdose hervorzog.

Neulich, fing Ssemjon wieder an, als Sie in voller Uniform mit allen Orden aus der Kirche kamen, sagte Michail Ssidorytsch ... Ssemjon vollendete nicht. Durch die stille

Luft hörte er deutlich das Näherkommen von zwei oder drei heulenden Hetzhunden. Er senkte den Kopf, lauschte und winkte schweigend dem Herrn.

Auf's Nest gestoßen! flüsterte er, sie sind geradezu gen Ladowka gelaufen.

Der Graf sah zerstreut lächelnd in die Ferne, die Lichtung entlang und hielt, ohne zu schnupfen, die Dose zwischen den Fingern. Gleich nach dem Hundegebell gab Danilos Jagdhorn das Zeichen, daß ein Wolf aufgespürt sei. Die ganze Meute vereinigte sich mit den ersten drei Hunden, und man erkannte deutlich jenes eigenthümliche Geheul, welches anzeigt, daß sie den Wolf jagt.

Die Piqueurs pfiffen nicht mehr, schrien: Hallali! und alle Stimmen übertönte Danilos, bald im tiefsten Baß, bald in ohrzerreißendem Diskant. Diese Stimme schien den ganzen Wald zu erfüllen, drang über ihn hinaus und schallte weit über die Felder.

Nachdem der Graf einige Sekunden schweigend gelauscht hatte, war sowohl er wie sein Jäger überzeugt, daß die Hunde sich in zwei Meuten theilten: eine große, die besonders heftig heulte, fing an, sich zu entfernen, die andere rannte längs des Waldrandes am Grafen vorüber. Bei dieser Meute war das Hallali! Danilos erklungen. Beide Jagden vereinigten sich, dann trennten sie sich wieder, aber Beide entfernten sich vom Standort des Grafen.

Ssemjon seufzte und bückte sich, um die Koppel zu ordnen, in welcher sich ein junger Hund verwickelt hatte. Der Graf seufzte ebenfalls, und als er die Dose in seiner Hand bemerkte, machte er sie auf und nahm eine Prise.

Zurück! rief Ssemjon dem einen Hunde zu, der über den Waldrand hinausging. Der Graf erschrak und ließ

die Dose fallen; Nastassia Iwanowna stieg vom Pferde und hob sie auf.

Der Graf und Ssemjon sahen den Alten an; plötzlich, wie das oft zu geschehen pflegt, näherte sich der Lärm der Jagd, und es war, als ob das Hundegebell und das Hallali! Danilos dicht vor ihnen wäre.

Der Graf sah sich um und erblickte zur Rechten Mitjka, der ihn mit hervorquellenden Augen anstierte, die Mütze zog und nach der andern Seite zeigte.

Aufgepaßt! schrie er mit einer Stimme, die verrieth, daß sich dies Wort schon lange qualvoll hervorzudrängen gesucht; dann ließ er die Hunde los und lief auf den Grafen zu.

Der Graf und Ssemjon ritten aus dem Walde hervor und erblickten zur Linken einen Wolf, welcher mit kurzen, langsamen Sätzen links von ihnen an demselben Waldrande hinsprang, vor dem sie hielten. Die wüthenden Hunde heulten auf, rissen sich von der Koppel los und stürzten sich an den Hufen der Pferde vorüber, auf den Wolf.

Der Wolf hielt im Laufe an, drehte ungeschickt, wie Jemand, der am Halse leidet, seinen breitstirnigen Kopf den Hunden zu, sprang in denselben kurzen Sätzen wieder vorwärts und verschwand mit wehendem Schwanze im Waldesdickicht. In demselben Augenblicke stürzte mit einem Geheul, das wie Weinen klang, ein zweiter und dritter Jagdhund aus dem gegenüberliegenden Waldrande hervor, und die ganze Meute rannte auf der Spur des Wolfes über das Feld. Dicht hinter den Hunden bogen sich die Haselnußsträuche auseinander, und das braune Pferd Danilos drängte sich, mit Schweiß bedeckt, daraus hervor; auf seinem langen Rücken, ganz vornübergebeugt, saß Danilo ohne

Mütze, das rothe, schweißbedeckte Gesicht von grauen, struppigen Haaren umrahmt.

Hallali, hallali! schrie er. Als er den Grafen erblickte, blitzten seine Augen auf.

Sch . . . schrie er, indem er dem Herrn mit der erhobenen Peitsche bedrohte.

Den Wolf durchgelassen! . . . Jäger! . . . und als ob er den erschrockenen, verwirrten Grafen keines weiteren Wortes würdigte, schlug er mit der ganzen Wuth, die er für den Grafen vorbereitet hatte, auf die eingefallenen, nassen Weichen seines braunen Wallachs und sprengte hinter den Jagdhunden her. Der Graf, der wie ein bestraftes Kind dastand, sah sich um und suchte durch ein Lächeln Ssemjons Mitleid mit seiner Lage zu wecken. Ssemjon aber war nicht mehr da. Er hatte einen Bogen um das Gebüsch gemacht und suchte dem Wolfe vorauszukommen. Von zwei Seiten versuchten auch die Piqueurs dem Thier den Weg zu sperren. Aber der Wolf ging mitten durch's Gebüsch und kein Jäger vermochte ihn aufzuhalten.

V.

Nikolaj Rostow stand inzwischen auf seinem Platze und wartete auf den Wolf. Aus dem Näherkommen oder Weiterziehen der Jagd, aus dem Gebell der ihm bekannten Hunde, die er an ihren Stimmen erkannte, und aus der Annäherung oder Entfernung oder dem Lauterwerden des Geschreis der Jäger errieth er, was im Jagdgehege vorging. Er wußte, daß in seinem Gehege junge und alte Wölfe aufgespürt waren; wußte, daß sich die Hunde in zwei Meuten getheilt hatten, daß sie den Wolf jagten, und daß irgendwo etwas nicht in Ordnung war.

Jeden Augenblick erwartete er, das Thier zu sehen. Er machte sich tausend verschiedene Vorstellungen, wie und woher es kommen, und wie er es abfangen würde. Dann wurde die Hoffnung wieder zum Zweifel, und er wandte sich zu Gott, mit der Bitte, ihm den Wolf zuzuführen. Er betete mit dem innigen, leidenschaftlichen Gefühl eines Menschen, der durch eine geringfügige Ursache in große Aufregung versetzt ist. „Was macht es Dir aus, mir dies zu gewähren! sagte er zu Gott. Ich weiß, daß Du groß bist, und daß es Sünde ist, Dich darum zu bitten, aber, um Gotteswillen, laß es geschehen, daß der alte Wolf hierher kommt und daß Karaj vor Onkelchens Augen, der von dort zusieht, sich in die Kehle des Thieres einbeißt und festhält, bis es todt ist!

Tausendmal in dieser halben Stunde bestrich Rostow mit hartnäckigem, unruhigem, angestrengtem Blick den Rand des Waldes mit den zwei dünnbelaubten Eichen über dem jungen Eschennachwuchs, den Hohlweg mit der abgespülten Böschung und die Mütze des Onkels, welcher hinter dem Gebüsch zur Rechten kaum zu sehen war.

„Nein, ich werde das Glück nicht haben, dachte Rostow, und welche Kleinigkeit wär' es gewesen . . . nein, es soll mir nicht zu Theil werden! . . . ich habe immer Unglück, im Kartenspiel, im Kriege! . . .“ Austerlitz und Dolochow stiegen rasch und deutlich vor seinem geistigen Auge auf. „Nur einmal im Leben einen alten Wolf zu Tode hetzen... mehr wünsche ich nicht!“ dachte er, strengte Auge und Ohr an, sah sich nach links um, dann wieder nach rechts und lauschte auf jeden leisesten Laut im Jagdgetöse. Als er sich wieder nach rechts umwandte, sah er, daß ihm auf dem kahlen Felde etwas entgegenlief.

„Nein, es ist nicht möglich," sagte Rostow zu sich selbst und athmete schwer auf, wie man zu thun pflegt, wenn endlich etwas eintritt, was man lange erwartet hat. Das größte Glück war da ... und so einfach, ohne Geräusch, ohne Prunk, ohne Vorzeichen! Nikolaj traute seinen Augen nicht, und dieser Zweifel währte über eine Sekunde. Der Wolf kam näher und sprang schwerfällig über den Graben, der auf seinem Wege lag. Es war ein altes Thier mit grauem Rücken und vollgefressenem, röthlichem Bauche, es lief ohne besondere Hast, als ob es sich sicher fühlte. Rostow sah sich athemlos nach den Hunden um. Sie lagen und standen, ohne den Wolf zu bemerken, nichtsahnend da. Der alte Karaj hatte den Kopf zur Seite gewandt, und verfolgte, mit den gelben Zähnen klappernd, voll Wuth einen Floh an seinem Hinterbein.

Hallali! flüsterte Rostow mit kaum merklicher Lippenbewegung.

Die Hunde sprangen, mit dem Koppeleisen klirrend, in die Höhe und spitzten die Ohren. Karaj kratzte noch ein letztes mal sein Bein, stand auf, spitzte gleichfalls die Ohren und wedelte leicht mit dem filzigen Schweife.

„Loslassen oder nicht?" fragte sich Rostow, als der Wolf herankam. Plötzlich veränderte sich die Physiognomie des Wolfs, er fuhr zusammen, als er die Augen eines Menschen, die er wahrscheinlich noch nie gesehen hatte, auf sich gerichtet fühlte und blieb stehen, den Kopf leicht dem Jäger zugewandt. „Zurück oder vorwärts ... Ach! gleichviel! ... vorwärts!" schien er zu sich selbst zu sagen, und rannte, ohne sich umzusehen, mit leisen, langen, aber entschlossenen Sprüngen weiter.

Hallali! schrie Nikolaj wie mit fremder Stimme, und

ohne angetrieben zu sein, lief sein gutes Pferd, die Gräben überspringend, wie toll bergauf, dem Wolfe nach, und noch rascher, das Pferd überholend, rannten die Hunde.

Nikolaj hörte weder seinen eigenen Schrei, fühlte weder, daß er galoppirte, noch sah er die Hunde oder den Weg. den er verfolgte. Er sah nur den Wolf, der seinen Lauf beschleunigte, und ohne die Richtung zu ändern, in eine Vertiefung des Bodens lief. Dem Thiere zunächst zeigte sich die schwarzfleckige, breitrückige Milka. Sie kam näher . . . näher . . . näher! jetzt war sie bei ihm. Aber der Wolf schielte sie an, und anstatt loszuspringen, wie sie gewöhnlich zu thun pflegte, hob Milka plötzlich die Ruthe und stemmte sich auf die gestreckten Vorderbeine.

Hallali! Hallali! schrie Nikolaj. Der fuchsrothe Lubim sprang rasch hinter Milka hervor, warf sich auf den Wolf und packte ihn am Schenkel. Aber in demselben Moment sprang er erschrocken auf die Seite. Der Wolf setzte sich, schnappte, sprang wieder auf und lief vorwärts, in der Entfernung eines Schritts von allen Hunden gefolgt, die ihm aber nicht näher kamen.

„Er entwischt! . . . Nein, das ist unmöglich!“ dachte Rostow und schrie mit heiserer Stimme: Karaj! Hallali! indem er den alten Hund, seine einzige Hoffnung, mit den Augen suchte.

Karaj nahm seine alten Kräfte zusammen, streckte sich so viel er konnte und lief, den Wolf im Auge behaltend, schwerfällig seitwärts, ihm den Weg abzuschneiden. Aber bei den raschen Sprüngen des Wolfes und dem langsamen Laufen des Hundes war es unverkennbar, daß Karaj sich verrechnete.

Schon hatte Nikolaj den Wald, in dem der Wolf sicher entrinnen mußte, dicht vor sich, da zeigten sich Hunde und ein Jäger, der dem Thiere fast entgegen sprang. Hier war noch eine Hoffnung! Ein Nikolaj unbekannter, dunkelbrauner junger Hund, von einer fremden Koppel, warf sich rasch von vorn auf den Wolf und hätte ihn beinahe umgerannt. Aber mit einer Behendigkeit, die man nicht von ihm erwarten konnte, hob sich der Wolf, stürzte sich auf seinen Angreifer, schnappte, und mit einem durchdringenden Schrei, blutend, mit aufgerissener Seite fiel der braune Hund lautwinselnd mit dem Kopfe auf die Erde.

Karajuschka, Väterchen! jammerte Nikolaj.

Der alte Hund war in Folge des eben entstandenen Aufenthaltes dem Wolfe, dem er den Weg abzuschneiden suchte, auf fünf Schritte nahe gekommen. Der Wolf schielte, als ob er anfinge, die Gefahr zu ahnen, nach Karaj hin, zog den Schwanz noch mehr zwischen die Beine und machte längere Sprünge. Nun aber — Nikolaj sah nur undeutlich, daß irgend etwas mit Karaj vorging — war er plötzlich auf dem Wolfe und fiel mit ihm zusammen wie ein Knäuel in den Graben, der vor ihnen lag.

Der Augenblick, in dem Nikolaj den zappelnden Wolf im Graben erblickte, in dem Knäuel von Hunden, unter denen seine grauen Haare zu sehen waren, sein ausgestrecktes Hinterbein und sein erschrockenes Gesicht mit den angedrückten Ohren und dem aufgesperrten Rachen (Karaj hatte ihn an der Gurgel gepackt) — der Augenblick war der glücklichste, den er je erlebt. Schon wollte er sich aus dem Sattel schwingen, um den Wolf abzufangen, als plötzlich der Kopf des Thieres aus dem Gewirr der Hunde auftauchte, dann stellte es die Vorderfüße auf den Rand des Grabens,

schnappte — Karaj hatte seine Gurgel losgelassen — sprang mit den Hinterfüßen aus dem Graben, und lief, von den Hunden befreit, den Schwanz zwischen den Beinen, auf und davon. Karaj kroch mit gesträubten Haaren, allem Anscheine nach verwundet, mit Mühe aus dem Graben heraus.

Mein Gott, warum! schrie Nikolaj in Verzweiflung.

Von der anderen Seite eilten die Jäger des Onkels herbei, um dem Wolfe den Weg abzuschneiden, und seine Hunde hielten das Thier abermals auf.

Nikolaj, sein Reitknecht, der Onkel und seine Jäger umringten den Wolf, schrien, riefen Hallali, waren, so oft er sich auf die Hinterbeine setzte, im Begriff vom Pferde zu springen und ritten immer wieder vorwärts, wenn er die Hunde abschüttelte und dem Dickicht zulief, das ihn retten sollte.

Gleich zu Anfang dieser Hetze war Danilo, der das Hallali! gehört, aus dem Walde hervorgesprengt. Er sah, wie Karaj den Wolf packte, und hielt sein Pferd an, in der Meinung, daß die Sache zu Ende wäre. Aber als die Jäger nicht abstiegen, der Wolf die Hunde abschüttelte und davonlief, trieb Danilo seinen Braunen vorwärts, nicht dem Wolfe nach, sondern in gerader Richtung auf das Dickicht zu, um, wie Karaj, dem Thiere den Weg abzuschneiden, und als es durch die Hunde des Onkels zum zweitenmale festgehalten wurde, war er ihm ganz nahe.

Danilo ritt schweigend heran, den blanken Dolch in der Hand und schlug mit seiner Peitsche, wie mit einem Dreschfregel, auf die eingezogenen Seiten seines Braunen los.

Nikolaj bemerkte Danilo nicht, bis der Braune an ihm vorüber schnaubte; dann hörte er den Fall eines schweren Körpers und sah, daß Danilo mitten unter den Hunden

auf dem Hintertheile des Wolfes lag und ihn bei den Ohren zu packen suchte. Unverkennbar war jetzt für die Hunde, den Wolf und die Jäger Alles zu Ende. .Der Wolf, der voll Schrecken die Ohren andrückte, suchte sich aufzurichten, allein die Hunde hielten ihn an allen Seiten fest. Danilo stand auf, bog sich zurück, ließ sich mit seiner ganzen Schwere wieder fallen, als ob er sich niederlegen wollte, um zu ruhen, und packte den Wolf an den Ohren. Nikolaj wollte ihn tödten, allein Danilo flüsterte: Nicht nöthig, wir werden ihn knebeln. Er veränderte seine Stellung und setzte seinen Fuß auf die Kehle des Wolfs. In den Rachen des Thieres wurde ein Querholz gesteckt und mit einer Koppel wie mit einem Zaume festgemacht; dann wurden ihm die Füße gebunden und Danilo legte den Wolf von einer Seite auf die andere.

Mit glücklichen, ermüdeten Gesichtern hoben die Jäger den alten, lebendigen Wolf auf das schnaubende, scheuende Pferd und brachten ihn, begleitet von den bellenden Hunden, nach dem Sammelplatze. Alle drängten sich herbei, den Wolf zu sehen, der mit hängendem Kopfe und dem Holz im Rachen, mit großen, gläsernen Augen auf die ihn umringende Schaar der Menschen und Hunde blickte. Wenn man ihn berührte, sah er, mit den gebundenen Füßen zuckend, zugleich wild und dumm umher. Auch Graf Ilja Andreitsch kam herbei und faßte das Thier an.

O, was für ein Riesenwolf! Riesig, nicht wahr? wandte er sich an den neben ihm stehenden Danilo.

Riesig, Excellenz! antwortete Danilo und riß schnell die Mütze herunter.

Der Graf erinnerte sich an das Vorbeirennen des Wolfes und das Zusammentreffen mit Danilo.

Aber Du bist doch ein böser Bruder, sagte der Graf. Danilo antwortete nur durch ein schüchternes, kindlich sanftes Lächeln.

VI.

Der alte Graf ritt nach Hause. Natascha und Petja versprachen bald nachzukommen. Die Jagd wurde fortgesetzt, denn es war noch früh. Gegen Mittag trieb man die Hunde in eine mit dichtem jungen Gehölz bewachsene Schlucht, Nikolaj, der auf dem Stoppelfelde hielt, konnte alle seine Jäger übersehen.

Ihm gegenüber war ein Wintersaatfeld, und dort stand sein Leibjäger allein in einer Vertiefung, hinter einem hervorragenden Haselnußstrauch. Sobald die Meute losgelassen war, hörte Nikolaj das abgerissene Gebell des ihm bekannten Hundes Waldhorn; die anderen Hunde folgten ihm nach, bald waren sie stumm, bald schlugen sie an. Eine Minute später ertönte aus dem Walde ein Zeichen, daß ein Fuchs aufgespürt sei, und die ganze Meute jagte vereinigt den Abhang hinauf, von Nikolaj sich entfernend, dem Wintersaatfelde zu.

Nikolaj sah die Hundewärter in rothen Mützen am Rande der waldigen Schlucht hinrennen, sah sogar die Hunde und erwartete jeden Augenblick, daß sich der Fuchs hier auf dem Wintersaatfelde zeigen würde.

Plötzlich ging der Jäger, welcher in der Vertiefung stand, vorwärts, ließ seinen Hund los, und Nikolaj erblickte einen kleinen rothen Fuchs, der mit aufgesträubter Ruthe eilig auf dem Wintersaatfelde hinlief. Die Hunde waren noch daran, ihn einzuholen; jetzt hatten sie ihn erreicht und der Fuchs begann kreisförmig in ihrer Mitte zu laviren,

wobei er wieder und wieder rasche Wendungen machte und mit der buschigen Ruthe um sich schlug. Ein weißer Hund fiel über ihn her, gleich darauf ein schwarzer, Alles mischte sich durcheinander, und sternförmig, die Schwänze nach außen gekehrt, blieben die Hunde beinahe regungslos stehen. Zwei Jäger sprengten zu ihnen heran, der eine in rother Mütze, der andere, ein fremder, im Kaftan.

„Was ist das? dachte Nikolaj. Wer ist dieser Jäger? zum Onkel gehört er nicht."

Die Jäger entrissen den Fuchs den Hunden und blieben eine Weile zu Fuß daneben stehen. Weiterhin sah man die Pferde mit den hohen Sattelknöpfen und die sich lagernden Hunde; die Jäger bewegten die Arme und nahmen etwas mit dem Fuchse vor. Plötzlich gab das Waldhorn von dort her das bekannte Zeichen eines Handgemenges.

Es ist ein Jäger der Ilagins, der mit unserem Iwan etwas vor hat, sagte der Reitknecht Nikolajs.

Nikolaj schickte den Reitknecht ab, um die Schwester und Petja herbei zu rufen, und ritt langsam nach dem Platze, wo die Piqueurs die Jagdhunde sammelten. Einige Jäger sprengten dem Handgemenge zu.

Nikolaj stieg vom Pferde und blieb mit Natascha und Petja neben den Hunden stehen, um Nachrichten über den Verlauf der Dinge zu erwarten. Bald darauf kam hinter dem Waldessaum der Jäger, welcher sich geschlagen hatte, mit dem angebundenen Fuchse hervorgeritten und näherte sich dem jungen Herrn. Von Weitem schon nahm er die Mütze ab und suchte ehrerbietig zu sprechen; aber er war bleich, athemlos und sein Gesicht sah zornig aus. Eins seiner Augen war blau geschlagen.

Was hat es da bei Euch gegeben? fragte Nikolaj.

O, er wollte unseren Hunden den Fuchs vor der Nase wegtreiben . . . meiner mausefarbenen Hündin sogar, die ihn doch gefangen hat . . . Er nimmt mir den Fuchs . . . Was war da zu machen? . . . Ich schlage ihn . . . binde den Fuchs . . . willst Du das vielleicht versuchen? . . . Bei diesen Worten zeigte der Jäger auf seinen Dolch, als ob er sich einbildete, noch immer mit seinem Feinde zu sprechen.

Nikolaj gab ihm keine Antwort, aber er bat die Schwester und Petja, auf ihn zu warten, und ritt nach dem Platze, wo sich die feindliche Ilaginsche Jagd befand.

Der Sieger ritt inzwischen in die Schaar der Jäger hinein und erzählte den Theilnehmenden und Neugierigen, die ihn umringten, von seiner Großthat.

Die Sache war die, daß Ilagin mit Rostow in Streitigkeiten und Processen lebte, an Orten jagte, die dem Herkommen nach Rostows gehörten, und daß er jetzt wie absichtlich befohlen hatte, nach dem Walde zu reiten, wo Rostows jagten, und seinem Jäger erlaubt hatte, unter den fremden Hunden zu hetzen.

Nikolaj hatte Ilagin nie gesehen, aber da er gewöhnlich in seinen Gedanken und Gefühlen keinen Mittelweg kannte, hielt er sich an die Gerüchte von der Händelsucht und der Frechheit dieses Gutsbesitzers, haßte ihn von ganzem Herzen und sah in ihm seinen bittersten Feind. Zornig und aufgeregt ritt er jetzt auf ihn zu, drückte die Reitpeitsche fest in der Hand und war vollständig bereit, irgend etwas Unvorsichtiges, Leidenschaftliches gegen ihn zu thun.

Als er aber um die Waldecke bog, kam ihm ein dicker Herr in einer Bibermütze, auf einem schönen Rappen, begleitet von zwei Reitknechten, entgegen geritten, und anstatt eines Feindes fand Nikolaj einen ansehnlichen, höflichen

Herrn, welcher den dringenden Wunsch hatte, den jungen Grafen kennen zu lernen. Ilagin ritt an Rostow heran, hob die Bibermütze und sagte, er bedauere das eben Vorgefallene sehr und würde Befehl geben, den Jäger zu strafen, der sich erlaubt, unter fremden Hunden zu hetzen; er bat den Grafen, ihm die Ehre seiner näheren Bekanntschaft zu schenken, und bot ihm sein eigenes Jagdrevier an.

Nataschа, welche fürchtete, daß ihr Bruder etwas Schreckliches thun würde, war ihm aufgeregt nachgeritten. Als sie sah, daß die Feinde sich freundlich begrüßten, näherte sie sich ihnen. Ilagin hob vor Natascha die Bibermütze noch höher und sagte freundlich lächelnd, die Gräfin gleiche sowohl durch ihre Leidenschaft für die Jagd, als durch ihre Schönheit, von der er schon viel gehört habe, einer Diana.

Dann bat Ilagin dringend, um den Mißgriff seiner Jäger gut zu machen, Rostow möge sich in den, kaum eine Werst entfernten Ilaginschen Wald begeben, wo, seiner Aussage nach, die Hasen „wie gesät wären". Nikolaj ging darauf ein, und die Jagd, die sich nun um das Doppelte vergrößert hatte, zog weiter.

Um in den Ilaginschen Wald zu kommen, mußte man über die Felder reiten. Die Jäger bildeten eine Linie. Die Herrschaften blieben zusammen, der Onkel, Nikolaj und Ilagin betrachteten verstohlen, so daß es Niemand bemerken sollte, die fremden Hunde und suchten voll Unruhe unter ihnen die Nebenbuhler der eigenen Hunde zu entdecken.

Rostow überraschte besonders die Schönheit einer kleinen rothscheckigen Hündin der Ilaginschen Koppel, eines schlanken Thierchens mit feiner Schnauze und vorstehenden schwarzen Augen. Er hatte von der Schnelligkeit der Ilaginschen

Hunde gehört, und sah in dieser kleinen schönen Hündin die Nebenbuhlerin seiner Milka.

Mitten in einem ruhigen Gespräche über die diesjährige Ernte, das Ilagin angeknüpft hatte, zeigte Nikolaj auf das Thierchen.

Wie schön ist diese Hündin! sagte er in nachlässigem Tone. Läuft sie gut?

Die da? . . . ja, die ist sehr gut, versteht zu fangen, antwortete Ilagin und blickte mit gleichgiltiger Miene auf die rothscheckige Jorsa nieder, für welche er vor Jahresfrist einem Nachbar drei Familien Hofleute gegeben hatte. — Also auch Sie, Graf, sind mit der Ernte nicht zufrieden? fuhr er in dem angefangenen Gespräche fort; dann aber hielt er für höflich, es dem jungen Manne gleich zu thun, betrachtete seine Hunde, wählte sich Milka, welche ihm durch ihre Breite in die Augen fiel, und sagte: Unter Ihren Hunden zeichnet sich dieser schwarzgefleckte aus, er muß gut sein.

Ja, sie ist nicht übel, läuft gut, antwortete Nikolaj. „Es sollte nur ein alter Grauhase auf dem Felde sein, dann wollte ich Dir zeigen, was für ein Hund das ist," fügte er in Gedanken hinzu, und indem er sich zu dem Reitknecht umwandte, sagte er, daß er Demjenigen einen Rubel gebe, der einen liegenden Hasen aufspürte.

Ich begreife nicht, fuhr Ilagin fort, wie Jäger untereinander auf ein Stück Wild oder auf ihre Hunde neidisch sein können. Was mich betrifft, Graf, so freut's mich, müssen Sie wissen, einen Ritt zu machen. Da kommt man in solche Gesellschaft, was braucht man mehr? (Er nahm wieder vor Natascha die Bibermütze ab.) Die Zahl der Felle, die nach Hause gebracht werden, ist mir gleichgiltig,

ja, wirklich! Und warum soll es mich verdrießen, wenn ein fremder Hund fängt und nicht meiner? . . . Ich will mich ja nur an der Hetze erfreuen, nicht wahr, Graf? Und deswegen denke ich . . .

Faß' ihn! Faß'! wurde in diesem Augenblick der langgezogene Ruf eines der Hundetreiber gehört. Er stand auf dem halben Abhang des Stoppelfeldes, hob die Reitpeitsche in die Höhe und wiederholte noch einmal das langgezogene: Faß'! (Dieser Schrei und die emporgehobene Reitpeitsche bedeuteten, daß er einen liegenden Hasen vor sich sah.)

Ah, er hat etwas aufgespürt, wie es scheint, sagte Ilagin nachlässig; wie ist's, Graf, wollen wir hetzen?

Ja, wir wollen heranreiten . . . Wie, wollen wir zusammen? antwortete Nikolaj, indem er Ilagins Jorsa und den rothen Rugaj des Onkels betrachtete, die beiden Nebenbuhler, die sich mit seinen Hunden noch nicht gemessen hatten. „Wie, wenn sie von vornherein meine Milka überwänden?“ dachte er, während er sich mit dem Onkel und Ilagin dem Hasen näherte.

Ist er groß? fragte Ilagin, als sie an den Jäger herankamen, der den Hasen aufgespürt hatte; dann sah er mit einer gewissen Aufregung umher und pfiff seiner Jorsa.

Und Sie, Michail Nikanorytsch? wandte er sich an den Onkel.

Der Onkel kam mürrisch herangeritten.

Was soll ich mich einmischen? . . . Euere sind ja doch . . . glatte Sachen vorwärts! . . . Habt für jeden Hund ein Dorf gegeben . . . Jeder ist Tausende werth. Vergleicht nur Eure Hunde . . . ich werde zusehen.

Rugaj, hier, hier, Rugajuschka! schrie er dann und drückte unwillkürlich durch dies Diminutiv seine Zärtlichkeit

und die Hoffnungen aus, die er auf diesen rothen Hund setzte. Nataſcha sah und fühlte die heimliche Aufregung, die ihren Bruder und diese beiden Alten erfüllte, und wurde selbst davon ergriffen.

Der Jäger, der am Abhange stand, hielt noch immer die Reitgerte in die Höhe; die Herren ritten im Schritt an ihn heran, während die Jagdhunde, die fern am Horizonte gingen, sich von dem Hasen entfernten; auch die Jagdbediensteten ritten fort; Alles bewegte sich langsam und gemessen.

Wohin liegt er mit dem Kopfe? fragte Nikolaj, als er sich dem aufspürenden Jäger auf hundert Schritte genähert hatte. Aber noch ehe der Angeredete antworten konnte, sprang der Grauhase, der wohl spürte, daß man's auf ihn abgesehen hatte, auf, und ein Theil der Meute kam heulend bergauf hinter ihm hergerannt. Alle Windhunde, die nicht angekoppelt waren, warfen sich den ersten Jagdhunden und dem Hasen nach. Die Jäger, die sich langsam vorwärts bewegten, schrien Halt! um die Hunde zu sammeln, während ihnen die Treiber mit dem Schrei „Faß!" die Richtung gaben. Die Hunde liefen über das Feld; der sonst so ruhige Ilagin, Nikolaj, Nataſcha und der Onkel flogen vorwärts, ohne zu wissen wie und wohin, sahen nur die Hunde und den Hasen und fürchteten nichts mehr, als auch nur auf einen Augenblick den Verlauf der Hetze aus den Augen zu verlieren.

Der Hase war groß und schnell; als er aufsprang, lief er nicht sogleich vorwärts, sondern bewegte die Ohren und lauschte auf das Geschrei und das Stampfen, das plötzlich von allen Seiten erscholl. Dann machte er etwa zehn, nicht sehr rasche Sprünge und ließ die Hunde heran-

kommen, bis er endlich die Richtung gewählt und, nachdem er die Gefahr begriffen, die Ohren andrückend, aus allen Kräften fortrannte.

Er hatte auf dem Stoppelfelde gelegen, aber vor ihm befand sich ein aufgeweichtes Wintersaatfeld. Die zwei Hunde des Jägers, die ihn aufgespürt, waren ihm näher als alle anderen und die ersten, die ihn erblickten. Sie jagten ihm nach, waren aber noch weit von ihm entfernt, als hinter ihnen Ilagins rothgefleckte Jorsa herflog; sie näherte sich dem Hasen mit außerordentlicher Schnelligkeit bis auf eine Hundelänge, nahm einen starken Anlauf, zielte auf den Schwanz des Hasen, sprang jedoch fehl und rollte, statt ihn zu fassen, wie ein Knäuel am Boden hin. Der Hase bog den Rücken und rannte noch schneller als vorher; aber nun sprengte die breitgebaute, schwarzfleckige Milka heran, und näherte sich ihm in großer Eile.

Miluschka, Mütterchen! hörte man den triumphirenden Schrei Nikolajs, es schien, als ob Milka gleich zupacken und den Hasen fassen würde; aber als sie ihn eingeholt hatte, schoß sie vorbei. Der Hase duckte sich; wieder machte sich die schöne Jorsa daran, hielt sich dicht am Schwanz des Hasen und schien auf seinen Hinterlauf zu zielen.

Jorsinka, Schwesterchen! schrie Ilagin mit fremdartiger, weinerlicher Stimme. Aber Jorsa achtete nicht auf sein Flehen. In demselben Augenblick, als man erwarten konnte, daß sie den Hasen packen würde, sprang er zur Seite und lief auf dem Grenzrain zwischen Wintersaat und Stoppelfeld hin. Jorsa und Milka rannten wie ein Zweigespann in gleicher Linie hinterdrein, kamen dem Hasen jedoch nicht näher, denn auf dem Grenzrain konnte er besser laufen.

Rugaj, Rugajuschka! glatte Sache, vorwärts! rief in

diesem Augenblicke noch eine neue Stimme, und der rothe, dicknackige Hund des Onkels kam in gestrecktem Lauf herbei. Bald war er den ersten beiden Hunden gleich, dann überholte er sie, strengte alle seine Kräfte an, den Hasen zu erreichen, trieb ihn von dem Grenzrain auf die Wintersaat, setzte noch wüthender zum zweitenmale an, sank bis an die Knie in das weiche Erdreich ein, und wälzte sich im nächsten Augenblick mit beschmutztem Rücken sammt dem Hasen auf dem durchweichten Boden. Ein Stern von Hunden stand um ihn her.

In der nächsten Minute war die Meute von den Jägern umringt, und der glückliche Onkel stieg ab, um dem Hasen die Hinterläufe abzuschneiden. Er schüttelte ihn, damit das Blut besser abfloß, sah sich mit umherirrenden Augen schüchtern um, wußte nicht, wo er Hände und Füße lassen sollte, und fing an zu sprechen, ohne zu wissen mit wem oder was.

Das lob ich mir! ... das nenne ich einen Hund! ... Alle hat er besiegt, die für tausend Rubel und die für einen Rubel — glatte Sache, vorwärts! sagte er tief athemlos und sah sich mit böser Miene um, als ob er Jemand auszanken, oder als ob Alle seine Feinde wären, ihn angeklagt hätten, und es jetzt darauf ankäme, sich zu rechtfertigen. Da habt ihr Eure theuren Hunde! Glatte Sache, vorwärts! — Rugaj, für Dich! schrie er dann und warf dem Hunde den abgeschnittenen Hinterlauf des Hasen mit der daran klebenden Erde hin. Du hast's verdient ... Glatte Sache, vorwärts!

Sie war erschöpft, dreimal war sie allein dicht daran, sagte Nikolaj, der auf Niemand achtete und sich nicht darum kümmerte, ob man ihm zuhörte oder nicht.

Was will das sagen, von der Seite! rief Ilagins Reitknecht.

Ja, ist er einmal vorbeigeschossen, so kann ihm jeder Hofhund den Hasen wegschnappen, sagte in demselben Augenblicke Ilagin, der sehr roth war und vor Hast und Aufregung kaum zu athmen vermochte. Zu gleicher Zeit fing Natascha vor Freude und Entzücken so durchdringend an zu kreischen, daß es in den Ohren gellte. Sie drückte damit dasselbe aus, was die Jäger durch ihre Worte ausdrückten. Ihr Aufschrei war so sonderbar, daß sie selbst sich des wilden Lautes geschämt, und daß Alle sich darüber gewundert haben würden, wenn es zu anderer Zeit gewesen wäre.

Der Onkel selbst band den Hasen mit großer Geschicklichkeit, warf ihn auf's Pferd, als ob er damit allen Andern einen Vorwurf machte, setzte sich mit einer Miene, die zu sagen schien, daß er mit Niemand sprechen wollte, auf seinen Falben und ritt weg. Auch die Uebrigen brachen auf; sie waren voll Aerger und Verdruß, konnten sich erst lange nachher in die frühere erzwungene Kaltblütigkeit zurückfinden und sahen immer wieder auf den rothen Rugaj, der mit beschmutzter Schnauze und rundem Rücken, mit dem Halsbande klirrend, und mit ruhiger Siegesmiene hinter dem Pferde des Onkels herging. Nikolaj kam es vor, als ob die Miene dieses Hundes sagte:

„Nun ja, ich bin wie die Anderen, so lange sich's nicht um eine Hetzjagd handelt . . . aber dabei paßt nur auf!“

Als sich der Onkel eine Weile darauf Nikolaj näherte und ihn anredete, fühlte sich der junge Mann geschmeichelt, daß ihn Onkelchen nach Allem, was vorgegangen war, eines Gespräches würdigte.

VII.

Abends, nachdem sich Ilagin von Nikolaj verabschiedet hatte, bemerkte dieser plötzlich, daß er sich in großer Entfernung von Hause befand, und nahm daher das Anerbieten des Onkels an, die Jagd zu verlassen, und bei ihm, dem Onkel, auf seinem kleinen Gute, Michajlowka zu übernachten.

Noch besser wär's, glatte Sache, vorwärts! wenn Alle zu mir kämen, sagte Onkelchen. Es ist feucht, sie müssen ausruhen, und dann würden wir das Comteßchen in einer Droschke zurückfahren lassen.

Die Einladung wurde angenommen, ein Jäger nach Otradnoje geschickt, um Wagen zu holen, und Nikolaj, Nataschа und Petja ritten mit zum Onkel. Ungefähr fünf Hofleute, große und kleine, kamen auf die Freitreppe gestürzt und begrüßten den Herrn, während sich eine Schaar weiblicher Wesen, Alte, Erwachsene und Kinder, an der Hintertreppe drängten, um die ankommenden Jäger zu sehen. Die Erscheinung Nataschas, einer Frau, einer Dame zu Pferde, steigerte die Neugier der Leute zu solcher Höhe, daß Viele ohne Scheu vor Natascha sich ihr näherten, ihr in die Augen sahen und in ihrer Gegenwart Bemerkungen über sie machten, wie über ein Wunderding, das kein Mensch ist und weder hört noch versteht, was man von ihm sagt.

Arinka, sieh' mal! . . . auf der Seite sitzt sie . . . ganz allein sitzt sie, und das Kleid flattert . . . sieh' mal, da hat sie ein Horn.

Du lieber Himmel, auch ein Messer hat sie.

Sehet mal die Tatarin!

Und die Dreisteste wandte sich an Natascha und fragte: Wie hast Du's gemacht, nicht herunter zu purzeln?

Der Onkel stieg an der Freitreppe seines hölzernen, von einem Gärtchen umgebenen Häuschens ab, und nachdem er seine Hofleute erblickt, schrie er ihnen mit barscher Stimme zu, die Ueberflüssigen sollten sich entfernen und Alles herrichten, was zur Aufnahme der Gäste und des Jagdgefolges nöthig war. Alles stob auseinander.

Onkelchen hob Natascha vom Pferde, bot ihr den Arm und führte sie über die wackligen Stufen der hölzernen Freitreppe. Im Hause, dessen Balkenwände noch nicht getüncht waren, sah es nicht besonders reinlich aus; aber wenn es den Bewohnern dieses Hauses auch nicht darauf anzukommen schien, einigen Schmutz um sich zu dulden, so war wenigstens keine Spur von Verfall zu merken. Im Vorderhause, wo Wolfs- und Fuchsfelle hingen, roch es nach frischen Aepfeln.

Onkelchen führte seine Gäste durch das Vorzimmer, durch einen kleinen Saal mit einem Klapptische und rothen Stühlen, einen Salon mit einem Divan und einem runden Birkenholztische, in sein Kabinet, das mit einem zerrissenen Divan, einem verschlissenen Teppich und den Bildern Suworows, der Eltern des Hausherrn und seinem eigenen Portrait in Uniform ausgestattet war. In diesem Gemache roch es stark nach Tabak und nach Hunden.

Onkelchen bat seine Gäste, sich zu setzen und sich's so bequem zu machen, als ob sie zu Hause wären; dann ging er hinaus. Rugaj kam herein, legte sich auf den Divan und fing an, seinen schmutzigen Rücken mit Zunge und Zähnen zu reinigen. An das Kabinet stieß ein Corridor, in welchem man eine zerrissene spanische Wand stehen sah; hinter der Wand wurde Gelächter und Geflüster von Frauenzimmern gehört. Natascha, Nikolaj und Petja setzten sich

auf den Divan. Petja legte den Kopf auf die Arme und schlief sogleich ein; Nataschа und Nikolaj saßen schweigend da. Ihre Gesichter glühten; sie waren sehr hungrig und sehr lustig, blickten sich an (nach der Jagd und im Zimmer hielt es Nikolaj nicht mehr für nöthig, der Schwester sein männliches Uebergewicht zu zeigen), Natascha blinzelte dem Bruder zu, und nun hielten sich Beide nicht länger und brachen, ohne einen Grund dafür zu haben, in ein schallendes Gelächter aus.

Bald darauf erschien Onkelchen in einer ungarischen Jacke, blauen Hosen und niedrigen Stiefeln; Natascha begriff, daß dies Kostüm, in welchem sie Onkelchen in Otradnoje mit Verwunderung und Gelächter gesehen, hier ein ganz passendes und nicht schlechter war, als Rock oder Frack.

Auch Onkelchen war heiter; er hatte sich über das Lachen der Geschwister nicht nur nicht geärgert (es wäre ihm nicht eingefallen, daß man über seine Lebensweise hätte lachen können), sondern stimmte ohne Weiteres in ihr grundloses Gelächter ein.

Ja, rief er dann, das nenn' ich eine junge Gräfin! glatte Sache, vorwärts! — Eine zweite, wie die, habe ich nie gesehen. Darauf reichte er Nikolaj eine Pfeife mit langem Tschibuk und nahm eine andere, kurze, mit seinem gewöhnlichen Handgriff zwischen drei Finger. Den ganzen Tag geritten! fuhr er fort. Für einen Mann wär's genug gewesen! Aber wie gar nichts! ihr thut es nichts!

Bald nach dem Eintritt des Onkels wurde die Thür abermals geöffnet, wie der Klang der Schritte verrieth, von einem barfüßigen Mädchen, und mit einem großen, reichbesetzten Theebrett in den Händen, erschien ein dickes, roth-

wangiges, schönes Weib von etwa vierzig Jahren, mit Doppelkinn und vollen, rothen Lippen.

Mit gastlicher Beflissenheit und freundlichen Blicken und Bewegungen kam sie auf die Gäste zu und grüßte sie mit anmuthigem, ehrerbietigem Lächeln. Trotz ihrer ungewöhnlichen Körperfülle, welche sie zwang, Brust und Leib nach vorn und den Kopf zurück zu beugen, ging das Weib (die Wirthschafterin des Onkels) leichtfüßig dahin. Sie trat an den Tisch, stellte das Theebrett darauf und ordnete geschickt mit ihren vollen weißen Händen Flaschen, Schüsseln und Alles zur Bewirthung Gehörende. Nachdem dies geschehen war, entfernte sie sich und blieb mit lächelndem Gesicht an der Thür stehen. „Da bin ich auch; nun begreifst Du den Onkel!“ sagte ihre Erscheinung zu Rostow.

Wie hätte man ihn nicht begreifen sollen! Nicht allein Nikolaj, auch Natascha verstand den Onkel und die Bedeutung seiner zusammengezogenen Augenbrauen und des glücklichen, selbstzufriedenen Lächelns, das seine Lippen leicht gekräuselt hatte, als Anissja Fjodorowna eintrat.

Auf dem Theebrett standen Kräuterbranntwein, Fruchtliqueure, Pilze, Pfannkuchen aus schwarzem Mehl mit Buttermilch, Honig in Waben, Meth, Aepfel, frische und getrocknete Nüsse und Nüsse in Honig. Außerdem brachte Anissja noch Eingemachtes in Zucker und Honig, Schinken und ein frischgebratenes Huhn.

Alles dies war aus der Wirthschaft, aus den Vorräthen Anissja Fjodorownas und trug gleichsam das Gepräge ihrer Fülle, ihrer Sauberkeit, ihrer Weiße und ihres angenehmen Lächelns.

Essen Sie doch, Fräuleinchen-Gräfin! sagte sie, indem sie Natascha bald Dies, bald Jenes reichte. Natascha aß

von Allem, und es kam ihr vor, als hätte sie nie und nirgend solche Kuchen mit Buttermilch, so duftiges Eingemachtes, solche Nüsse in Honig und ein solches Huhn gesehen oder gegessen.

Anissja Fjodorowna entfernte sich. Rostow und Onkelchen aßen, beschlossen das Abendbrod mit einem Gläschen Kirschliqueur und sprachen von vergangenen und künftigen Jagden, von Rugaj und Ilagins Hunden. Natascha saß aufrecht, mit blitzenden Augen auf dem Divan und hörte zu. Ein paarmal versuchte sie Petja zu wecken, um ihm etwas zu essen zu geben; aber er murmelte nur unverständliche Worte, ohne zu erwachen.

Natascha fühlte sich in dieser ihr neuen Umgebung so wohl, daß sie fürchtete, die Droschke könnte zu früh kommen. Nach einem zufällig eingetretenen Schweigen, wie es fast immer vorkommt, wenn man Bekannte zum erstenmale in seinem Hause sieht, sagte Onkelchen, gleichsam als Antwort auf die Gedanken seiner Gäste:

So bringe ich meine alten Tage hin . . . Stirbt man, — glatte Sache, vorwärts! — bleibt einem nichts . . . Warum also Sünde thun!

Das Gesicht des Onkels war ausdrucksvoll und sogar schön, als er dies sagte. Nikolaj erinnerte sich dabei unwillkürlich an alles Gute, was er vom Vater und den Nachbarn über Onkelchen gehört hatte. Onkelchen galt nicht nur im Bezirke, sondern im ganzen Gouvernement für den edelsten, uneigennützigsten Sonderling. Man rief ihn in Familienangelegenheiten als Schiedsrichter an, ernannte ihn zum Testamentsvollstrecker, vertraute ihm Geheimnisse, wählte ihn zum Richter und zu anderen Aemtern. Aber er wies Alles hartnäckig ab, brachte den Früh-

ling und Herbst auf seinem Falben in den Feldern und Wäldern zu, saß den Winter über im Hause, den Sommer in seinem schattigen Garten.

Warum sind Sie nicht im Dienst, Onkelchen? fragte Nikolaj.

Ich habe gedient, habe mich jedoch davon losgemacht . . . ich passe nicht dazu. Glatte Sache, vorwärts! . . . Ich verstehe das nicht . . . desgleichen ist Euere Sache . . . mein Verstand reicht dazu nicht aus. Was die Jagd betrifft, das ist was Anderes . . . glatte Sache, vorwärts! Thür auf! schrie er plötzlich. Warum habt Ihr zugemacht?

Die Thür am Ende des Korridors (Onkelchen sagte Kollidor) führte in das unbewohnte Jägerzimmer. Auf den Befehl des Herrn fingen ein paar nackte Füße an zu stampfen, eine unsichtbare Hand öffnete die Thür des Jägerzimmers (so hieß die Beutestube für die Jäger). Und durch den Korridor ließen sich die Klänge einer Balalajka hören, die unverkennbar von einem Meister gespielt wurde. Nataſcha hatte diesen Tönen schon lange gelauscht; jetzt ging sie in den Korridor, um deutlicher zu hören.

Das ist mein Mitjka, der Kutscher; ich habe ihm eine gute Balalajka gekauft, ich höre sie so gern, sagte Onkelchen. Es war hergebracht, daß wenn er von der Jagd zurück kam, Mitjka in der unbewohnten Jägerstube die Balalajka spielte.

Gut! wirklich vortrefflich, sagte Nikolaj mit einer gewissen Geringschätzung, als ob er sich schämte zu gestehen, daß ihm diese Klänge angenehm waren.

Vortrefflich! wiederholte vorwurfsvoll Nataſcha, die den Ton, in dem der Bruder gesprochen, verstanden hatte;

nicht nur vortrefflich; entzückend ist es! Wie ihr der Meth, die Früchte und Pilze des Onkels als die besten in der Welt erschienen, fand sie jetzt auch in diesem Spiel den höchsten musikalischen Genuß.

Mehr, bitte! . . . rief sie in die Thür hinein, als die Balalajka schwieg. Mitjka stimmte, schlug wieder auf die Saiten und klirrend erschallte die „Barynja" („Herrin"), mit lustigen Läufen und Gängen. Onkelchen saß da und horchte mit gesenktem Kopfe und kaum merklichem Lächeln. Die Melodie der „Barynja" wiederholte sich unzähligemal; hin und wieder wurde die Balalajka gestimmt und auf's Neue erklangen die munteren, klirrenden Töne und die Anwesenden wurden nicht müde zuzuhören. Nach einer Weile trat Anissja Fjodorowna wieder herein und lehnte sich mit ihrem dicken Körper an den Thürpfosten.

Sie sind so gütig und hören zu? sagte sie lächelnd zu Natascha, und ihr Lächeln glich dem des Onkels; er spielt schön!

Da, bei diesem Griff macht er es nicht richtig, sagte der Onkel plötzlich mit energischer Geberde; hier müssen die Töne einzeln klingen — glatte Sache, vorwärts! — einzeln klingen!

Darauf verstehen Sie sich auch? fragte Natascha.

Onkelchen lächelte, ohne zu antworten.

Sieh' mal zu, Anissjuschka, ob die Saiten der Guitarre ganz sind. Ich habe sie lange nicht in die Hand genommen, glatte Sache, vorwärts! hatte sie aufgegeben.

Anissja Fjodorowna ging vergnügt mit ihren leichten Schritten hinaus, den Auftrag des Herrn zu erfüllen, und, brachte die Guitarre.

Onkelchen blies, ohne Jemand anzusehen, den Staub davon ab, schlug mit den knochigen Fingern auf den Resonanzboden der Guitarre, stimmte sie und rückte sich bequem zurecht. Mit etwas theatralischer Geberde, indem er den Ellenbogen des linken Armes von sich abstreckte, faßte er das Instrument oberhalb des Griffs und nachdem er Anissja Fjodorowna mit den Augen zugewinkt, stimmt er, nicht die „Barynja“ an, sondern griff einen vollen klangreichen Akkord und ging dann ruhig und sicher, mit langsamen Tempo in das bekannte Lied über: Liegt die Straß' im Son-nen-schein. Und in demselben Takte, mit jener würdevollen Heiterkeit (die auch das Wesen Anissjas athmete), erklang dieselbe Melodie in Nataschas und Nikolajs Herzen. Anissja Fjodorowna erglühte und verließ das Zimmer, indem sie das Gesicht mit dem Tuche bedeckte. Der Onkel führte das Lied mit Reinheit, Feuer und Genauigkeit zu Ende und sah dabei mit verändertem, begeistertem Blick nach der Stelle, die Anissja Fjodorowna verlassen hatte. Ein kaum merkliches Lächeln erhellte sein Gesicht und zuckte unter dem grauen Schnurrbarte, besonders, wenn sich im Verlauf des Liedes der Ausdruck leidenschaftlich steigerte und der Takt sich beschleunigte. Plötzlich brach er mitten im Akkorde ab.

Reizend, reizend Onkelchen! noch mehr, noch mehr! rief Natascha, sobald er aufhörte; sie war aufgesprungen, umarmte den Onkel und küßte ihn.

Nikolenka, Nikolenka! rief sie, indem sie sich nach dem Bruder umsah, als ob er ihr klar machen sollte, was sie so entzückte.

Da auch Nikolaj das Spiel des Onkels gefiel, begann dieser das Lied zum zweitenmale. Anissja Fjodorownas

lächelndes Gesicht erschien wieder an der Thür und hinter ihr zeigten sich noch andere Gesichter.

Liegt die Straß' im Sonnenschein,
Eilt zum Quell das Mägdelein,
Wasser holen klar und rein.
Bursche ruft ihr hinterdrein:
Eil' nicht, Jungfer, warte fein!

spielte der Onkel, griff wieder einen vollen Akkord, brach ab und machte eine Bewegung mit den Schultern.

Nun, Täubchen, Onkelchen! rief Nataścha mit so flehender Stimme, als ob sich's um ihr Leben gehandelt hätte. Onkelchen stand auf und es war, als ob zwei Menschen in ihm lebten; der eine lächelte über den anderen Lustigen, und der Lustige nahm mit naiver Wichtigkeit eine Tanzstellung ein.

Nun, Nichtchen! rief der Onkel, indem er mit der Hand, die eben den Akkord abgebrochen hatte, Natascha zuwinkte.

Natascha warf das Tuch ab, in das sie gehüllt war, lief zum Onkel, stemmte die Hände in die Seiten, machte eine Bewegung mit den Schultern und blieb stehen.

Wo, wie, wann hatte diese kleine Gräfin, die von einer emigrirten Französin erzogen war, diesen russischen Geist in sich eingesogen? Woher nahm sie diese Bewegung, die der pas de châles längst verdrängt haben mußte? Es war jener unbeschreibliche russische Geist, jene nicht anzulernende echt russische Haltung, wie Onkelchen sie von ihr erwartete.

Sobald sie sich nur hinstellte, feierlich lächelte und zugleich stolz und schalkhaft heiter aussah, verschwand die

Furcht, die im ersten Augenblicke Nikolaj und die übrigen Anwesenden ergriffen hatte: die Furcht, daß sie nicht ausführen könnte, was sie unternommen, und alle bewunderten sie.

Sie machte Alles so gut, so genau, daß Anissja Fjodorowna, die ihr sogleich das zu dem Tanze nothwendige Tuch gereicht hatte, vor Lachen die Thränen kamen, während sie auf diese schlanke, anmuthige, ihr so fremde, in Sammt und Seide erzogene Gräfin blickte, die doch Alles verstand und ausdrücken konnte, was in Anissja lebte, und in Anissjas Vater, in ihrer Mutter und Großmutter, kurz in jedem Russen.

Nun, Comteßchen, glatte Sache, vorwärts! sagte der Onkel mit freudigem Lächeln, nachdem der Tanz beendigt war. Nun, das heißt ein Nichtchen, man sollte wirklich einen braven Mann für Dich aussuchen . . . glatte Sache, vorwärts!

Ist schon ausgesucht! gab Nikolaj lächelnd zur Antwort.

O? rief der Onkel verwundert, indem er sie fragend ansah. Nataschа nickte bejahend mit glücklicher Miene.

Und was für Einen! sagte sie.

Aber während sie dies sagte, stieg eine neue Reihe von Gedanken und Gefühlen in ihr auf. Was hatte das Lächeln zu bedeuten, mit dem Nikolaj gesagt: ist schon ausgesucht! . . . War er froh darüber, oder nicht? Schien er nicht zu denken, daß mein Bolkonskij unsere Freude nicht verstehn, nicht billigen würde? . . . Nein, er würde Alles begreifen! . . . „Wo er jetzt wohl sein mag? dachte Natascha, und ihr Gesicht wurde plötzlich ernst. Aber das dauerte nur eine Sekunde. Du sollst nicht grübeln! darfst nicht!“ sagte sie zu sich selbst, setzte sich lächelnd neben den Onkel und bat ihn, noch etwas zu spielen.

Onkelchen spielte noch ein Lied, einen Walzer, und nachdem er eine Weile geschwiegen, räusperte er sich und fing an, sein Lieblings-Jagdlied zu singen:

Am Abend ist gefallen
Der erste, frische Schnee . . .

Der Onkel sang, wie das Volk singt, mit jener festen, kindlichen Ueberzeugung, daß im Liede die Hauptsache in den Worten liegt, und daß die Musik von selbst kommt, an und für sich nichts bedeutet und nur der Schönheit wegen da ist. Dies unbewußte Singen, wie der Gesang eines Vogels, wirkte auch bei dem Onkel so außerordentlich schön.

Nataſcha war davon entzückt; sie nahm sich vor, nicht mehr Harfe zu lernen, sondern Guitarre, bat den Onkel um das Instrument, und suchte begleitende Akkorde für sein Lied.

Gegen zehn Uhr wurden für Nataſcha und Petja ein Bankwagen, eine Droschke und drei Reiter geschickt. Der Graf und die Gräfin wüßten nicht, wo sie wären, und ängstigten sich sehr, sagte der Bote.

Petja mußte hinaus getragen werden und wurde wie ein Todter in den Bankwagen gelegt. Nataſcha und Nikolaj setzten sich in die Droschke; der Onkel wickelte Nataſcha ein, und verabschiedete sich von ihr mit besonderer Zärtlichkeit; dann begleitete er die Wagen bis an die Brücke, die nicht befahren werden konnte und befahl den Jägern, mit Laternen durch die daneben hinführende Furth vorauszureiten.

Lebe wohl, theuere Nichte! schrie ihnen seine Stimme aus der Dunkelheit zu; nicht die Stimme, die Nataſcha früher gekannt, sondern die, welche gesungen:

Am Abend ist gefallen
Der erste, frische Schnee . . .

Im Dorfe, durch das sie fuhren, war rother, lustiger Flammenschein zu sehen und es roch behaglich nach Rauch.

Wie reizend ist Onkelchen! sagte Nataścha, als sie auf die Landstraße kamen.

Ja! antwortete Nikolaj; frierst Du nicht?

Nein, mir ist sehr wohl, sehr wohl, ganz ausgezeichnet! sagte Nataścha mit einer gewissen Verwunderung. Dann schwiegen sie lange.

Die Nacht war finster und feucht; von den Pferden war nichts zu sehen, man hörte nur, wie sie durch den unsichtbaren Schmutz trabten.

Was ging in der kindlichen, eindrucksvollen Seele Nataschas vor, welche die mannigfaltigen Seiten des Lebens so durstig auffing und sich aneignete? Wie gestaltete sich das Alles in ihr? Jetzt war sie sehr glücklich. Als sie sich bereits dem Hause näherten, fing sie plötzlich an, die Melodie des Liedes „Am Abend ist gefallen" vor sich hin zu singen; während des ganzen Weges hatte sie sich vergebens darauf besonnen, sie aber endlich gefunden.

Hast Du sie wieder? fragte Nikolaj.

Woran dachtest Du jetzt, Nikolenka? sagte Natascha; sie fragten sich gern danach.

Ich? sagte Nikolaj sich besinnend. Ja, sieh'! Anfangs dacht' ich, daß Rugaj, der rothe Hund, dem Onkel ähnlich ist, und wenn er ein Mensch wäre, würde er den Onkel ebenfalls bei sich behalten, wenn nicht wegen seiner Kunst im Reiten, so doch wegen seines ganzen harmonischen Aussehens. Wie harmonisch ist der Onkel, nicht wahr? . . . Nun, und Du?

Ich? warte 'mal, warte 'mal! Ja, ich dachte zuerst, wir fahren, und glauben, nach Hause zu fahren, und in

dieser Dunkelheit kommen wir, wer weiß wohin. Und plötzlich sind wir da und sehen, daß wir uns nicht in Otradnoje, sondern in einem Zauberlande befinden . . . Und dann dachte ich noch . . . Nein, nichts mehr!

Ich weiß schon, Du wirst wohl an ihn gedacht haben, sagte Nikolaj und lächelte, wie Nataſcha aus dem Ton seiner Stimme erkannte.

Nein! antwortete sie, obwohl sie wirklich zugleich an den Fürsten Andrej gedacht und sich gefragt hatte, wie ihm Onkelchen gefallen würde. Aber ich wiederholte immer, den ganzen Weg schon, wie nett Anissja hereintrat, wie schön ... fügte Nataſcha hinzu, und Nikolaj hörte ihr klangvolles, grundloses, glückliches Lachen.

Weißt Du was! sagte sie plötzlich; ich weiß, daß ich nie wieder so glücklich, so ruhig sein werde, wie jetzt.

Das ist ja Unsinn, Thorheit, Geschwätz! antwortete Nikolaj und dachte: „wie reizend ist doch meine Nataſcha! eine zweite Freundin, wie sie, habe ich nicht und werde ich nie wieder haben . . . Warum muß sie sich verheiraten? Ich möchte am liebsten immer mit ihr herumfahren.“

Und Nataſcha dachte: „Wie reizend ist Nikolaj!“ . . .

Ach, noch Licht im Salon, sagte sie laut und zeigte auf die hellen Fenster, die durch den feuchten Sammt des nächtlichen Dunkels schimmerten.

VIII.

Graf Ilja Andreitsch hatte sein Amt als Adelsmarschall niedergelegt, weil es mit zu großen Ausgaben verbunden war; aber seine Geldangelegenheiten verbesserten sich noch immer nicht. Nikolaj und Nataſcha bemerkten, daß heim-

liche, unruhige Unterredungen zwischen den Eltern stattfanden, und hörten von dem Verkauf des großen Rostowschen Hauses und des Landhauses bei Moskau sprechen.

Da der Graf Rostow nicht mehr Adelsmarschall war, brauchte er kein so großes Haus zu machen wie früher, und das Leben in Otradnoje wurde stiller als in den vergangenen Jahren. Dennoch blieben sowohl das Hauptgebäude wie der Flügel voll Menschen, und am Herrschaftstische saßen immer noch wie früher, mehr als zwanzig Personen: theils Freunde, beinahe Familienglieder, theils Menschen, welche nun einmal zum Hause des Grafen gehörten: da waren der Musiker Dümmler mit Frau; der Tanzlehrer Vogel mit Familie; ein ältliches Fräulein Bjelowa; ehemalige Gouvernanten der Töchter und einfach Menschen, denen es angenehmer oder vortheilhafter schien, bei dem Grafen zu leben, als im eigenen Hause. Es gab nicht mehr so viel Verkehr wie früher, aber im allgemeinen wurde der Haushalt in der alten Weise geführt, ohne welche sich Graf und Gräfin das Leben nun einmal nicht vorstellen konnten. Man hielt dasselbe, jetzt durch Nikolaj eher noch vergrößerte Jagdpersonal; noch immer waren fünfzig Pferde und fünfzehn Kutscher im Stalle; noch immer wurden zu den Namenstagen theure Geschenke gemacht und feierliche, den ganzen Bezirk bewirthende Diners gegeben. Noch immer waren die Whist- und Boston-Partien des Grafen im Gange, bei welchen er die Karten so zu halten pflegte, daß Jedermann hineinsehen konnte. Daher belief sich denn, was die Mitspieler gewannen, täglich auf Hunderte, und Alle, die auf das Vorrecht, die Partie mit dem Grafen Ilja Andreitsch zu machen, Anspruch hatten, hielten daran fest, wie an der bequemsten Erwerbsquelle.

So steckte denn der Graf in seinen Vermögensangelegenheiten, wie in einem großen Fischnetze, wollte nicht glauben, daß er sich verwickelt hatte, und sich täglich noch mehr verwickelte, und fühlte sich dann sowohl außer Stande das Netz zu zerreißen, als sich vorsichtig und geduldig daraus loszumachen. Die Gräfin ahnte mit ihrem liebendem Herzen, daß ihre Kinder dem Ruin entgegen gingen; daß der Graf nicht schuld war; daß er nicht anders sein konnte; daß er darunter litt (obwohl er sich dessen ebenso wenig bewußt wurde, wie des Ruins seiner Kinder), und sie suchte Mittel, dem Uebel abzuhelfen. Von ihrem Frauenstandpunkt aus bot sich aber nur ein Ausweg dar: die Heirath Nikolajs mit einem reichen Mädchen. Sie fühlte, daß dies die letzte Hoffnung war, und daß jede Möglichkeit, ihre Verhältnisse zu verbessern, auf immer verloren war, wenn Nikolaj die Partie, die sie für ihn gefunden hatte, ausschlug. Diese Partie war Julie Karagina, die Tochter vertrefflicher, ehrenwerther Eltern, von Kindheit an mit Rostows bekannt und jetzt durch den Tod ihres letzten Bruders eine reiche Erbin.

Die Gräfin hatte nach Moskau an Frau Karagina geschrieben, hatte ihr die Verbindung zwischen Julie und Nikolaj vorgeschlagen und eine zustimmende Antwort erhalten. Frau Karagina schrieb, daß sie mit der Sache einverstanden wäre, daß die Entscheidung aber von der Neigung ihrer Tochter abhängen müßte, und schloß mit der Aufforderung, Nikolaj möge nach Moskau kommen.

Wiederholt sagte nun die Gräfin mit Thränen in den Augen zu ihrem Sohne, jetzt, nachdem beide Töchter versorgt wären, sei ihr einziger Wunsch, auch ihn verheirathet zu sehen. Sie sagte, sie würde sich ruhig in's Grab legen, wenn das geschähe, deutete an, daß sie ein ausgezeichnetes

Mädchen für ihn in Vorschlag habe, und suchte seine Ansichten über eine Heirath auszuforschen.

In anderen Gesprächen lobte sie Julie und gab Nikolaj den Rath, für die Feiertage nach Moskau zu gehen, um sich zu amüsiren. Nikolaj errieth, worauf die Gespräche der Mutter zielten und forderte sie in einer dieser Unterredungen zu voller Offenheit auf. Sie sagte ihm, daß die einzige Hoffnung, ihre Verhältnisse gebessert zu sehen, auf seiner Heirath mit Julie Karagina beruhe.

Wie aber, wenn ich ein Mädchen ohne Vermögen liebte? Ist's möglich, Mama, daß Sie verlangen würden, ich sollte meine Gefühle und meine Ehre um des Vermögens willen opfern? fragte er die Mutter. Die Grausamkeit seiner Frage verstand er nicht; er war nur von dem Wunsche erfüllt, seine Großherzigkeit darzuthun.

Nein, Du hast mich nicht begriffen! sagte die Mutter, die sich nicht zu rechtfertigen wußte. Du hast mich nicht begriffen, Nikolenka! Ich will nur Dein Glück! fügte sie hinzu, fühlte aber, daß sie die Unwahrheit sagte, daß sie sich verstrickt hatte, und fing an zu weinen.

Mütterchen, weinen Sie nicht! Sagen Sie mir nur, was Sie wollen, und Sie wissen, daß ich Alles, mein ganzes Leben hingeben werde, damit Sie ruhig sein können, sagte Nikolaj. Alles will ich gern für Sie opfern, selbst meine Gefühle.

Aber die Gräfin wollte die Frage nicht in dieser Weise gestellt wissen. Sie verlangte keine Opfer von ihrem Sohne; sie hätte lieber selbst für ihn ein Opfer gebracht.

Nein, Du hast mich nicht verstanden, lasse uns nicht weiter davon sprechen! sagte sie und trocknete ihre Thränen.

„Ja, vielleicht liebe ich ein armes Mädchen," sagte Nikolaj

zu sich selbst. Was also thun? Soll ich Gefühl und Ehre um des Geldes willen opfern? Ich wundere mich, daß Mama mir das vorschlagen konnte! Weil Ssonja arm ist, soll ich sie nicht lieben können, dachte er weiter; ich soll ihre treu ergebene Liebe nicht erwidern? Und würde doch gewiß mit ihr glücklicher sein als mit einer Puppe, wie Julie. Für das Wohl der Meinigen kann ich zwar mein Gefühl opfern, ihm befehlen kann ich nicht. Wenn ich Ssonja liebe, ist diese Empfindung stärker und höher für mich, als alles Andere."

Nikolaj ging nicht nach Moskau, und die Gräfin kam nicht auf das Heiratsprojekt zurück, bemerkte aber mit Kummer und zuweilen mit Unwillen die Anzeichen einer wachsenden Annäherung zwischen ihrem Sohne und der mittellosen Ssonja. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie Ssonja weder schelten noch anklagen konnte, war jedoch häufig unfreundlich gegen das junge Mädchen, und sagte „Sie" zu ihr und „meine Liebe". Am meisten ärgerte sich die gute Gräfin, daß ihre arme, schwarzäugige Nichte so sanft war, so gut, so bescheiden, so dankbar gegen ihre Wohlthäter und so voll treuer, selbstvergessener Liebe für Nikolaj, daß man ihr keine Vorwürfe machen konnte.

Nikolaj brachte seine ganze Urlaubszeit bei den Seinigen zu. Von dem Bräutigam, dem Fürsten Andrej, war der vierte Brief aus Rom gekommen; er schrieb, daß er längst auf dem Wege nach Rußland sein würde, wäre nicht unglücklicher Weise in dem warmen Klima seine Wunde wieder aufgebrochen, so daß er sich gezwungen sähe, seine Heimreise bis zum Anfange des nächsten Jahres zu verschieben. Natascha liebte ihren Verlobten, war glücklich in dieser Liebe, und eben so empfänglich für alle Freuden des

Lebens, wie sonst; aber nachdem die Trennung von ihm vier Monate gedauert, kamen Anfälle einer Traurigkeit über sie, deren sie sich nicht erwehren konnte. Sie bedauerte sich selbst und bedauerte, daß diese Zeit, in welcher sie sich so fähig fühlte zu lieben und geliebt zu werden, nutzlos verloren ging.

Es war nicht heiter im Hause Rostow.

IX.

Das Weihnachtsfest kam heran; aber außer dem Gottesdienste, außer den feierlichen, langweiligen Gratulationen der Nachbarn und Hofleute, und außer den neuen Kleidern gab es nichts, was die Feiertage ausgezeichnet hätte. Und doch sehnte sich Jeder, bei der stillen Kälte von zwanzig Grad, dem blendend-hellen Sonnenschein bei Tag und dem Wintersternenschein bei Nacht nach irgend einer besonderen Feier der Weihnachtszeit.

Am dritten Festtage nach Tisch begaben sich alle Hausgenossen in ihre Zimmer. Es war die langweiligste Zeit des Tages. Nikolaj, der Vormittags Besuche in der Nachbarschaft gemacht hatte, schlief im Divanzimmer; der alte Graf ruhte in seinem Kabinet; am runden Tisch im Salon saß Ssonja und zeichnete ein Stickmuster ab; die Gräfin legte Patience. Der Narr Nastassja Iwanowna saß übler Laune mit zwei alten Weibern am Fenster. Natascha kam herein, ging zu Ssonja, sah, was sie that, ging dann zur Mutter und blieb schweigend neben ihr stehen.

Warum irrst Du umher, wie eine Obdachlose? fragte die Mutter. Was willst Du?

Ihn will ich! . . . sogleich, diesen Augenblick will ich ihn! antwortete Nataschа mit blitzenden Augen, aber ohne zu lächeln. Die Gräfin erhob den Kopf und sah die Tochter forschend an.

Sehen Sie mich nicht so an, Mama, sehen Sie mich nicht an, sonst muß ich weinen.

Setze Dich, bleibe hier bei mir, sagte die Gräfin.

Mama, er soll kommen . . . Ich muß ihn haben . . . Warum bin ich so verlassen . . . Mama? Ihre Stimme versagte, sie wandte sich hastig ab, um ihr Gesicht zu verstecken, und eilte hinaus.

Im Divanzimmer blieb sie eine Weile nachdenklich stehen und begab sich dann in die Mägdestube. Hier schalt eine alte Kammerfrau mit einer jungen Dienerin, welche eben athemlos und roth vor Kälte von den Hofleuten zurückgekommen war.

Genug gespielt! sagte die Alte. Alles hat seine Zeit.

Lasse sie doch, Kondratjewna, rief Natascha. Geh', Mawruscha, geh' nur!

Nachdem sie Mowruscha entlassen, ging Natascha durch den Saal in das Vorzimmer, wo ein alter und drei junge Diener Karten spielten. Beim Eintritt des Fräuleins erhoben sie sich. „Was könnte ich wohl mit ihnen machen?" dachte Natascha.

Ja, Nikita, gehe, ich bitte . . . „wohin soll ich ihn nur schicken? . . ." Ja, gehe in's Leutehaus und hole mir, bitte, einen Hahn, und Du, Mischka, hole mir ein bischen Hafer.

Nur ein bischen Hafer befehlen Sie? fragte Mischa mit fröhlicher Dienstfertigkeit.

Gehe nur, schnell, schnell! rief der alte Diener.

Und Du, Fjodor, suche mir Kreide.

Dann, als Nataſcha am Buffet vorüber ging, befahl ſie den Sſamowar zu bringen, obwohl es dazu noch nicht Zeit war.

Der Buffetdiener Foka war der halsſtarrigſte Menſch im Hauſe, und es machte Nataſcha Vergnügen, ihre Macht über ihn zu prüfen. Diesmal glaubte er ihr nicht, und ging fragen, ob die Sache ihre Richtigkeit hatte.

Nein, dieſes Fräulein! ſagte er dann, indem er that als ob er Nataſcha zürnte.

Niemand im Hauſe gab den Leuten ſo viel Aufträge und machte ihnen ſo viel Arbeit, wie Nataſcha. Sie konnte die Menſchen nicht in Ruhe ſehen, ohne ſie irgend wohin zu ſchicken. Es war, als ob ſie ausprobiren wollte, ob ſich nicht Einer über ſie ärgern und eine böſe Miene machen würde; aber die Leute ließen ſich von Niemand ſo gern befehlen, als von ihr.

Was ſoll ich thun? . . . Wohin ſoll ich gehen? fragte ſie ſich, indem ſie langſam auf den Korridor hinaustrat.

Naſtaſſja Iwanowna, was für Kinder werde ich bekommen? fragte ſie den Narren, der ihr in ſeiner Kaſawajka entgegen kam.

Du wirſt Flöhe, Grillen und Heupferdchen haben, antwortete der Narr.

„Ach Gott, ach Gott! immer daſſelbe; wohin gehe ich nur? was fange ich nur mit mir an?“ dachte Nataſcha und lief, mit den Füßchen ſtampfend, die Treppe hinauf zu Vogel, der mit ſeiner Frau im oberen Stockwerke wohnte.

Bei Vogel ſaßen die beiden Gouvernanten, und Teller mit Roſinen, Mandeln und Walnüſſen ſtanden auf dem Tiſche. Die Gouvernanten unterhielten ſich darüber, ob das Leben in Odeſſa oder in Moskau billiger wäre; Nataſcha

setzte sich zu ihnen, hörte sie mit ernsthafter nachdenklicher Miene an und stand wieder auf.

Insel Madagaskar, fing sie an, wiederholte, jede Silbe betonend: Ma-da-gas-kar! und ging, ohne die Frage der Madame Schoß, was sie damit sagen wolle, zu beantworten, wieder fort.

Ihr Bruder Petja war auch oben und bereitete mit Hilfe seines früheren Wärters ein Feuerwerk, das er Abends abbrennen wollte.

Petja, Petja, komm', laß mich' hinunter reiten!

Petja lief herbei und bot ihr seinen Rücken; Natascha schwang sich hinauf, umfaßte seinen Hals mit beiden Armen und er trug sie hüpfend fort.

Nein, ich will nicht mehr! Insel Madagaskar! sagte sie und sprang von seinem Rücken herunter.

Nachdem sie nun gleichsam ihr Reich durchschritten, ihre Macht erprobt und alle Unterthanen sehr ergeben und sehr langweilig gefunden, ging Natascha in den Saal, nahm ihre Guitarre, setzte sich in den dunkeln Winkel hinter dem Schränkchen und fing an, mit den Baßsaiten zu klimpern. Sie versuchte eine musikalische Phrase herauszuarbeiten, die ihr von einer Oper im Gedächtniß geblieben, welche sie in Petersburg mit dem Fürsten Andrej gehört. Für Andere hätte etwas völlig Sinnloses aus ihren Saiten geklungen, aber in ihrer Phantasie ließen diese Töne eine ganz Reihe von Erinnerungen auferstehen. Sie saß hinter dem Schränkchen, die Augen auf einen Lichtstreifen geheftet, der aus der Thür der Speisekammer fiel, hörte sich selber zu und versank in Erinnerungen. Sie befand sich in einer Erinnerungsstimmung.

Ssonja ging mit einem Glase in der Hand durch den

Saal nach dem Buffet. Nataſcha ſah ſie an, ſah auf die Spalte in der Thür und glaubte ſich zu erinnern, daß ſchon früher einmal das Licht durch die Spalte der Speiſe-kammerthür gefallen und Sſonja mit dem Glaſe durch den Saal gegangen war.

„Ja, es war Alles genau ſo," dachte Nataſcha.

Sſonja, was iſt das? rief ſie ihr zu, indem ſie wieder in die Baßſaiten griff.

Ach, Du biſt hier! rief Sſonja zuſammenſchreckend, kam heran und lauſchte.

Ich weiß nicht, was es bedeutet ... Sturm vielleicht! fügte ſie ſchüchtern hinzu, voll Beſorgniß ſich zu irren.

„Ja, ganz ſo iſt ſie früher zuſammen gefahren, ganz ſo iſt ſie zu mir gekommen und hat ganz ſo ſchüchtern gelächelt, ſagte Nataſcha zu ſich ſelbſt, und ganz ſo habe ich damals gedacht, daß irgendwo ein Mangel in ihr ſein muß."

Nein, es iſt der Chor aus dem Waſſerträger, hörſt Du? ſagte ſie, und ſang die Melodie zu Ende, um ſie Sſonja klar zu machen. Als ſie damit fertig war, fragte ſie:

Wohin gingſt Du eben?

Ich wollte das Waſſer im Glaſe wechſeln; mein Stick-muſter wird gleich fertig ſein.

Du weißt Dich immer zu beſchäftigen; ich kann das nicht. Wo iſt Nikolaj?

Er ſchläft, glaub' ich.

Sſonja, geh hin und wecke ihn. Sag' ihm, ich ließe ihn rufen, daß er mit mir ſinge.

Sie blieb noch eine Weile ſitzen, dachte darüber nach, wie es gekommen, daß dies Alles ſchon einmal dageweſen, und ohne dieſe Frage zu löſen, oder ſich darüber Sorgen zu machen, verſetzte ſie ſich im Geiſte in die Zeit zurück,

in der sie mit ihm zusammen war, und er sie mit liebestrunkenen Augen ansah.

„Ach, wenn er doch bald wiederkäme! Ich fürchte immer, daß es nie geschieht. Und das Schlimmste ist, daß ich alt werde. Was jetzt in mir lebt, wird später nicht mehr da sein . . . Aber vielleicht kommt er noch heute, diesen Augenblick . . . vielleicht ist er schon da, und sitzt im Salon . . . vielleicht ist er gestern schon gekommen, und ich habe es nur vergessen.“

Sie stand auf, legte die Guitarre weg und ging in den Salon. Die ganze Familie, die Lehrer, Gouvernanten und Gäste saßen schon am Theetisch; die Diener standen ringsumher. Aber Fürst Andrej war noch immer nicht da, und das alte Leben ging in alter Weise fort.

Ach, da ist sie ja! rief Graf Ilja Andreitsch, als er die eintretende Natascha bemerkte. Komm, setze Dich zu mir.

Aber Natascha blieb neben der Mutter stehen und sah sich um, als ob sie etwas suchte.

Mama, sagte sie, gebt mir ihn wieder, schnell, Mama, schnell! und war kaum im Stande ihr Schluchzen zurückzuhalten.

Dann setzte sie sich an den Tisch und hörte dem Gespräche der älteren Leuten und Nikolajs zu, der ebenfalls zum Thee gekommen war.

„Ach! mein Gott! mein Gott! mein Gott! immer dieselben Gesichter und dieselben Gespräche. Ganz wie sonst hält Papa seine Tasse, und ganz wie sonst bläst er seinen Thee,“ sagte Natascha zu sich selbst und fühlte mit Entsetzen eine gewisse Abneigung gegen ihre Hausgenossen in in ihrem Herzen erwachen, weil sie Alle sich immer gleich blieben.

Nach dem Thee zogen sich Nikolaj, Nataſcha und Sſonja in ihren Lieblingswinkel im Divanzimmer zurück, wo ſie die vertraulichſten Geſpräche zu führen pflegten.

X.

Iſt Dir manchmal, fragte Nataſcha ihren Bruder, nachdem ſie ſich im Divanzimmer niedergelaſſen hatten, iſt Dir manchmal, als ob nichts mehr geſchehen würde, gar nichts mehr? Alles Gute iſt vorüber und man fühlt ſich nicht gelangweilt, ſondern traurig.

Wie oft habe ich das empfunden! antwortete er. Zuweilen, wenn alles um mich her ſo gut iſt, ſo fröhlich, kommt es mir plötzlich vor, als wäre ich aller dieſer Dinge müde und als müßten wir alle ſterben. Einmal, als ich noch beim Regiment war, ging ich nicht auf die Promenade; dort ſpielte die Muſik; und da wurde mir auf einmal ſo traurig zu Muthe . . .

Ja, ich kenne das, ich kenne das! unterbrach ihn Nataſcha. Das kenne ich auch . . . ich war noch ganz klein, als es mir ſchon geſchah . . . Erinnerſt Du Dich, einmal hatte man mich wegen Pflaumen geſtraft; ihr tanztet, ich aber ſaß im Schulzimmer und ſchluchzte . . . das werde ich nie vergeſſen. Ich war ſo traurig, ich hatte das Gefühl, als ob ich Alle bemitleidete . . . mich und Alle! und außerdem war ich unſchuldig. Du erinnerſt Dich wohl?

Ja, ſagte Nikolaj, ich weiß noch, daß ich zu Dir kam, Dich tröſten wollte und dabei verlegen wurde. Wir waren ſehr komiſch! ich hatte einen Hampelmann und wollte ihn Dir geben . . . Weißt Du noch?

Und beſinnſt Du Dich wohl, ſagte Nataſcha mit ge-

dankenvollem Lächeln, wie uns vor langer, langer Zeit, als wir noch kleine Kinder waren, der Onkel in sein Cabinet rief? . . . Es war noch im alten Hause, und es war dunkel und auf einmal steht da . . .

Ein Neger, fiel Nikolaj lustig lachend ein. Wie könnte ich das vergessen! Bis zu dieser Stunde weiß ich noch nicht, ob es wirklich ein Neger war oder ob wir nur geträumt haben, oder ob uns Jemand davon erzählt hat.

Er war schwarz und hatte weiße Zähne . . . weißt Du noch? . . . da stand er und sah uns an.

Und Sie, Ssonja, erinnern Sie sich noch? fragte Nikolaj.

Ja, ja, auch ich erinnere mich an etwas Aehnliches, gab sie schüchtern zur Antwort.

Ich habe Papa und Mama nach diesem Neger gefragt, sagte Nataschа; sie behaupten, es wäre keiner dort gewesen, aber Du besinnst Dich doch auf ihn?

Freilich, ich glaube noch heute seine Zähne zu sehen.

Wie sonderbar, ganz wie ein Traum; das habe ich gern.

Und weißt Du noch, als wir einmal im Saale mit Ostereiern spielten und plötzlich zwei alte Weiber sahen, die sich auf dem Teppich wälzten? war das wirklich so? . . . Wie schön es war!

Ja . . . Und erinnerst Du Dich, wie Papa in seinem blauen Pelze auf der Freitreppe mit der Flinte schoß?

So zählten sie lächelnd ihre Erinnerungen auf; nicht die traurigen Erinnerungen des Alters, sondern die poetischen der Jugend, deren Eindrücke aus der fernsten Vergangenheit nachklingen, wo der Traum sich mit der Wirklichkeit mischt. Und sie lachten leise, als ob sie sich über etwas freuten.

Wie gewöhnlich blieb Ssonja hinter den Anderen zurück, obgleich alle diese Erinnerungen ihnen gemeinsam angehörten. Aber Ssonja hatte Vieles vergessen, dessen sie sich erinnerten, und was ihr im Gedächtniß geblieben war, erweckte in ihr nicht dasselbe poetische Gefühl, das die Anderen erfüllte. Sie freute sich nur an der Freude der Beiden und suchte darin einzustimmen.

Wirklichen Antheil nahm sie nur, als ihre erste Ankunft erwähnt wurde. Ssonja schilderte, wie sie sich vor Nikolaj gefürchtet hatte, weil sein Jäckchen mit Schnüren besetzt war und die Wärterin ihr sagte, daß man auch sie in Schnüre einnähen würde.

Und ich erinnere mich, daß man mir erzählte, Du wärst unter einem Kohlkopf zur Welt gekommen, sagte Nataſcha. Ich weiß noch, daß ich damals nicht wagte, dies zu bezweifeln, und doch wußte ich, es könnte nicht wahr sein; mir war dabei sehr unbehaglich zu Muthe.

Während dieses Gesprächs zeigte sich der Kopf einer Dienerin an der Hinterthür.

Fräulein, man hat den Hahn gebracht, sagte das Mädchen leise.

Wir brauchen ihn nicht mehr, Polja, laß ihn wieder wegbringen, sagte Nataſcha.

Inmitten dieser Unterhaltung trat Dümmler in's Divanzimmer und näherte sich der Harfe, die im Winkel stand. Als er das Tuch abnahm, ertönte ein Mißklang aus den Saiten.

Bitte, Eduard Karlitsch, spielen Sie uns mein Lieblings-Nocturno von Monsieur Field, ließ sich aus dem Salon die Stimme der alten Gräfin hören. Dümmler griff einen

Accord und sagte, indem er sich zu Nataſcha, Nikolaj und Sſonja wandte:

Wie ruhig ihr dasitzt, junges Volk!

Ja, wir philosophiren, antwortete Nataſcha, die sich einen Augenblick umsah; dann setzte sie das Gespräch fort. Sie sprachen jetzt von Träumen.

Dümmler begann zu spielen; Nataſcha trat leise auf den Zehen an den Tisch, nahm das Licht, trug es hinaus, kehrte eben so leise zurück und setzte sich wieder auf ihren Platz. Im Zimmer, besonders in der Gegend des Divans, auf dem sie saßen, war es Dunkel, aber durch die hohen Fenster fiel der Silberglanz des vollen Mondes auf die Dielen.

Wißt Ihr, flüsterte Nataſcha, näher an Nikolaj und Sſonja heranrückend, während Dümmler, der sein Stück beendet hatte, leise über die Saiten strich und ungewiß schien, ob er aufhören oder etwas Neues beginnen sollte — wißt Ihr, wenn man sich immer erinnert, erinnert, erinnert, kommt man zuletzt soweit, daß man sich dessen erinnert, was geschehen ist, ehe man auf der Welt war.

Das ist die Seelenwanderung, sagte Sſonja, die eine gute Schülerin gewesen war und Alles im Gedächtniß behielt. Die Egypter glaubten, unsere Seelen wären früher in Thieren gewesen und würden wieder in Thiere zurückgehen.

Nein, daß wir jemals Thiere gewesen sind, glaube ich nicht, sagte Nataſcha noch immer flüsternd, obwohl die Musik verstummt war. Ich bin überzeugt, daß wir Engel waren, daß wir irgendwo dort und auch hier gewesen sind und uns darum an Alles erinnern.

Darf ich mich zu Ihnen gesellen? fragte Dümmler, der leise heran trat und sich neben sie setzte.

Wenn wir Engel gewesen wären, warum wären wir denn so tief herabgestiegen? fragte Nikolaj.

Nicht herabgestiegen. Wer sagt Dir, daß wir herabgestiegen sind? . . . Wie kann ich überhaupt wissen, was wir früher waren? rief Natascha. Die Seele ist ja unsterblich . . . Wenn ich also ewig leben werde, muß ich auch früher gelebt haben, die ganze Ewigkeit gelebt haben.

Ja, aber es fällt uns schwer, uns die Ewigkeit vorzustellen, sage Dümmler, der sich den jungen Leuten mit einer gewissen Geringschätzung lächelnd genähert hatte, jetzt aber ebenso leise und ernsthaft sprach, wie sie.

Warum soll es schwer sein, sich die Ewigkeit vorzustellen? fragte Natascha. Sie ist heute, ist morgen, wird immer sein, sie war gestern und vorgestern . . .

Natascha, jetzt kommst Du an die Reihe, singe mir etwas! hörte man die Stimme der Gräfin. Was sitzt Ihr da zusammen wie Verschwörer?

Mama, ich habe so gar keine Lust dazu, sagte Natascha, stand jedoch auf. Keiner von ihnen, selbst der nicht mehr junge Dümmler, hatte Lust, das Gespräch abzubrechen und den Winkel im Divanzimmer zu verlassen. Aber Natascha stand auf, und Nikolaj setzte sich an's Clavier. Natascha stellte sich wie gewöhnlich in die Mitte des Saales, wo der beste Platz für die Resonanz war, und fing das Lieblingslied der Mutter an. Sie hatte zwar behauptet, daß sie zum Singen nicht aufgelegt wäre, aber lange vorher und nachher sang sie nicht so gut, wie diesen Abend. Graf Ilja Andreitsch, der in seinem Cabinet ein Gespräch mit Mitjenka hatte, hörte ihren Gesang, und wie ein Schüler, der seine Aufgaben überstürzt, um zum Spiel zu kommen, verwirrte er sich in den Befehlen, die

er dem Verwalter ertheilte, und schwieg endlich still. Auch Mitjenka stand schweigend vor dem Grafen und hörte zu.

Nikolaj wandte keinen Blick von der Schwester und athmete mit ihr zugleich, während Ssonja, indem sie zuhörte, darüber nachsann, welch' ein großer Unterschied zwischen ihr und ihrer Freundin war, und wie sie auch nicht einen Augenblick so bezaubernd zu sein vermochte, wie ihre Cousine. Die alte Gräfin saß da mit wehmüthig-frohem Lächeln und Thränen in den Augen, und wiegte leise den Kopf. Sie dachte an Nataschа, an die eigene Jugend, und sagte sich selbst, daß etwas Unnatürliches und Beängstigendes in der bevorstehenden Verbindung zwischen Natascha und dem Fürsten Andrej läge.

Dümmler, der sich neben die Gräfin gesetzt hatte, hörte mit geschlossenen Augen zu.

Mein Gott, sagte er endlich; das ist ein europäisches Talent. Sie braucht nichts mehr zu lernen . . . Diese Weichheit, Zartheit, Kraft . . .

Ach! wie ich für sie fürchte . . . wie ich fürchte, antwortete die Gräfin, die ganz vergaß, mit wem sie sprach. Ihr mütterliches Herz sagte ihr, daß irgend ein Zuviel in Natascha war, und daß dies Zuviel ihr Glück beeinträchtigen würde.

Natascha hatte ihr Lied noch nicht fertig gesungen, als der vierzehnjährige Petja voll Entzücken in's Zimmer stürmte und verkündigte, daß Masken da wären.

Natascha hörte auf zu singen.

Dummkopf! rief sie dem Bruder zu, sank auf einen Stuhl und fing so heftig an zu weinen, daß sie sich lange nicht beruhigen konnte.

Es ist nichts, Mamachen, wirklich nichts, Petja hat

mich erschreckt, sagte sie und gab sich Mühe zu lächeln; aber ihre Thränen flossen unaufhaltsam und das Schluchzen schnürte ihr die Kehle zu.

Die verkleideten Hofleute, Bären, Türken, Schankwirthe, Damen, schreckliche und komische Gestalten, welche Kälte und Fröhlichkeit mitbrachten, drängten sich anfangs schüchtern im Vorzimmer zusammen; dann kamen sie, indem sie sich hinter einander versteckten, in den Saal und begannen erst zögernd, dann immer zuversichtlicher und zahlreicher ihre Lieder, Rundtänze und Weihnachtsspiele.

Die Gräfin ging, nachdem sie Alle besichtigt, erkannt und über ihre Verkleidungen gelacht hatte, in den Salon zurück, Graf Ilja Andreitsch aber blieb im Saale sitzen, lachte laut und nickte den Spielenden seinen Beifall zu. Die jungen Leute waren verschwunden.

Nach einer halben Stunde zeigten sich zwischen den anderen Verkleideten eine alte Dame im Reifrock, das war Nikolaj; eine Türkin — Petja; ein Bajazzo — Dümmler; ein Husar — Natascha und ein Tscherkeß — Ssonja, die sich mit gebranntem Kork Schnurrbart und Brauen gemalt hatte.

Nachdem die jungen Leute von den Nichtverkleideten nachsichtige Bewunderung geerntet hatten, fanden sie ihre Kostüme so schön, daß sie sich noch weiter zu zeigen wünschten. Nikolaj, der sie Alle mit seiner Trojka auf der vortrefflichen Schlittenbahn fahren wollte, schlug vor, ein Dutzend der verkleideten Hofleute mitzunehmen und sich zum Onkel zu begeben.

Nein, warum wollt Ihr den alten Herrn belästigen, sagte die Gräfin; da hättet Ihr kaum Platz, Euch umzudrehen. Wenn Ihr fortwollt, so fahrt zu Meljukows.

Frau Meljukowa war eine Wittwe, die mit Kindern im verschiedensten Alter und den dazu gehörenden Gouverneuren und Gouvernanten etwa vier Werst von Rostows lebte.

Ja, meine Liebe, das ist ein guter Einfall! rief der heiter gestimmte alte Graf. Gleich will ich mich verkleiden und mit Euch fahren. Ich werde Pachette zu unterhalten wissen.

Aber die Gräfin wollte sich nicht dazu verstehen, den Grafen fortzulassen, der eben diese Tage Schmerzen im Bein gehabt hatte. Es wurde ausgemacht, daß Ilja Andreitsch nicht mit sollte, daß aber, wenn Luisa Iwanowna (Madame Schoß) einwilligte, die jungen Mädchen mit ihr zu Meljukows fahren dürften. Ssonja, gewöhnlich so schüchtern und zurückhaltend, bat diesmal am dringendsten, daß Luisa Iwanowna ihnen dies Vergnügen nicht versagen möge. Ssonjas Anzug war der hübscheste von Allen, Schnurrbart und Brauen standen ihr allerliebst, Jedermann sagte ihr, sie sehe reizend aus, und sie befand sich in einer ihr sonst fremden, erregten und unternehmenden Stimmung. Eine Ahnung flüsterte ihr zu, daß heute oder nie ihr Schicksal sich entscheiden würde — in ihrer Männertracht schien sie ein ganz anderer Mensch zu sein.

Luisa Iwanowna erklärte sich bereit, und nach einer halben Stunde fuhren vier Trojkas mit Schellen und Glöckchen knirschend auf dem gefrorenen Schnee an der Freitreppe vor.

Nataschа schlug zuerst den Ton der Weihnachtsfröhlichkeit an, und diese Fröhlichkeit, die von Einem auf den Anderen überging, steigerte sich mehr und mehr, und erreichte den höchsten Grad, als sie Alle in die Nacht hinaustraten und sich plaudernd, einander anrufend, schreiend und lachend in die Schlitten vertheilten. Zwei der Trojken

bestanden aus gewöhnlichen Zugpferden; die dritte, mit einem Orlowschen Traber in der Mitte, gehörte dem alten Grafen; die vierte, mit dem kleinen, zottigen, schwarzen Mittelpferde, war Nikolajs persönliches Eigenthum. Nikolaj, der über sein Matronenkostüm einen festgegürteten Husarenmantel gezogen hatte, stand aufrecht im Schlitten und hielt die Zügel.

Es war so hell, daß er die im Mondschein glänzenden Metall-Verzierungen des Pferdegeschirrs und die Augen der Pferde erkannte, die sich erschreckt nach den Mitfahrenden umsahen, welche sich lärmend unter dem dunkeln Dache der Freitreppe zusammendrängten.

In Nikolajs Schlitten saßen Nataschа, Ssonja, Madame Schoß und zwei Mägde; in dem des alten Grafen Dümmler mit seiner Frau und Petja; die anderen beiden Schlitten nahmen die verkleideten Hofleute ein.

Vorwärts, Sachar! rief Nikolaj dem Kutscher des Vaters zu, um die Gelegenheit zu haben, ihn unterwegs zu überholen.

Der Schlitten des alten Grafen fuhr ab; seine Kufen kreischten, als ob sie auf dem Schnee festgefroren wären, und die tiefgestimmten Glöckchen klingelten, während die Seitenpferde sich an die Deichseln drängten und die Hufen in den festen, glänzenden Schnee einschlugen, den sie aufwühlten und umher schleuderten. Nikolaj folgte dem ersten Gespann; hinter ihm brausten und knirschten die beiden andern Schlitten. Anfangs fuhren sie in leichtem Trabe längs des Gartens hin, und die Schatten der kahlen Bäume legten sich über den Weg und verdeckten das glänzende Licht des Mondes. Kaum aber hatten sie den Zaun hinter sich gelassen, als sich nach allen Seiten die grau-weiße, diamanten-

funkelnde Schneeebene erschloß, die unbeweglich vom Mondlicht übergossen dalag. Einmal, zweimal stieß der erste Schlitten auf Schneehaufen, und ebenso stießen sich die nachfolgenden Schlitten daran, indem sie verwegen den Zauberbann der Winternacht störten.

Eine Hasenspur! Viele Spuren! erscholl die Stimme Nataschas in der frostgefesselten Nacht.

Wie deutlich man Alles sieht, Nikolenka! sagte Ssonja.

Nikolaj sah sich nach ihr um und beugte sich herüber, um ihr besser in's Gesicht zu schauen. Ein neues, reizendes Antlitz mit schwarzen Brauen und Schnurrbart blickte ihm — so nah' und so fern im Mondenschein — aus dem Zobelpelzwerk entgegen.

„Früher war das Ssonja," dachte Nikolaj, beugte sich noch näher heran und lächelte.

Was ist Ihnen, Nikolaj? fragte Ssonja.

Gar nichts! antwortete er und wandte sich wieder zu den Pferden zurück.

Als sie auf die große, glattgefahrene Landstraße hinauskamen, fingen die Pferde von selbst an, den Lauf zu beschleunigen. Das linke Seitenpferd wiegte den Kopf und schüttelte ruckweise die Stränge; das Mittelpferd, das sich von einer Seite auf die andere neigte, spitzte seine Ohren, als ob es fragte: „soll ich losgehen, oder ist's noch zu früh?" Weit vor ihnen ertönten die Glöckchen und zeigte sich auf dem Schnee das schwarze Dreigespann Sachars, und das Rufen und Lachen der Verkleideten klang aus seinem Schlitten herüber.

Nun, meine Lieben, Wackeren! rief Nikolaj, indem er mit der einen Hand die Zügel anzog und mit der andern die Peitsche seitwärts ausstreckte, und nur aus dem Luft-

zuge, der ihnen plötzlich stärker entgegen zu wehen schien, aus der Bewegung der vorwärts strebenden und den Lauf beschleunigenden Seitenpferde konnte man erkennen, wie blitzschnell die Trojka vorwärts flog. Nikolaj sah sich um. Mit Peitschengeknall, Geschrei und lautem Antreiben der Mittelpferde folgten die anderen Gespanne. Sein Mittelpferd wiegte sich gleichmäßig im Trabe ohne Seitensprünge unter dem Krummholz und zeigte deutlich, daß es noch schneller laufen könnte, wenn es nöthig wäre.

Nikolaj holte den ersten Schlitten ein; sie fuhren eine Anhöhe hinunter und kamen auf einen breit ausgefahrenen Weg, der sich über eine Wiese längs des Flusses hinzog.

„Wohin fahren wir denn? Ueber die schiefe Wiese, wie es scheint . . . doch nein, es ist etwas Neues, das ich noch nie gesehen habe. Es ist nicht die schiefe Wiese und nicht der Djomkaberg . . . Gott weiß, was es sein mag . . es ist etwas Fremdes, Zauberhaftes; aber was es auch sei — einerlei!“ Nikolaj rief seine Pferde an und suchte die erste Trojka zu überholen.

Sachar hielt seine Pferde etwas zurück und wandte sein bis zu den Augenbrauen mit Reif bedecktes Gesicht nach Nikolaj um. Dieser ließ seinen Pferden die Zügel schießen. Sachar streckte die Arme aus, schnalzte mit der Zunge und ließ auch seinen Pferden den vollen Lauf.

Nun halte Dich tapfer, junger Herr! rief er Nikolaj zu.

Immer schneller jagten die beiden Gespanne neben einander her, immer schneller griffen die Hufen der Pferde aus. Nikolaj fing an Vorsprung zu gewinnen. Sachar hob, ohne die Stellung der ausgestreckten Arme zu verändern, mit einer Hand die Zügel in die Höhe.

Possen, Herr! rief er. Nikolaj ließ seine Pferde in

Galopp übergehen und fuhr Sachar voraus. Der feine trockene Schnee stob den Fahrenden in's Gesicht, und dicht am Schlitten sah man die Schatten der laufenden Pferde, hörte man das Traben der schnell wechselnden Hufen, und wirr durcheinander tönte das Knirschen der Kufen und das Schreien der Frauenstimmen in dem zurückbleibenden Schlitten.

Nikolaj hielt die Pferde wieder an und sah umher. Ringsum lag noch immer die wie mit Sternen übersäete, vom Mondschein überflutete zauberhafte Schneeebene.

„Sachar ruft, daß ich links fahren soll — warum links? dachte Nikolaj, fahren wir denn zu Meljukows? Ist denn das Meljukowka? Weiß Gott wohin wir fahren und was uns bevorsteht ... Es ist alles so seltsam, so schön!"

Er sah sich nach dem andern Schlitten um.

Sieh' mal, sein Schnurrbart und seine Wimpern sind ganz weiß geworden, sagte einer von den in seinem Schlitten sitzenden hübschen, fremden Menschen mit feinen Brauen und Schnurrbart.

„Das war, glaube ich, Natascha, dachte Nikolaj, und dies ist Madame Schoß; vielleicht aber auch nicht! Ich weiß auch nicht, wer dieser Tscherkeß mit dem Schnurrbart ist, aber ich liebe sie.

Friert Euch nicht? fragte er. Sie antworteten nicht und lachten. Dümmler schrie ihm aus dem folgenden Schlitten etwas zu; wahrscheinlich etwas Drolliges, aber es war nicht zu verstehen.

Ja, ja! antworteten lachende Stimmen.

Das ist ja ein verzauberter Wald, mit schwarzen, verschwimmenden Schatten und Diamantengeflimmer und einer Flucht von Marmorstufen, und da sind die silbernen Dächer verzauberter Gebäude, und ich höre das gellende

Geschrei wilder Thiere.“ Wenn das wirklich Meljukowka ist, so ist's noch sonderbarer, daß wir Gott weiß wo herum gefahren und doch nach Meljukowka gekommen sind, dachte Nikolaj.

Es war wirklich Meljukowka, und auf der Freitreppe liefen ihnen Mägde und Diener mit Lichtern und vergnügten Mienen entgegen.

Wer ist da? hörte man auf der Freitreppe fragen.

Verkleidete aus dem gräflichen Hause. Ich erkenne sie an den Pferden, antworteten andere Stimmen.

XI.

Pelagia Danilowna Meljukowa, eine breitschulterige, energische Frau saß in offener Blouse und mit der Brille auf der Nase im Salon, umringt von ihren Töchtern, denen sie die Langeweile zu vertreiben suchte. In aller Stille gossen sie Wachs und betrachteten die Schatten der entstandenen Figuren an der Wand, als im Vorzimmer die Schritte und Stimmen der Ankommenden erklangen. Husaren, alte Damen, Hexen, Bajazzos und Bären traten, nachdem sie sich geräuspert und die mit Reif bedeckten Gesichter im Vorzimmer abgewischt hatten, in den Saal, wo man eilig die Lichter anzündete. Der Bajazzo — Dümmler eröffnete den Tanz mit der alten Dame — Nikolaj — während die übrigen Masken, die ihre Gesichter verhüllten und ihre Stimmen verstellten, von den jubelnden Kindern umringt wurden und die Frau vom Hause begrüßten.

Ach, es ist unmöglich, sie zu erkennen. — Und Natascha! Seht mal, wem sie ähnlich ist. — Wirklich, sie er-

innert mich an irgend Jemand. — Und wie Eduard Karlitsch schön ist! Ich habe ihn gar nicht erkannt ... Und wie er tanzt. — Herr des Himmels, was für ein Tscherkeß ist das? — Wie das Kostüm Ssonjuschka steht! — Und wer ist der da? — Wahrhaftig, Ihr habt mir eine große Freude gemacht. — Nikita, Wanja, nehmt doch die Tische weg! — Und wir saßen so still!

Ha, ha, ha! ... Seht doch den Husaren, den Husaren — ganz wie ein Knabe ... und seine Beine ... Ich kann nichts sehen! hörte man verschiedene Stimmen durcheinander rufen.

Natascha, der Liebling der jungen Meljukows, verschwand mit ihnen in die hinteren Zimmer, wohin sie Korken, Schlafröcke und verschiedene Männerkleider bringen ließen, die dann durch die halbgeöffnete Thür von entblößten Mädchenarmen aus den Händen des Dieners in Empfang genommen wurden.

Zehn Minuten später gesellte sich die ganze Meljukowsche junge Welt zu den Verkleideten. Nachdem Pelagia Danilowna Vorkehrungen getroffen, um Platz zu machen und die Hofleute zu bewirthen, ging sie, ohne ihre Brille abzunehmen, mit verhaltenem Lächeln unter den Verkleideten umher, und sah ihnen ganz nah' in's Gesicht, ohne Rostow, noch Dümmler, noch die eigenen Töchter zu erkennen; sie erkannte nicht einmal die Schlafröcke und Uniformen ihres Mannes, mit denen sich ihre Kinder herausgeputzt hatten.

Wer ist denn die da? fragte sie ihre Gouvernante, indem sie fest in das Gesicht ihrer ältesten Tochter blickte, die einen Kasanschen Tartaren vorstellte. Ich glaube, es ist eine aus dem Rostowschen Hause ... Nun, und

Sie, Herr Husar, bei welchem Regimente dienen Sie? . . . Gieb dem Türken Marmelade, die gestattet ihm sein Gesetz, befahl sie dem Buffetdiener, der Erfrischungen umher reichte. Und während sie die wunderlichen, lächerlichen Pas der Tänzer mit ansah, die ein für allemal annahmen, daß sie als Verkleidete unkenntlich wären und daher alle Verlegenheit bei Seite setzten, bedeckte Pelagia Danilowna hin und wieder ihr Gesicht mit dem Taschentuche, und ihr wohlgerundeter Körper zitterte in einem unaufhaltsamen, gutmüthigen, matronenhaften Lachen.

Meine Sachinette! seht nur, meine Sachinette! wiederholte sie.

Nachdem die russischen Tänze und Reigen vorüber waren, versammelte Pelagia Danilowna Herrschaften und Hofleute in einen großen Kreis. Man brachte einen Ring, eine Schnur, eine Silbermünze und begann ein allgemeines Spiel.

Eine Stunde später waren alle Anzüge zerzaust und zerdrückt. Die mit Kork gemalten Brauen und Bärte hatten sich auf den fröhlichen, erhitzten Gesichtern verwischt. Pelagia Danilowna fing endlich an, die Verkleideten zu erkennen, sprach ihre Bewunderung für die gelungenen Kostüme aus, sagte, daß sie besonders den jungen Damen gut ständen, und dankte Allen für die Freude, die sie ihr bereitet. Dann wurden die herrschaftlichen Gäste zum Abendessen in den Salon gebeten; im Saule bewirthete man die Hofleute.

Nein, das Orakel in der Badestube zu befragen, ist gar zu schauerlich, sagte während des Essens ein altes Fräulein, das bei Meljukows wohnte.

Warum? fragte die älteste Tochter des Hauses.

Ihr würdet es nicht versuchen; es gehört Muth dazu.

Ich bin bereit, es zu versuchen, sagte Ssonja.

Erzählen Sie doch, wie war es mit dem Fräulein, bat die zweite Meljukowa.

Es war so, gab die alte Dame zur Antwort. Ein Fräulein nahm einen Hahn, zwei Bestecke, Alles wie sich's gehört, und setzte sich hin. Eine zeitlang saß sie ruhig da, plötzlich hörte sie, daß etwas vorfährt. Schlitten mit Schellen und Glöckchen, dann hört sie Schritte und er kommt in Menschengestalt, ein richtiger Offizier; er tritt ein und setzt sich mit ihr zu Tisch!

Ah, ah! schrie Natascha, indem sie schaudernd die Augen in die Höhe schlug.

Und wie sprach er denn?

O, wie ein Mensch, ganz wie sich's gehört, und er suchte sie zu überreden. Sie aber hätte ein Gespräch anknüpfen und ihn beschäftigen müssen, bis der Hahn krähte. Statt dessen wurde sie ängstlich, nur einen Augenblick und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Da ergriff er sie, und es war gut, daß die Dienstmädchen herbei liefen . . .

Ach! warum wollen Sie sie erschrecken? rief Pelagia Danilowna.

Mama, Du selbst hast doch auch das Orakel befragt, sagte ihre Tochter.

Und wie befragt man die Zukunft in dem Speicher? fragte Ssonja.

Ganz einfach. Man geht hin und horcht. Wenn man hört, daß gehämmert wird, ist es schlecht; hört man aber das Korn schaufeln, dann ist's gut . . . und wird gut.

Mama, erzähle doch, wie es Dir in dem Speicher ergangen ist.

Pelagia Danilowna lächelte.

Ach, das habe ich längst vergessen, sagte sie, von Euch geht doch Niemand hin.

Ich gehe, ich gehe, Pelagia Danilowna; erlauben Sie mir hinzugehen! rief Ssonja.

Gut, wenn Du Dich nicht fürchtest.

Luisa Iwanowna, darf ich? fragte Ssonja.

Nikolaj war, ob sie mit Schnur und Ring spielten, oder sich nur wie jetzt unterhielten, nicht von Ssonjas Seite gewichen, und sah sie mit ganz neuen Augen an. Ihm war, als ob er sie jetzt, dank dem mit Kork gemalten Schnurrbarte zum erstenmale recht kennen gelernt hätte; sie war auch wirklich diesen Abend so heiter und lebhaft, wie Nikolaj sie nie gesehen hatte.

„So also ist sie . . . und ich Dummkopf, der ich war!" dachte er, indem er in ihre glänzenden Augen und ihr glückseliges, noch nie gesehenes Lächeln beobachtete, das unter dem Schnurrbarte Grübchen bildete.

Ich fürchte mich gar nicht, kann ich gleich gehen? fragte Ssonja, indem sie aufstand. Man beschrieb ihr, wo der Speicher war, wie sie stillstehen und horchen müßte, und reichte ihr den Pelzmantel; sie zog ihn über den Kopf und sah zu Nikolaj hinüber.

„Wie reizend ist dies Mädchen, sagte er zu sich selbst; warum habe ich mich so lange bedacht?"

Ssonja ging durch den Corridor und die Hinterthür nach dem Speicher; Nikolaj trat mit der Bemerkung, daß es ihm zu heiß sei, auf die Freitreppe hinaus. Es war wirklich durch die vielen Gäste im Hause drückend heiß geworden.

Draußen war noch immer dieselbe starre Kälte und derselbe Mondschein, nur noch heller war es geworden.

Das Licht war so stark, und es flimmerten so viele Sterne im Schnee, daß man gar nicht zum Himmel aufsehen mochte, und die wirklichen Sterne kaum bemerkte. Am Himmel war es schwarz und traurig, auf der Erde hell und heiter.

„Ich Dummkopf! ich Dummkopf! warum habe ich bis jetzt gezögert?“ dachte Nikolaj, eilte die Freitreppe hinab, bog um die Ecke des Hauses und schlug den Pfad ein, der nach der Hintertreppe führte. Er wußte, daß Ssonja hier vorüber kommen mußte. Auf halbem Wege standen große, mit Schnee bedeckte Holzklafter, die einen dunklen Schatten warfen. Ueber sie hinaus und neben ihnen fielen die wirren Schatten der alten kahlen Linden auf den verschneiten Pfad, der zu dem Speicher führte. Die Holzwände und das beschneite Dach des Speichers glänzten wie Edelsteine im Mondlicht. Im Garten krachte ein Baum, dann war Alles wieder still. Es schien als ob die Brust nicht Luft, sondern ewig junge Kraft und Freude einathmete.

Auf der Treppe zu den Mädchenzimmern erklangen Schritte, sie kamen die Stufen herunter. Der Schnee knirschte, und die Stimme des alten Fräuleins sagte:

Gerade aus, ganz gerade aus, diesen Pfad hinunter, mein Fräulein; aber sehen Sie sich nicht um.

Ich fürchte mich nicht! antwortete Ssonjas Stimme, und den Weg entlang, gerade auf Nikolaj zu, knirschte der Schnee unter ihren feinen Schuhen.

Sie war fest in ihren Pelz gehüllt und erblickte Nikolaj erst, als sie nur noch zwei Schritt von ihm entfernt war; aber er erschien ihr nicht so, wie sie ihn bisher gesehen und immer etwas gefürchtet hatte! Er trug Frauenkleider, sein Haar war zersaust, auf seinem Gesicht lag ein glückliches, für Ssonja neues Lächeln. Sie lief schnell auf ihn zu.

„Ganz anders und doch immer dieselbe," dachte Nikolaj, indem er in ihr Gesicht sah, das von Mondschein übergossen war. Er steckte die Hand in den Pelz, der ihren Kopf mit bedeckte, umfaßte sie, drückte sie an sich, und küßte ihre Lippen, über die der Schnurrbart gezeichnet war und die nach gebranntem Kork rochen. Ssonja küßte ihn mitten auf den Mund, machte ihre kleinen Hände frei und umfaßte seinen Kopf.

Ssonja! . . . Nikolenka! sagten sie nur. Sie liefen nach dem Speicher und kehrten durch verschiedene Thüren in's Haus zurück.

XII.

Als sie von Pelagia Danilowna Abschied nahmen, um nach Hause zu fahren, veranstaltete Natascha, die Alles sah und bemerkte, daß Luisa Iwanowna und sie selbst in den Schlitten zu Dümmler kamen, und daß Ssonja mit Nikolaj und den Mägden zusammen saß.

Nikolaj, der nicht mehr versuchte die anderen Schlitten zu überholen, fuhr im gleichmäßigen Trabe dahin, sah hinaus in den seltsamen Mondschein, und suchte in diesem schwankenden, veränderlichen Licht hinter den Brauen und dem Schnurrbart die frühere und die jetzige Ssonja, von der er beschlossen hatte sich nie zu trennen. Er sah sie an, erkannte bald die Eine, bald die Andere, und als die Erinnerung des Korkgeruchs, gemischt mit dem Gefühl des Kusses, lebhaft in ihm aufstieg, athmete er die kalte Luft mit voller Brust, und glaubte bei dem Anblick der verschwimmenden Erde und des glänzenden Himmels wieder in einem Zauberlande zu sein.

Ssonja, ist Dir wohl? fragte er von Zeit zu Zeit.

Ja, und Dir? gab sie zur Antwort.

Auf halbem Wege reichte Nikolaj dem Kutscher die Zügel, lief nach dem Schlitten, in dem Nataſcha saß, und stellte sich auf die Kufen.

Nataſcha, sagte er leise auf Französisch, ich habe meinen Entschluß in Bezug auf Sſonja gefaßt.

Du hast Dich ihr erklärt? fragte Nataſcha vor Freude strahlend.

Wie sonderbar Du mit Deinem Schnurrbart aussiehst, Nataſcha! . . . Freut es Dich?

Ach, ich bin so froh, so froh! Ich fing schon an, böse auf Dich zu werden . . . ich habe Dir nichts gesagt, aber Du hast schlecht an ihr gehandelt . . . Sie ist solch' ein Herz, Nikolaj! . . . Wie froh ich bin! . . . Zuweilen, fuhr Nataſcha fort, bin ich recht schlecht, aber zuweilen habe ich mir auch ein Gewissen daraus gemacht, glücklich zu sein ohne Sſonja . . . Nun bin ich so glücklich! . . . jetzt aber laufe schnell wieder zu ihr.

Nein, warte! . . . Nein, wie Du drollig aussiehst! sagte Nikolaj, indem er unverwandt die Schwester ansah, in der er ebenfalls etwas Neues, Ungewöhnliches und bezaubernd Zärtliches fand. Nataſcha, es ist entzückend . . . nicht wahr?

Ja, Du hast sehr gut gethan, antwortete sie.

„Hätte ich sie früher gesehen, wie sie jetzt ist, dachte Nikolaj, so hätte ich sie längst gefragt, was ich thun sollte, und hätte Alles gethan, was sie mir befohlen, und Alles wäre gut gewesen“ . . . Also bist Du froh? fügte er laut hinzu, und ich habe es gut gemacht?

Ach, so gut! vor Kurzem habe ich mit Mama darüber gestritten; Mama sagte, sie wolle Dich fangen . . . Wie

kann man das behaupten! ... Ich hätte mich beinahe mit Mama gezankt und werde Niemand erlauben, etwas Schlechtes von ihr zu reden oder zu denken ... Sie hat nur Gutes an sich.

Also ist's recht? fragte Nikolaj wieder, indem er der Schwester noch einmal in's Gesicht blickte, um sich zu überzeugen, ob sie ihre wahre Meinung sagte. Dann sprang er von der Kufe herunter und lief zu seinem Schlitten zurück.

Dort saß noch immer der glückliche, lächelnde Tscherkeß mit seinem Schnurrbart und den glänzenden Augen, die unter der Zobelkapuze hervorblickten; und dieser Tscherkeß war Ssonja, und diese Ssonja war ganz gewiß seine künftige, glückliche, liebende Frau.

Als sie nach Hause gekommen waren und der Mutter erzählt hatten, wie sie sich bei Meljukows unterhalten, gingen die jungen Mädchen in ihr Zimmer. Sie kleideten sich aus und saßen, ohne die Schnurrbärte abzuwischen, lange da und unterhielten sich von ihrem Glück. Sie sprachen davon, wie sie leben würden, wenn sie verheirathet wären, und wie ihre Männer sich lieb haben, und wie sie selbst glücklich sein würden. Auf Nataschas Tisch befanden sich zwei Spiegel, welche Dunjascha bereit gestellt hatte.

Aber wann wird das sein? — Ich fürchte niemals, es wäre zu schön! sagte Natascha, indem sie aufstand und sich den Spiegeln näherte.

Setze Dich, Natascha, vielleicht siehst Du ihn, rief Ssonja. Natascha zündete die Lichter an und setzte sich.

Ich sehe Jemand mit einem Schnurrbart, sagte Natascha, die ihr eigenes Gesicht erblickte.

Man darf nicht lachen, Fräulein! bemerkte Dunjascha.

Natascha brachte mit Hilfe Ssonjas und des Dienst-

mädchens die Spiegel in die richtige Stellung. Ihr Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an, und sie saß schweigend da. Lange blickte sie in die Reihe der sich endlos wiederspiegelnden Gläser und erwartete, daß sie, wie man ihr erzählte, ganz am Ende entweder ~~ein~~ Sarg oder ihn — den Fürsten Andrej — sehen würde. Aber obwohl sie geneigt war, den kleinsten Flecken sowohl für einen Menschen, als für einen Sarg zu halten, sah sie nicht das Geringste, sie blinzelte und stand auf.

Warum sehen denn Andere und ich sehe nichts? fragte sie. Setze Du Dich, Ssonja . . . Du mußt hineinsehen, auch für mich . . . mir ist heute so ängstlich zu Muthe.

Ssonja setzte sich an den Spiegel, rückte ihn zurecht und fing an hineinzusehen.

Sofia Alexandrowna wird ganz gewiß etwas sehen, flüsterte Dunjascha; Sie aber lachen immer.

Ssonja hörte diese Worte und hörte, daß Nataschа flüsterte:

Ja, ich bin gewiß, daß sie etwas sehen wird. Voriges Jahr hat sie ja auch gesehen.

Ein paar Minuten schwiegen sie Alle.

Ganz gewiß! fing Natascha an, endete aber nicht.

Ssonja legte plötzlich den Spiegel weg, den sie in der Hand hielt, und bedeckte ihre Augen.

Ach! Natascha! rief sie aus.

Hast Du gesehen? . . . hast Du gesehen? . . . Was hast Du gesehen? fragte Natascha und fing den Spiegel auf.

Ssonja hatte gar nichts gesehen; sie war eben im Begriff mit den Augen zu blinzeln und aufzustehen, als sie Nataschas Stimme „ganz gewiß“ sagen hörte . . . Sie wollte auch weder Dunjascha noch Natascha täuschen; es

fiel ihr nur schwer, so unbeweglich da zu sitzen, und sie wußte selbst nicht, warum ihr ein Schrei entschlüpft war, als sie die Augen mit der Hand bedeckte.

Hast Du ihn gesehen? fragte Nataschа und ergriff ihre Hand.

Ja . . . warte . . . ja, ich . . . habe . . . ihn gesehen, antwortete Ssonja unwillkürlich, ohne recht zu wissen, ob Natascha mit dem Worte ihn Nikolaj oder den Fürsten Andrej meinte. „Warum sollte ich nicht sagen, daß ich etwas gesehen habe? Andere haben doch gesehen, und wer kann mir beweisen, daß sich mir nichts gezeigt hat? ging es Ssonja durch den Kopf."

Ja, ich habe ihn gesehen, sagte sie.

Wie, wie, stand er oder lag er?

Nein, erst sah ich gar nichts . . . plötzlich aber fand ich, daß er dalag.

Andrej lag? Er ist krank? fragte Natascha, indem sie die Freundin mit schreckenvollen Augen anstarrte.

Nein, im Gegentheil! im Gegentheil! er hatte ein fröhliches Gesicht und wandte sich nach mir um. Während sie dies erzählte, kam es ihr vor, als hätte sie es wirklich so gesehen.

Nun, und dann, Ssonja?

Dann habe ich nichts mehr unterscheiden können . . . ich sah nur noch etwas Rothes und Blaues.

Ssonja, wann kommt er? Wann sehe ich ihn wieder? . . . Wie ich mich seinetwegen ängstige, und meinetwegen . . . und um Alles! rief Natascha, und ohne auf Ssonjas Trostworte zu achten, legte sie sich zu Bett, und noch lange, nachdem sie das Licht gelöscht hatte, lag sie unbeweglich da und schaute in den kalten Mondschein, der durch die gefrorenen Fenster fiel.

XIII.

Bald nach Weihnachten theilte Nikolaj seiner Mutter mit, daß er Ssonja liebe und fest entschlossen sei, sie zu heirathen. Die Gräfin, die längst bemerkt hatte, was zwischen Nikolaj und Ssonja vorging, und diese Erklärung erwartete, hörte ihn schweigend zu Ende und sagte dann, daß er heirathen könne, wenn er wolle, aber daß weder sie noch sein Vater dieser Ehe ihren Segen geben würden. Zum erstenmale fühlte Nikolaj, daß die Mutter unzufrieden mit ihm war, und daß sie trotz aller Liebe zu ihm nicht nachgeben würde.

Kühl und ohne den Sohn anzusehen, schickte sie nach ihrem Manne, und als er kam, wollte sie ihm ruhig in Nikolajs Gegenwart die Sache erzählen; sie kam aber nicht damit zu Stande, fing vor Aerger an zu weinen und verließ das Zimmer.

Der alte Graf begann schüchtern dem Sohne zuzureden und bat ihn, seine Absicht aufzugeben. Nikolaj erwiderte, daß er sein Wort nicht brechen könne, und der Vater ließ das Gespräch seufzend und sichtlich verlegen fallen und ging zu der Gräfin. Bei allen Auseinandersetzungen mit dem Sohne verließ den Grafen nie das Gefühl, sich durch die Zerrüttung seiner Vermögensverhältnisse gegen ihn vergangen zu haben, und darum konnte er Nikolaj nicht grollen, wenn dieser sich weigerte, ein reiches Mädchen zu heirathen und die mitgiftlose Ssonja wählte. Es kam ihm bei dieser Gelegenheit nur noch deutlicher zum Bewußtsein, daß er, wenn seine materielle Lage nicht eine so zerrüttete gewesen wäre, sich keine bessere Frau für Nikolaj wünschen könnte als Ssonja, und daß an dieser Zerrüttung

nur er selbst mit seinem Mitjenka und seinen verderblichen Gewohnheiten schuld war.

Die Eltern sprachen nicht mehr über die Angelegenheit mit dem Sohne. Aber einige Tage später ließ die Gräfin Ssonja rufen, und mit einer Härte, welche keine von Beiden erwartet hätte, machte sie der Nichte den Vorwurf, Nikolaj bestrickt zu haben und undankbar zu sein. Ssonja hörte die harten Worte der Gräfin schweigend, mit gesenktem Blicke an, und verstand nicht, was von ihr gefordert wurde. Sie war bereit, ihren Wohlthätern jedes Opfer zu bringen — Selbstverleugnung zu üben war von jeher ihr eifrigstes Streben — aber in diesem Falle wurde ihr nicht klar, wen oder was sie opfern sollte. Sie konnte nicht umhin, die Gräfin und die ganze Rostowsche Familie lieb zu haben, aber eben so unmöglich war es ihr, Nikolaj nicht zu lieben, oder zu vergessen, daß sein Glück von ihrer Liebe abhing. Sie war traurig, in sich gekehrt und gab keine Antwort.

Nikolaj glaubte diesen Zustand nicht länger ertragen zu dürfen und wollte sich mit seiner Mutter darüber aussprechen. Erst flehte er sie an, ihm und Ssonja zu verzeihen und ihnen ihre Einwilligung zu geben; und dann drohte er, wenn die Mutter Ssonja quälte, diese sofort im Geheimen zu heirathen.

Die Gräfin antwortete mit einer Kälte, die der Sohn noch nie an ihr gesehen; sie sagte, er wäre großjährig, auch Fürst Andrej wolle ohne Einwilligung seines Vaters heirathen, er könne dasselbe thun, sie aber würde diese „Intrigantin“ niemals als Tochter anerkennen.

Empört über den Ausdruck „Intrigantin“, antwortete Nikolaj der Mutter mit erhobener Stimme: er hätte niemals für möglich gehalten, daß sie von ihm verlangen

könnte, seine Gefühle zu verkaufen, wenn es aber so wäre, so sage er zum letztenmale . . . Er kam nicht dazu, das entscheidende Wort auszusprechen, das seine Mutter — die nach dem Ausdruck seines Gesichts urtheilte — mit Entsetzen erwartete, und das vielleicht auf immer als eine böse Erinnerung zwischen ihnen gestanden hätte; er kam nicht dazu, weil Nataſcha in diesem Augenblick mit blassem, ernstem Gesicht in die Thür trat, an der sie gehorcht hatte.

Nikolenka, Du sprichst Unsinn . . . sei still! sei still! ich sage Dir, sei still! schrie sie beinahe, um seine Stimme zu übertönen.

Mama, mein Täubchen, es ist ja ganz anders . . . meine Seele, arme Mama! redete sie der Mutter zu, die sich an der Grenze eines Bruches angekommen sah, den Sohn mit Entsetzen ansah, aber in ihrer Halsstarrigkeit oder von der Hitze des Streites fortgerissen, nicht nachgeben konnte oder wollte.

Nikolenka, ich werde Dir Alles erklären, jetzt aber geh' . . . Hören Sie mich, Mama, mein Täubchen! fuhr Nataſcha fort.

Ihre Worte hatten keinen Sinn, aber sie erreichten ihren Zweck. Die Gräfin verbarg laut schluchzend ihr Gesicht an der Brust der Tochter, und Nikolaj faßte seinen Kopf mit beiden Händen und ging aus dem Zimmer.

Nataſcha übernahm das Werk der Versöhnung und brachte es dahin, daß Nikolaj das Versprechen der Mutter erhielt, Sſonja nicht quälen zu wollen; er dagegen versprach, nichts ohne Vorwissen der Eltern zu thun.

Mit dem festen Entschluß, den Abschied zu nehmen, und nachdem er seine Angelegenheiten im Regiment ge-

ordnet, nach Hause zu kommen und Sſonja zu heirathen, kehrte Nikolaj ernſt und traurig, mit ſeiner Familie geſpannt, aber wie er glaubte, leidenſchaftlich verliebt, Anfang Januar zu ſeinem Regimente zurück.

Nach Nikolajs Abreiſe war es im Roſtowſchen Hauſe trauriger als je. Die Gräfin wurde vor Aufregung krank.

Sſonja grämte ſich über die Trennung und noch mehr über den feindſeligen Ton, den die Gräfin ihr gegenüber nicht unterdrücken konnte. Der Graf war mehr als je in Sorge über den ſchlechten Stand ſeiner Angelegenheiten, die irgend welche entſcheidenden Maßregeln forderten. Es ſchien durchaus nothwendig, das Haus in Moskau und das Landhaus in der Nähe zu verkaufen, und dazu mußten ſie nach Moskau gehen. Wegen des Geſundheitszuſtandes der Gräfin wurde die Reiſe jedoch von Tag zu Tag verſchoben.

Nataſcha, die Anfangs die Trennung von ihrem Bräutigam leicht und ſogar mit Heiterkeit ertragen hatte, wurde jetzt immer erregter und ungeduldiger. Der Gedanke, daß ihre ſchönſten Jahre, die ſie ſeiner Liebe hätte widmen können, unbenutzt vergingen, ließ ihr keine Ruhe. Die Briefe ihres Verlobten machten ihr meiſt nur Verdruß. Es kränkte ſie, daß, während ſie nur in dem Gedanken an ihn exiſtirte, er am vollen Leben Theil nahm und neue Orte, neue Menſchen ſah, die ihn intereſſirten. Je reicher und unterhaltender ſeine Briefe waren, um ſo unmuthiger wurde ſie. Auch die Briefe, die ſie an ihn ſchrieb, waren ihr kein Troſt, ſondern erſchienen ihr als läſtige und langweilige Pflichterfüllung. Sie verſtand nicht zu ſchreiben, weil ſie nicht die Möglichkeit begriff, in einem Briefe wahrheitsgetreu auch nur den tauſendſten Theil deſſen aus-

zudrücken, was sie gewohnt war, mit Stimme, Blick und Lächeln zu sagen. Sie schrieb ihm förmliche, eintönige, trockene Briefe, denen sie selbst keine Bedeutung beilegte und deren Orthographie die Mutter im ersten Entwurf ausbesserte.

Das Befinden der Gräfin wurde noch immer nicht besser, aber es war nicht möglich, die Reise nach Moskau länger aufzuschieben. Die Aussteuer mußte bestellt, das Haus verkauft werden, und überdies wurde Fürst Andrej zuerst in Moskau erwartet, wo diesen Winter der alte Fürst Nikolaj Andreitsch lebte. Natascha war überzeugt, daß Fürst Andrej schon da wäre.

So blieb denn die Gräfin auf dem Lande und der Graf reiste Ende Januar mit Ssonja und Natascha nach Moskau.

Fünfte Abtheilung.

I.

Nach der Verlobung des Fürsten Andrej mit Natascha empfand Pierre, ohne jede ersichtliche Ursache, plötzlich die Unmöglichkeit, das Leben, das er bisher geführt hatte, fortzusetzen. So fest er auch von den Wahrheiten überzeugt war, die ihm sein alter Freund und Gönner offenbart hatte, und so glücklich er sich in der ersten Zeit der Begeisterung für das Werk der Selbstvervollkommnung gefühlt, das er mit wahrem Feuereifer begonnen — nach der Verlobung des Fürsten Andrej mit Natascha und nach dem Tode Jossif Aleksejewitschs, von dem er zu derselben Zeit Kunde erhielt, ging ihm alle Freudigkeit verloren.

Was ihm blieb, war nur ein Gerippe des Lebens: sein Haus mit der glänzenden, gefeierten Frau, der ein vornehmer in ganz Petersburg bekannter Mann seine Gunst zugewandt, und der Kammerherrndienst mit seinen langweiligen Formalitäten, — ein Leben, das sich plötzlich Pierres Augen in unüberwindlichem Ekel darstellte. Sein Tagebuch führte er nicht mehr, vernachlässigte die Gesellschaft der Freimaurer, ging wieder in den Klub, fing wieder an zu trinken, schloß sich den Kreisen junger Lebe-

männer wieder an und führte ein Leben, daß sich Gräfin Helena Wassiljewna genöthigt sah, ihm ernste Vorwürfe zu machen. Pierre fühlte, daß sie Recht hatte und ging, um seine Frau nicht zu compromittiren, nach Moskau.

In Moskau bezog er sein großes Haus mit den vertrockneten und vertrocknenden Fürstinnen und dem vielen Gesinde. Als er durch die Stadt fuhr, und die Iberische Kapelle mit den unzähligen Lichtern vor ihren goldenen Heiligenschreinen wieder sah, oder den Kremlplatz mit seinem unberührten Schnee, die Fuhrleute und die elenden Hütten auf Ssiwzew Wrashek; als er die alten Moskauer wieder erblickte, die träge ohne Zweck und Ziel dahinschlenderten, um den Rest ihrer Tage hinzubringen; als er wieder mit alten Moskauer Edelfrauen zusammen kam, Moskauer Bälle und den Moskauer englischen Club besuchte, fühlte er sich zu Hause, im stillen Hafen. Ihm selbst wurde in Moskau ruhig zu Muthe, warm, schmutzig und behaglich wie in einem alten Schlafrock.

Die Moskauer Gesellschaft, von den alten Damen bis hinab zu den Kindern, nahm ihn auf, wie einen längsterwarteten theuren Gast, dessen Platz immer bereit und frei gehalten war. Für den Moskauer war Pierre ein netter, guter, kluger, großherziger Sonderling, ein zerstreuter und gemüthvoller, echter russischer Edelmann aus der alten guten Zeit. Seine Tasche war beständig leer, weil sie immer Allen offen stand.

Benefiz-Vorstellungen, schlechte Bilder, Statuen, Wohlthätigkeits-Vereine, Zigeunerinnen, Schulen, Liebesmahle, Trinkgelage, Freimaurer, Kirchen, Bücher — Nichts und Niemand wurde von ihm abgewiesen, und hätte er nicht zwei Freunde gehabt, die ihm sein Geld abborgten und

ihn unter Aufsicht nahmen, er hätte Alles hingegeben. Im Club war kein Diner, kein Souper ohne ihn denkbar. Sobald er sich nach zwei Flaschen Margot auf's Sopha gelegt hatte, bildete sich um ihn ein Kreis schwatzender, discutirender, scherzender Männer; und kam es zum Streit, so stellte er mit seinem gutmüthigen Lachen und Scherzen den Frieden wieder her. Auch die Freimaurer-Versammlung und Diners waren langweilig und ohne Leben, wenn er fehlte.

So oft er sich nach einem Souper mit seinem guten, kindlichen Lächeln erhob, erschallten junge, laute, fröhliche Stimmen um ihn her. Auf den Bällen tanzte er, wenn es an Cavalieren fehlte, und die jungen Frauen und Mädchen hatten ihn gern, weil er nicht einer den Hof machte, sondern gegen Alle, besonders nach dem Abendessen, gleich liebenswürdig war. „Er ist reizend, er hat kein Geschlecht," sagten sie von ihm französisch.

Pierre war einer der verabschiedeten, gutmüthigen, in Moskau dahinlebenden Kammerherren, wie es deren so viele giebt.

Mit welchen Schrecken würde es ihn sieben Jahre früher erfüllt haben, als er eben aus dem Auslande zurückgekehrt war, wenn ihm Jemand gesagt hätte, daß er nichts zu suchen und nichts zu erstreben brauche, daß sein Weg längst bereitet und auf ewig bestimmt sei, und daß er, wie er sich auch wende und bemühe, ganz so werden würde, wie Alle, die in seinen Verhältnissen lebten.

Damals hätte er das nicht geglaubt! Hatte er nicht die ernsteste Absicht, in Rußland die Republik zu begründen, oder ein Napoleon zu werden, oder ein Philosoph, ein Feldherr, oder der Besieger Napoleons? Hatte nicht er den Plan gefaßt und die Möglichkeit entdeckt, das sünd-

hafte Menschengeschlecht zu bessern und sich selbst auf die höchste Stufe der Vollkommenheit zu erheben? Hatte nicht er Schulen und Krankenhäuser gestiftet und seinen Leibeigenen die Freiheit geschenkt?

Und bei alledem lebte er jetzt hier als reicher Mann, als der Gatte einer untreuen Frau, als ein verabschiedeter Kammerherr, der gern aß und trank, der, wenn er sich's bequem gemacht hatte, gern ein Bischen auf die Obrigkeit schimpfte, der Mitglied des Moskauer englischen Clubs war und zu der Moskauer Gesellschaft gehörte. Er konnte sich lange nicht damit zufrieden geben, daß auch er jetzt ein verabschiedeter Kammerherr sein sollte, ein Typus, den er vor sieben Jahren so tief verabscheut hatte.

Zuweilen tröstete er sich mit dem Gedanken, daß er nur auf kurze Zeit dieses Leben führen werde, aber gleich darauf fiel ihm zu seinem Schrecken ein, daß schon Viele mit Haaren und Zähnen wie sie meinten, auf kurze Zeit, in dieses Leben und in diesen Club eingetreten, und aus beiden ohne Haare und Zähne wieder geschieden waren.

Wenn er in einem Augenblick des Stolzes seine Verhältnisse überdachte, kam es ihm vor, als ob er ein ganz Anderer wäre, als jene abgedankten Kammerherren, die er früher verachtet. „Jene waren beschränkte, schlechte Menschen, welche sich mit ihrer Lage zufrieden gaben — ich aber bin stets unzufrieden und sehne mich, etwas für die Menschheit zu thun," sagte er in solchen Momenten; in Augenblicken der Bescheidenheit dagegen dachte er: „Vielleicht hatten auch meine Kameraden, ganz wie ich, die Absicht, einen neuen Weg im Leben zu finden, und sind, ebenso wie ich, durch die Gewalt der Umstände, durch Gesellschaft und Herkunft, durch alle jene natürlichen Einflüsse, denen der

Mensch nur schwach widersteht, dahin geführt worden, wo ich bin.“ Und nachdem er eine Zeit lang in Moskau gelebt hatte, haßte und verachtete er seine Kameraden nicht mehr, sondern fing an mit ihnen und sich selbst zufrieden zu sein.

Zuweilen hatte er wohl noch wie früher Stunden der Verzweiflung, der Unzufriedenheit, des Ekels am Leben; aber diese Krankheit, die ehemals in heftigen Anfällen zum Ausbruch kam, war jetzt in ihm verschlossen, so daß er keinen Augenblick frei davon wurde.

„Wozu? Warum das Alles? Was geht in der Welt vor?“ fragte er sich selbst mehr als einmal im Laufe des Tages, indem er unwillkürlich dem Sinne des Daseins nachgrübelte. Aber seine Erfahrung sagte ihm, daß es auf diese Fragen keine Antwort gebe, und er bemühte sich seine Gedanken so schnell als möglich von ihnen abzulenken, nahm ein Buch zur Hand, oder eilte in den Klub, oder zu Apollon Nikolajewitsch um über Stadtneuigkeiten zu plaudern.

„Helena Wassiljewna, die nie etwas anderes geliebt hat, als ihren eigenen Körper, und die eine der einfältigsten Frauen der ganzen Welt ist, wird für den Gipfel der Klugheit und des Geschmacks gehalten und angebetet, dachte Pierre. Napoleon Bonaparte wurde von Jedermann verachtet, bis er mächtig war, und dann ist er ein erbärmlicher Komödiant geworden, und Kaiser Franz reißt sich darum, ihm seine Tochter in ungesetzlicher Ehe anzutrauen. Die Spanier haben durch katholische Priester Dankgebete zum Himmel empor senden lassen, weil sie am 14. Juni die Franzosen besiegt, und die Franzosen ließen Gott ebenfalls durch katholische Geistliche danken, weil sie an demselben 14. Juni die Spanier überwunden. Meine Brüder, die Freimaurer, schwören, daß sie ihr Leben für den Nächsten opfern wollen und geben

nicht einen Rubel an die Armen und intriguiren, Asträa gegen Mannathal, um einen echten schottischen Teppich zu erlangen, oder ein Dokument, das weder der Verfasser verstanden hat, noch sie selbst, und das für Niemand von Nutzen ist. Wir Alle predigen das christliche Gebot der Vergebung und der Nächstenliebe, — ein Gebot, zu dessen Ehre wir in Moskau hunderte von Kirchen erbaut haben — gestern aber hat man einen Deserteur mit der Knute todtgeschlagen, und der Diener und Priester jenes Gesetzes der Liebe und Versöhnung gab dem Soldaten vor der Exekution das Kreuz zu küssen.“ So dachte Pierre, und diese allgemeine von Allen anerkannte Lüge erschien ihm, so sehr er an sie gewöhnt war, immer wieder als etwas Neues und versetzte ihn immer wieder in Erstaunen. — „Ich begreife diese Lüge, diesen Wirrwarr, aber wie soll ich Ihnen erklären, was ich begreife? Ich habe die Menschen beobachtet und immer gefunden, daß auch sie in der Tiefe der Seele dasselbe erkennen, wie ich, sich aber bemühen, sie nicht zu sehen. Sie wollen also die Lüge haben. Wohin soll ich mich wenden?“ dachte Pierre. Er besaß die unglückliche Fähigkeit vieler Menschen, besonders vieler Russen, die Fähigkeit klar zu sehen, an die Möglichkeit des Guten und Wahren zu glauben und zu deutlich die Lüge und Schlechtigkeit des Lebens zu erkennen, um an diesem Leben ernsten Antheil nehmen zu können. Jedes Gebiet der Thätigkeit war in seinen Augen mit Täuschung und Lüge verbunden. Er konnte sein, was er wollte, befähigt sein, wie er wollte, Lüge und Schlechtigkeit stießen ihn überall ab und versperrten ihm jeden Weg zur Thätigkeit. Und doch sollte er leben, sollte er arbeiten. Er fand es unerträglich, inmitten dieser ungelösten Lebens-

fragen zu stehen, flüchtete zu Vergnügungen und Zerstreuungen, nur um zu vergessen; er mischte sich in alle möglichen Gesellschaften, trank, kaufte Bilder, baute und vor allen Dingen, er las sehr viel.

Er las, las Alles, was ihm unter die Hände kam; las sobald er nach Hause zurückkehrte, während man ihn auskleidete; las und ging vom Lesen zum Schlafen über und vom Schlafen zum Plaudern in Salons und Clubs; vom Geplauder zum Trinken und zum Verkehr mit Frauen und von diesen wieder zum Plaudern, Lesen und Trinken.

Das Trinken war für Pierre sowohl ein geistiges wie ein physisches Bedürfniß geworden. Obwohl ihm die Aerzte sagten, daß ihm bei seiner Körperfülle der Wein gefährlich wäre, trank er viel. Ihm wurde erst wohl, wenn er unbewußt so und so viel Glas Wein in seinen großen Mund gegossen hatte, so daß er im Körper eine angenehme Wärme, im Herzen Zärtlichkeit für alle Mitmenschen fühlte, und sich mit der oberflächlichen Betrachtung der Dinge begnügen konnte. Erst nachdem er zwei Flaschen Wein getrunken, kam die unbestimmte Empfindung über ihn, daß der wirre, schreckliche Knoten des Lebens nicht so entsetzlich sei, wie er gefürchtet hatte. Wenn er plauderte, erzählte, las oder zuhörte, beim Mittagessen und Abendbrod, sah er immer diesen Knoten von irgend einer Seite. Nur wenn er viel getrunken hatte, sagte er zu sich selbst: „Es ist nichts — ich werde den Wirrwarr lösen — ich habe die Lösung, ich habe nur jetzt keine Zeit dazu. Später werde ich Alles ordnen.“ Aber dies „Später“ kam nie.

Früh Morgens schon, noch ehe er gefrühstückt hatte, drängten sich ihm diese schrecklichen Fragen wieder auf;

dann nahm er schnell ein Buch und freute sich, wenn Jemand zu ihm kam.

Zuweilen erinnerte er sich auch, gehört zu haben, daß Soldaten, wenn sie unthätig unter dem Feuer des Feindes stehen, irgend eine Beschäftigung suchen, um der Gefahr besser trotzen zu können. Und alle Menschen kamen ihm wie solche Soldaten vor, welche sich vor dem Leben zu retten suchten, bald durch Ehrsucht, bald durch Kartenspiel, durch Gesetzentwürfe, Frauen, Pferde, oder durch Politik oder Jagd, durch Wein oder durch Staatsgeschäfte.

„Es giebt nichts Richtiges und nichts Wichtiges, Alles ist gleich; es gilt nur, irgend einen Weg zu finden, um mich zu retten, so gut ich kann, dachte Pierre; nur sie nicht sehen, die schreckliche."

II.

Zu Anfang des Winters kam der Fürst Nikolaj Andreitsch Volkonskij mit seiner Tochter nach Moskau. Durch seine Erlebnisse, seine Klugheit und Originalität, und besonders da zu jener Zeit die Begeisterung für Kaiser Alexanders Regierung sehr im Sinken war und durch die antifranzösische, patriotische Gesinnung, die damals in Moskau herrschte, wurde Fürst Nikolaj Andreitsch sehr bald der erklärte Liebling der Moskauer und die Seele der Moskauer Opposition gegen die Regierung.

Der Fürst hatte im letzten Jahre sehr gealtert. Alle Zeichen des Alters machten sich an ihm bemerklich: plötzliches Einschlafen, das Vergessen der nächsten Dinge und Gedächtniß für Längstvergangenes, vor Allem aber der kindische Ehrgeiz, mit dem er die Rolle des Führers der Moskauer Opposition übernahm. Trotz seines hohen Alters

erschien er Abends zum Thee in seinem Pelze und seiner gepuderten Perrücke, und erging sich in unzusammenhängenden Erzählungen aus der Vergangenheit oder in noch weniger zusammenhängenden, scharfen Urtheilen über die Gegenwart, die alle seine Gäste mit gleicher Ehrerbietung erfüllten.

Auf Fremde machte das alte Bolkonskijsche Haus mit seinen großen Wandspiegeln, seinen Möbeln aus der Zeit Katharinas, den Lakaien in gepuderten Perrücken, dem steifen, alten Herrn aus dem vorigen Jahrhundert, seiner stillen Tochter und der hübschen Französin, die ihn verehrten, einen imponirenden, angenehmen Eindruck. Aber die Gäste bedachten nicht, daß außer den zwei bis drei Stunden, in denen sie den Hausherrn zu sehen bekamen, noch einundzwanzig bis zweiundzwanzig Tagesstunden übrig waren, in denen das geheime, innere Leben des Hauses fortging.

In der letzten Zeit war dieses innere Leben der Fürstin Maria sehr schwer geworden. Sie entbehrte in Moskau ihrer besten Freuden: des Verkehrs mit den Gottesleuten und der Einsamkeit von Lyssyja-Gory, während ihr das Treiben der großen Stadt nicht den mindesten Ersatz bot. In Gesellschaft ging sie nicht. Jedermann wußte, daß der Vater sie nicht allein fortließ, daß er selbst, seiner Kränklichkeit wegen, nicht ausgehen konnte, und so wurde auch sie weder zu Diners noch zu Abendgesellschaften eingeladen. Die Hoffnung auf eine Heirath hatte die Fürstin Maria aufgegeben, denn sie sah, mit welcher Kälte und Unfreundlichkeit ihr Vater alle jungen Leute aufnahm und abwies, die sich etwa um sie bewerben konnten.

Auch Freundinnen hatte sie nicht; während dieses Aufenthalts in Moskau hatte sie sich in ihren beiden intimsten Freundinnen getäuscht gesehen. Mlle. Bou-

rienne, mit welcher sie schon früher nicht zum vollen Vertrauen gekommen, war ihr geradezu unangenehm geworden, und sie hielt sich aus gewissen Gründen so fern als möglich von ihr. Julie, die in Moskau lebte und fünf Jahre lang mit ihr correspondirt hatte, stand ihr, sobald sie wieder in persönliche Verbindung kamen, vollständig fremd gegenüber. Julie, die damals durch den Tod ihrer Brüder eine der reichsten Partien Moskaus geworden war, lebte in dieser Zeit im vollen Strome der Vergnügungen. Sie war beständig von jungen Männern umgeben, die, wie sie glaubte, plötzlich ihren Werth erkannt hatten. Julie befand sich in der Lebensperiode alternder Jungfrauen, in der sie fühlen, daß die letzten Aussichten auf eine Heirath gekommen sind, und daß ihr Schicksal sich jetzt oder niemals entscheiden müsse.

An jedem Donnerstag erinnerte sich Fürstin Maria mit wehmüthigem Lächeln, daß sie Niemandem mehr zu schreiben hatte, weil Julie, durch deren Gegenwart ihr keine Freude zu Theil wurde, hier war und sie sich jede Woche sahen. Sie kam sich vor, wie jener alte Emigrant, welcher die Dame nicht heirathen wollte, bei der er jahrelang seine Abende zugebracht. Sie bedauerte, daß Julie hier war und daß sie ihr nicht mehr zu schreiben brauchte. Es gab Niemand in Moskau, mit dem Fürstin Maria vertraulich verkehrte, dem sie ihre Leiden klagen konnte, und sie hatte in ihrem neuen Leben viel neues Leid erfahren.

Die Zeit der Rückkehr des Fürsten Andrej und seine Hochzeit kam immer näher heran, und die Absicht der Fürstin, den Vater vorzubereiten und umzustimmen, war nicht zur Ausführung gekommen. Die Sachlage schien sich vielmehr verschlimmert zu haben, denn jede Erwähnung

der Comtesse Rostowa brachte den alten Fürsten, der ohnehin die meiste Zeit über mißmuthig war, in die böseste Laune.

Auch der Unterricht ihres sechsjährigen Neffen war in der letzten Zeit zu einer Qual für die Fürstin Maria geworden, und mit Schrecken fand sie bei dem Verkehr mit Nikoluschka die Reizbarkeit ihres Vaters in sich selber wieder. Vergebens sagte sie sich, daß sie bei dem Unterrichte des Kindes nicht so heftig werden dürfe. Jedesmal, wenn sie mit der französischen Fibel dasaß, hätte sie dem Kleinen schneller mittheilen mögen, was er lernen sollte; er aber fürchtete jeden Augenblick, daß die Tante, wenn er etwas zerstreut war, böse werden, heftig die Stimme erheben und ihn in den Winkel stellen würde. War es wirklich so weit gekommen, daß er im Winkel stand, so begann sie selbst über ihre böse, schlechte Natur zu weinen, und Nikoluschka, der dem Beispiel folgte, kam ohne Erlaubniß aus seiner Ecke hervor, ging zu ihr, zog ihr die Hände von dem nassen Gesicht und liebkoste sie.

Schwerer aber, als alles Andere war für die Fürstin Maria die Reizbarkeit ihres Vaters, die sich immer gegen sie richtete und sich in der letzten Zeit bis zur Grausamkeit gesteigert hatte. Wenn er sie gezwungen hätte, nächtelang zu beten, oder Wasser und Holz zu tragen, ja wenn er sie geschlagen hätte, würde sie kaum darüber geklagt haben. Aber er quälte sie, trotz aller seiner Liebe, fast zu Tode, war grausam gegen sie und sich selbst, und suchte, während er sie kränkte und demüthigte, ihr auch noch zu beweisen, daß sie allein an Allem Schuld sei. Dazu kam in der letzten Zeit noch eine Laune in ihm zu Tage, die Fürstin Maria unablässig peinigte, nämlich seine

wachsende Zuneigung zu Mademoiselle Bourienne. Der Gedanke, der ihm, als er zuerst von den Wünschen des Sohnes hörte, flüchtig wie ein Scherz durch den Kopf gegangen war, daß, wenn sein Sohn Andrej heirathen wolle, er sich mit Mlle. Bourienne vermählen könne, dieser Gedanke wurde ihm, wie es Fürstin Maria vorkam, immer vertrauter. Mit der größten Hartnäckigkeit hielt er daran fest, erwies, um die Fürstin Maria zu kränken, Mlle. Bourienne besondere Aufmerksamkeit und betonte seine Unzufriedenheit mit der Tochter, um seine Zärtlichkeit für die Französin umsomehr hervorzuheben.

Eines Tages, als sie schon in Moskau waren, kam es vor, daß der alte Fürst, in Gegenwart seiner Tochter (sie meinte, ihr Vater thäte es absichtlich in ihrer Gegenwart) Mlle. Bourienne die Hand küßte, sie an sich zog und zärtlich umarmte. Erröthend eilte Fürstin Maria aus dem Zimmer. Nach wenigen Minuten trat die Französin lächelnd bei ihr ein, und erzählte ihr etwas Lustiges mit ihrem angenehmen Organ. Fürstin Maria wischte schnell ihre Thränen ab, ging mit festen Schritten auf die Bourienne zu und schrie, offenbar ohne sich selbst dessen bewußt zu werden, in voreiliger Wuth mit kreischender Stimme:

Es ist schlecht, es ist gemein, es ist unmenschlich, eine Schwäche so auszubeuten . . . Sie konnte nicht weiter. Hinaus mit Ihnen! schrie sie und schluchzte auf.

Am folgenden Morgen sagte der Fürst seiner Tochter kein Wort; als sie sich aber zu Tische setzten, befahl er, daß Mlle. Bourienne vor der Fürstin bedient werde. Und als der alte Diener beim Serviren des Kaffees das Unglück hatte, dieser neuen Laune des Gebieters zuwider zu handeln, bekam der Fürst einen seiner Wuthanfälle. Er warf dem

Uebelthäter seinen Krückstock in's Gesicht und drohte, ihn sofort unter die Soldaten zu stecken.

Hörst Du nicht! Hörst Du nicht! Zweimal hab' ich's gesagt, schrie er ihn an. Sie ist die Erste hier im Hause, sie ist meine beste Freundin, und wenn Du — fuhr er erst jetzt zu seiner Tochter gewandt fort — Dir noch ein einziges Mal erlaubst, Dich ihr gegenüber so zu vergessen, wie gestern Abend, so will ich Dir zeigen, wer hier im Hause Herr ist. Entweder Du gehst und kommst mir nicht wieder unter die Augen, oder Du bittest sie um Verzeihung.

Wirklich bat Fürstin Maria Mlle. Bourienne, ihr zu vergeben und erlangte dann auch vom Vater Verzeihung für sich selbst und für den alten Philipp, der sie um Beistand angefleht hatte.

Während solcher Scenen kämpften Stolz und Opfermuth in der Seele der Fürstin, aber nur auf Augenblicke. Bemerkte sie, wie ihr Vater tastend nach der Brille suchte, wie oft ihm Glieder und Gedächtniß den Dienst versagten, oder wie er, trotz alles Bemühens seine Schwäche zu verbergen, bei den Mahlzeiten einschlief und sein zitternder Kopf fast auf den Teller sank, so sagte sie zu sich selbst: „Er ist alt und gebrechlich, ich darf ihn nicht richten!“ Und in ihrem strengen Pflichtgefühl machte sie sich auch die leiseste innere Auflehnung gegen ihn zum Vorwurf.

III.

In Moskau lebte 1811 der französische Arzt Doctor Métivier, ein stattlicher, schöner Mann, mit dem liebenswürdigen Wesen seiner Landsleute. Er erfreute sich hohen Ansehens in den aristokratischen Kreisen der Stadt und

verkehrte nicht nur als Arzt, sondern als Gleichberechtigter in den ersten Häusern.

Obwohl Fürst Nikolaj Andreitsch über die ärztliche Kunst zu spotten pflegte, hatte auch er auf die Empfehlung der Bourienne Doctor Métivier zu Rathe gezogen und sich so an ihn gewöhnt, daß er ihn wöchentlich zweimal zu empfangen pflegte.

Am Sankt Nikolaustage strömte ganz Moskau in das Palais des Fürsten, um dem alten Herrn zu gratuliren. Aber nur einige der Intimsten, deren Namensverzeichniß der Fürst seiner Tochter eingehändigt hatte, sollten vorgelassen und zum Diner eingeladen werden.

Métivier fühlte sich jedoch, wie er der Fürstin Maria erklärte, in seiner Eigenschaft als Hausarzt berechtigt, „das Gebot zu überschreiten“ und bei dem Fürsten einzudringen, der gerade heute in übelster Laune war. Er schleppte sich von einem Zimmer in's andere, mißdeutete jedes Wort, das ihm gesagt wurde, oder gab sich den Anschein, überhaupt nichts zu hören. Fürstin Maria, die aus langer Erfahrung wußte, daß dieser Zustand jedesmal mit einem Wuthausbruch endigte, hatte den ganzen Morgen in zitternder Erwartung verlebt; aber bis zum Besuch des Arztes war nichts erfolgt. Nachdem Doctor Métivier bei seinem Patienten eingetreten war, setzte sich Fürstin Maria mit ihrem Buche in die Nähe der Thür, die aus dem Salon in das Zimmer des Vaters führte, so daß sie hören konnte, was dort vorging.

Zuerst ließ sich Métiviers Stimme hören, dann die des Fürsten, endlich erhoben sich beide zu gleicher Zeit; die Thür wurde aufgerissen; an der Schwelle erschien in Bestürzung die schöne Gestalt Métiviers mit seinem schwarzen

Schopf und der Fürst in Schlafmütze und Schlafrock mit wuthverzerrtem Gesicht und funkelnden Augen.

Du verstehst es nicht? schrie er, aber ich, ich weiß alles; Du Franzosenspion, Knecht Bonapartes! Spion ... Fort mit Dir aus meinem Hause! Fort, sage ich! — Damit schlug er heftig die Thür zu.

Métivier zuckte die Achseln, trat zu Mlle. Bourienne, die der Lärm aus dem Nebenzimmer herbeigerufen hatte, und sagte: Der Fürst ist unwohl, Galle und Blutandrang nach dem Kopfe. Seien Sie unbesorgt, ich komme morgen wieder. Dann legte er den Finger an die Lippen und verließ eilig das Zimmer.

Hinter der geschlossenen Cabinetsthür hörte man die schlürfenden Schritte des Fürsten und seine zornigen Ausrufe: Spione, Verräther! ... Ueberall Verräther! ... Selbst im eigenen Hause hat man keinen Augenblick Ruhe!

Sobald Métivier gegangen war, rief der alte Fürst seine Tochter, und das ganze Ungewitter seines Zornes entlud sich über ihr Haupt. Sie war schuld, daß dieser Spion sich hatte eindrängen können. Er hatte ihr doch gesagt, sie sollte eine Namensliste machen, und niemanden vorlassen, der nicht auf der Liste stand. Warum hat man also diesen Schuft vorgelassen? Sie war an Allem schuld. Sie war schuld daran, daß er weder ruhig leben, noch ruhig sterben konnte.

Nein, Mütterchen, wir müssen uns trennen ... müssen uns trennen ... ich ertrage das nicht mehr! rief er und ging aus dem Zimmer; aber als ob er fürchtete, daß sie die Sache zu leicht nehmen könne, kam er zurück, und indem er sich den Schein der Ruhe zu geben suchte, fügte er hinzu:

Glauben Sie nicht etwa, daß ich das nur im Zorn

gesagt habe. Ich bin ruhig und habe Alles wohl überlegt. Wir trennen uns, Sie können sich einen Aufenthaltsort suchen! . . . Aber er hielt die äußerliche Ruhe nicht aus, und zornig, wie nur Menschen sind, die lieben und selbst leiden, bedrohte er sie mit der Faust und schrie sie an:

Wenn doch ein Narr käme, der Sie heirathen wollte! Darauf rief er Mlle. Bourienne, warf die Thür zu, und dann wurde Alles still.

Um zwei Uhr stellten sich die sechs zum Mittag auserwählten Personen ein. Die Gäste — der berühmte Graf Rostoptschin, Fürst Lopuchin mit seinem Neffen, General Tschatrow, ein alter Kriegskamerad des Fürsten, und von jungen Leuten Pierre und Boris Drubezkoj — erwarteten den Hausherrn im Salon.

Boris, der vor Kurzem nach Moskau gekommen war und gewünscht hatte, dem Fürsten Nikolaj Andreitsch vorgestellt zu werden, hatte verstanden in solchem Grade seine Gunst zu gewinnen, daß der Fürst für ihn eine Ausnahme machte und ihn allein von allen unverheiratheten jungen Leuten bei sich empfing.

Das Haus des Fürsten gehörte nicht eigentlich zu dem, was man „die Gesellschaft" zu nennen pflegt; es war ein kleiner Kreis nur, über den nicht viel in der Stadt gesprochen wurde, dem anzugehören indessen Jeder für eine Ehre hielt. Auch Boris war das klar geworden, als etwa acht Tage früher Graf Rostoptschin dem Oberbefehlshaber, der ihn auf dem Sankt Nikolaustag zum Essen einlud, zur Antwort gab, daß er nicht kommen könne.

An diesem Tage, sagte er, habe ich immer den Gebeinen des Fürsten Nikolaj Andreitsch meine Ehrfurcht zu bezeugen.

Ach so, ja, ja ... ich vergaß ... antwortete der Oberbefehlshaber.

Die kleine Gesellschaft, welche sich vor dem Essen in einem altmodischen, hohen Zimmer mit alten Möbeln versammelt hatte, glich einer feierlichen Gerichtsversammlung. Alle schwiegen, oder wenn sie sprachen, geschah es im Flüstertone.

Endlich trat Fürst Nikolaj Andreitsch ernst und stumm in's Zimmer. Fürstin Maria erschien noch stiller und schüchterner als gewöhnlich. Die Gäste scheuten sich, sie anzureden, weil sie ihr anmerkten, daß sie nicht gern sprechen wollte. Graf Rostoptschin hielt allein die Unterhaltung im Gange, indem er die neuesten Stadtneuigkeiten und politischen Ereignisse mittheilte.

Lopuchin und der alte General nahmen selten Theil am Gespräch; Fürst Nikolaj Andreitsch hörte die Meldungen, die ihm gemacht wurden, wie ein höherer Richter an, und gab nur zuweilen mit schweigendem Nicken oder mit einem kurzen Worte kund, daß er vernommen, was ihm mitgetheilt wurde. Der ganze Ton der Unterhaltung verrieth, daß Keiner der Anwesenden billigte, was im politischen Leben vorging. Man erzählte von Ereignissen, welche bewiesen, daß es immer schlimmer und schlimmer wurde. Aber bei allen Mittheilungen und Betrachtungen war es auffallend, daß der, welcher das Wort führte, schwieg oder ablenkte, sobald sich das Gespräch der Person des Kaisers zuwandte.

Während des Essens kam die Rede auf die letzten politischen Ereignisse: Napoleons unrechtmäßige Beschlagnahme der Besitzungen des Herzogs von Oldenburg und die feindlichen, gegen Napoleon gerichteten Noten, die von Rußland an alle europäischen Höfe geschickt waren.

Bonaparte behandelt Europa wie ein Pirat ein gekapertes Schiff, sagte Graf Rostoptschin, der denselben Ausspruch schon mehrmals gethan hatte. Man wundert sich nur über die Geduld und Verblendung der Fürsten. Jetzt kommt die Reihe selbst an den Papst; Napoleon will ohne viel Umstände das Haupt der katholischen Kirche niederwerfen ... Und Alle schweigen dazu! Nur unser Kaiser hat gegen die Ausplünderung des Herzogs von Oldenburg Protest erhoben und das ... Graf Rostoptschin schwieg in dem Gefühle, die Grenze erreicht zu haben, über welche hinaus zu denken nicht erlaubt ist.

Man hat andere Besitzungen für das Herzogthum geboten, sagte Fürst Nikolaj Andreitsch. Genau so, wie ich meine Bauern von Lyssyja-Gory nach Bogutscharowo und meine Güter in Rjasan zu schicken pflege, macht er es mit Herzögen.

Der Herzog von Oldenburg trägt sein Unglück mit bewunderungswürdiger Charakterstärke und Ergebung, sagte Boris, ehrerbietig das Wort nehmend. Er wollte damit andeuten, daß er in Petersburg die Ehre gehabt hatte, sich dem Herzog vorzustellen. Fürst Nikolaj Andreitsch sah den jungen Mann an, als ob er etwas erwidern wollte, besann sich aber und bedachte, daß Boris noch zu jung war.

Ich habe den Protest gegen die Oldenburgsche Angelegenheit gelesen und wundere mich über die schlechte Fassung dieser Note, sagte Graf Rostoptschin in dem verächtlichen Tone eines Mannes, der um dergleichen genau Bescheid weiß.

Pierre sah Rostoptschin verwundert an und begriff nicht, warum ihn die schlechte Fassung des Schriftstückes ärgerte.

Ist es denn nicht einerlei, wie solche Noten geschrieben sind, wenn nur der Inhalt energisch ist? fragte er.

Mein Lieber, mit unseren 500,000 Mann Soldaten wär's leicht, einen guten Stil zu schreiben, antwortete Graf Rostoptschin. Pierre begriff nun, warum ihn die Fassung der Schriftstücke ärgerte.

Es scheinen sich jetzt sehr viel Leute mit Schreibereien abzugeben, sagte der alte Fürst. Es wuchert heutzutage von Schreibern ... in Petersburg schreibt alle Welt ... nicht allein Noten, auch neue Gesetze schreiben sie. Mein Andrjuscha hat einen ganzen Band von Gesetzen verfertigt ... heutigen Tages schreibt eben Alles. Dabei lachte er gezwungen vor sich hin.

Das Gespräch kam auf ein paar Minuten in's Stocken; endlich zog der alte General die Aufmerksamkeit durch ein Räuspern auf sich.

Haben Sie bereits von dem Vorfall bei der letzten Musterung der Truppen in Petersburg gehört? fragte er; ich meine, ob Sie wissen, wie sich der neue französische Gesandte benommen hat?

Ja, ich habe davon gehört. Er soll in Gegenwart Sr. Majestät etwas Unziemliches gesagt haben.

Sr. Majestät hatten den Gesandten auf die Grenadiere und ihren Parademarsch aufmerksam gemacht, fuhr der General fort; der Gesandte aber, heißt es, habe sich unachtsam gezeigt, und sogar gesagt, daß in Frankreich auf solche Nichtigkeiten kein Gewicht gelegt würde. Der Kaiser hat nichts darauf geantwortet, bei der nächsten Musterung aber auch nicht wieder mit dem Gesandten gesprochen, sich überhaupt nicht mehr um ihn gekümmert.

Alle schwiegen zu dieser Thatsache; denn wo die Person

des Kaisers in's Spiel kam, waren alle Bemerkungen unstatthaft.

Frech sind diese Leute, frech! rief der Fürst. Kennen Sie Métivier? Den habe ich heute aus dem Hause gejagt. Er kam zu mir, obwohl ich befohlen hatte, Niemanden vorzulassen, fuhr er fort, indem er seiner Tochter einen zornigen Seitenblick zuwarf, und erzählte dann von seinem Gespräch mit dem französischen Arzte und wodurch er die Ueberzeugung gewonnen habe, daß dieser ein Spion sei. Obgleich die Gründe, die er dafür angab, unzulänglich und unklar waren, sprach Niemand dagegen.

Nach dem Braten kam der Champagner; die Gäste erhoben sich von ihren Sitzen und beglückwünschten den alten Fürsten. Auch Fürstin Maria kam zu ihm.

Er sah sie mit kaltem, bösem Blicke an und reichte ihr seine runzlige, rasirte Wange. Sein Gesicht zeigte deutlich, daß er das Morgengespräch noch nicht vergessen hatte, daß sein Entschluß noch in alter Kraft bestand, und daß ihn nur die Anwesenheit der Gäste hinderte, davon zu sprechen.

Als sie in den Salon zurückkehrten, um Kaffee zu trinken, setzten sich die Alten zusammen. Fürst Nikolaj Andreitsch wurde lebhafter und sprach seine Meinung über den bevorstehenden Krieg unumwunden aus.

Er sagte, unsere Kämpfe mit Bonaparte würden so lange unglücklich enden, als wir das Bündniß mit Deutschland suchten, und uns in alle europäischen Angelegenheiten mischten, in die wir leider durch den Frieden von Tilsit verwickelt wären. Wir dürften weder für noch gegen Oesterreich Krieg führen; der Schwerpunkt unserer Politik läge

im Orient, und in Bezug auf Bonaparte wäre vor Allem die Verstärkung an den Grenzen und eine energische Politik geboten. Unter diesen Bedingungen würde er nicht wieder wagen, unsere Grenzen zu überschreiten, wie im Jahre 1807.

Wie können wir denn mit Franzosen Krieg führen, Fürst? sagte Graf Rostoptschin. Dürfen wir denn gegen unsere Lehrer und Götter aufstehen? . . . Betrachten Sie unsere Jugend! Betrachten Sie unsere Damen! Unsere Götter sind Franzosen, unser Himmelreich ist Paris. — Er fing an lauter zu sprechen, wie es schien, damit ihn Alle hören sollten. Unsere Trachten sind französisch, fuhr er fort; unsere Gefühle französisch, unsere Gedanken französisch. Sie haben Herrn Métivier die Treppe hinuntergeworfen, weil er ein Franzose und ein Schuft ist, aber unsere Mädchen und Frauen liegen vor ihm auf den Knieen. Gestern Abend war ich in einer Gesellschaft, unter fünf Damen waren drei katholische, die mit Genehmigung des Papstes am Sonntage sticken und, mit Erlaubniß zu sagen, beinahe nackt dasaßen, wie die Bilder auf dem Schilde eines Badehauses . . . Ach! Fürst, wenn ich unsere Jugend sehe, möchte ich immer den alten Stock Peters des Großen aus der Kunstkammer holen und den Leutchen auf russische Art die Knochen damit zerschlagen, dann würde ihnen die Narrheit vielleicht vergehen.

Alle schwiegen; der alte Fürst sah Rostoptschin lächelnd an und nickte beistimmend.

Leben Sie wohl, Durchlaucht, bleiben Sie gesund! sagte Rostoptschin, indem er mit der ihm eigenen raschen Bewegung aufstand und dem Fürsten die Hand gab.

Lebe wohl, mein Täubchen! . . . Harfe, die ich immer mit Vergnügen höre! sagte der alte Fürst, indem

er die Hand des Grafen festhielt und ihm die Wange zum Kusse hinreichte.

Zugleich mit Rostoptschin erhoben sich auch die anderen Gäste.

IV.

Fürstin Maria, die im Nebenzimmer saß und die Gespräche der alten Herren mit anhörte, hatte nichts davon verstanden. Sie dachte immerfort darüber nach, ob die Gäste die gereizte Stimmung zwischen ihr und dem Vater bemerkt hätten, und achtete nicht auf die besondere Ehrerbietung und Aufmerksamkeit, mit welcher Drubezkoj, der schon zum dritten Mal in ihrem Hause war, sie während des Essens behandelte.

Mit zerstreutem, fragendem Blicke wandte sie sich zu Pierre, dem letzten der Gäste, der mit dem Hut in der Hand und lächelnden Lippen zu ihr trat, nachdem der Fürst weggegangen war und sie im Salon allein waren.

Darf ich mich noch ein wenig setzen? fragte er, indem er seinen plumpen Körper in einen Sessel neben der Fürstin niederließ.

Ja, gewiß, antwortete sie und ihre Augen fragten: „haben Sie nichts bemerkt?“

Pierre war in gemüthlicher Nachmittagslaune; er sah vor sich nieder und lächelte.

Kennen Sie diesen jungen Mann schon lange, Fürstin? fragte er.

Wen meinen Sie?

Drubezkoj.

Nein, lange noch nicht.

Gefällt er Ihnen?

Ja, er ist ein angenehmer junger Mann . . . aber warum fragen Sie mich danach? sagte Fürstin Maria, indem sie noch immer an das Morgengespräch mit dem Vater dachte.

Weil ich die Beobachtung gemacht habe, daß die jungen Männer aus Petersburg gewöhnlich nur nach Moskau kommen, um eine reiche Erbin zu heirathen.

Das haben Sie beobachtet? sagte Fürstin Maria.

Ja wohl, fuhr Pierre lächelnd fort; und dieser junge Mann ist immer zu finden, wo es eine reiche Erbin giebt. Ich lese in seinem Innern wie in einem Buche. Jetzt weiß er nicht genau, wen er erobern soll, Sie oder Mademoiselle Julie Karagina. Er ist eifrig um sie bemüht.

Er besucht sie?

Ja, sehr häufig. Und kennen Sie die neue Art, den Hof zu machen? sagte Pierre mit heiterem Lächeln; er war wieder einmal in der übermüthigen Laune, die er sich in seinem Tagebuche so oft zum Vorwurf gemacht hatte.

Nein, antwortete die Fürstin.

Um den Moskauer Damen zu gefallen, sagte Pierre, muß man melancholisch sein — und er ist sehr melancholisch in Ihrer Gegenwart.

Wirklich! rief Fürstin Maria, indem sie das gute Gesicht Pierres ansah, dabei aber immer an ihr Herzeleid dachte. „Es wäre leichter für mich, sagte sie zu sich selbst, wenn ich mich entschließen könnte, Jemand zu vertrauen, was ich fühle. Und ich möchte es wohl Pierre anvertrauen, der so gut und ehrlich ist. Es würde mir leichter, er würde mir einen Rath geben.“

Würden Sie ihn heirathen? fragte Pierre.

Ach, mein Gott, lieber Graf, es giebt Augenblicke, in denen ich jeden Mann heirathen würde, antwortete Fürstin Maria, zu ihrem eigenen Erstaunen mit Thränen in der Stimme. Ach, wie schwer ist's, das Wesen, das uns am nächsten steht, herzlich zu lieben und zu wissen, daß wir nichts für ihn thun können, als leiden ... Und wenn wir wissen, fuhr sie mit zitternder Stimme fort, wenn wir wissen, daß wir das niemals ändern können, bleibt uns nur Eines übrig: fortzugehen ... aber wohin soll ich mich wenden?

Was ist Ihnen, Fürstin? fragte Pierre.

Fürstin Maria, die längst noch nicht Alles gesagt hatte, fing an zu weinen.

Ich weiß selbst nicht, was mir heute ist, sagte sie; kümmern Sie sich nicht darum ... vergessen Sie, was ich Ihnen gesagt habe.

Alle Heiterkeit Pierres war verschwunden. Er fragte theilnahmsvoll, bat die Fürstin, sich auszusprechen, ihm ihren Kummer zu vertrauen. Aber sie wiederholte nur die Bitte, daß er vergessen möge, was sie gesagt; sie wisse selbst nicht, was über sie gekommen sei, und sie hätte keinen anderen Kummer, als den ihm längst bekannten: die Sorge, daß die Heirath des Fürsten Andrej ihn mit dem Vater entzweien könnte.

Haben Sie etwas von Rostows gehört? fragte sie, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Man sagte mir, daß sie bald herkommen würden, auch Andrej erwarte ich täglich. Ich wünschte, daß sie sich hier träfen.

Und wie sieht er jetzt die Sache an? fragte Pierre, der unter diesem Er den alten Fürsten verstand.

Fürstin Maria schüttelte den Kopf.

Was soll daraus werden? Bis zum Ablauf des

Wartejahrs bleiben nur wenige Monate übrig und noch ist nichts geordnet. Wenn ich meinem Bruder nur über den ersten Augenblick weghelfen könnte! Ich wollte, Rostows kämen zuerst hierher, ich hoffe, daß ich mich mit ihnen befreunden werde . . . Sie kennen sie schon lange, sagen Sie mir aufrichtig die ganze Wahrheit: Wie ist dies junge Mädchen? Wie finden Sie sie? Aber Wahrheit, nur Wahrheit! Denn Sie begreifen, wie viel Andrej aufs Spiel setzt, wenn er gegen den Willen des Vaters handelt, und daß ich wissen möchte . . .

Eine unbestimmte Ahnung sagte Pierre, daß in diesem Verlangen und der wiederholten Bitte, nur die Wahrheit zu sagen, sich ein gewisses Mißtrauen gegen die künftige Schwägerin aussprach, und daß die Fürstin wünschte, Pierre möchte der Wahl des Fürsten Andrej nicht zustimmen. Aber Pierres Antwort war mehr ein Ergebniß seines Fühlens, als seines Denkens.

Ich weiß nicht, was ich Ihnen antworten soll, sagte er und erröthete. Ich kenne das junge Mädchen nicht, weiß nicht, welcher Art Wesen sie ist, und kann sie nicht analysiren. Sie ist bezaubernd. Warum, weiß ich nicht. Das ist Alles, was ich über sie zu sagen vermag.

Fürstin Maria seufzte und ihr Gesicht sagte: „Das habe ich erwartet und gefürchtet.“ Ist sie gescheidt? fragte sie dann.

Pierre wurde nachdenklich.

Ich glaube nicht, sagte er; und doch, ja, sie verdient vielleicht gescheidt genannt zu werden . . . aber nein, sie ist einfach bezaubernd, das ist alles.

Fürstin Maria schüttelte wieder unzufrieden den Kopf.

Ach! ich wünschte, daß ich sie lieb haben könnte! Sagen Sie ihr das, wenn Sie sie früher sehen als ich.

Ich habe gehört, daß sie in diesen Tagen hier eintreffen, antwortete Pierre.

Fürstin Maria theilte ihm ihren Plan mit, wie sie suchen würde, mit der künftigen Schwägerin zusammen zu kommen, sobald Rostows hier wären, und daß sie sich Mühe geben wolle, den alten Fürsten an sie zu gewöhnen.

V.

In Petersburg war Boris die Heirath mit einer reichen Erbin nicht gelungen, und er war nun zur Verfolgung desselben Zieles nach Moskau gekommen. Hier stand er nun unentschlossen zwischen den beiden reichsten Erbinnen: Julie und Fürstin Maria. Obgleich ihm aber Fürstin Maria bei allem Mangel an Schönheit angenehmer war als Julie, wollte es ihm nicht gelingen, ihr den Hof zu machen.

Bei dem letzten Zusammentreffen mit ihr, am Namenstage des alten Fürsten, hatte sie alle seine Versuche, ihr von seinen Gefühlen zu sprechen, nicht beachtet, und es war klar, daß sie ihn nicht anhören wollte.

Julie dagegen nahm in ihrer Art und Weise seine Huldigungen wohlgefällig an.

Julie war siebenundzwanzig Jahre alt. Durch den Tod ihrer Brüder war sie sehr reich geworden. Hübsch war sie durchaus nicht mehr, glaubte aber nicht allein jetzt noch eben so schön zu sein, sondern hielt sich für weit anziehender, als früher und blieb in diesem Irrthum, erstens: weil sie die reichste Erbin Moskaus war und zweitens: weil die Männer,

je älter und ungefährlicher sie wurde, um so freier mit ihr verkehrten und ohne alle Verpflichtungen zu den Soupers und heiteren Abendgesellschaften kamen, die häufig bei ihr stattfanden. Männer, die sich zehn Jahre früher gescheut hätten, täglich bei dem siebzehnjährigen Mädchen zu erscheinen, um sie nicht zu compromittiren und sich selbst nicht zu binden, kamen jetzt ohne Bedenken jeden Tag zu ihr, und benahmen sich ihr gegenüber nicht wie gegen ein heirathsfähiges Fräulein, sondern wie gegen einen Bekannten, der kein Geschlecht hat.

Das Karaginsche Haus war diesen Winter eines der angenehmsten und gastfreiesten in Moskau. Außer zu den geladenen Gesellschaften und Diners, war jeden Abend eine große Anzahl von Gästen, besonders von Männern, bei Karagins versammelt, die um Mitternacht soupirten und bis drei Uhr blieben. Julie versäumte keinen Ball, keine Promenade, kein Theater, und ihre Toiletten waren nach der neuesten Mode. Aber trotz alledem schien Julie ohne die mindesten Illusionen zu sein. Sie sagte Jedermann, daß sie nicht mehr an Liebe, an Freundschaft, an irgend eine Lebensfreude glaube, und daß sie den Frieden erst dort erwarte. Sie hatte das Wesen eines Mädchens, welches eine große Enttäuschung erlebt, einen geliebten Mann verloren hat, oder von ihm schwer betrogen worden ist. Obgleich sie dergleichen nie erlebt hatte, wurde sie von den Menschen so angesehen, und sie selbst glaubte, viel gelitten zu haben. Diese Schwermuth hinderte sie nicht, sich zu amusiren, oder den jungen Männern, welche zu ihr kamen, auf angenehme Weise die Zeit zu vertreiben; aber jeder ihrer Gäste brachte der melancholischen Stimmung der Wirthin seinen Tribut, um sich nachher mit heiterem

Geplauder, Tanz, Gesellschaftsspielen, Pfänderspielen mit Reimen, wie sie bei Karagins Mode waren, zu entschädigen. Nur einige junge Leute, zu denen auch Boris gehörte, vertieften sich mehr in Julies melancholische Stimmung; mit diesen jungen Männern führte sie lange einsame Gespräche über die Eitelkeit dieser Welt und zeigte ihnen ihre Albums, welche mit sentimentalen Bildern, Aussprüchen und Gedichten angefüllt waren.

Gegen Boris war Julie besonders liebenswürdig. Sie glaubte, daß auch er schwere Enttäuschungen im Leben erfahren, bot ihm jene Tröstungen der Freundschaft, die nur ein Wesen gewähren konnte, das so viel gelitten hatte, wie sie, und öffnete ihm ihr Album. Boris zeichnete zwei Bäume hinein und schrieb darunter: „Einsame Bäume, eure dunkeln Zweige breiten Finsterniß und Schwermuth über mich."

An einer anderen Stelle hatte er ein Grabmal gezeichnet und geschrieben:

„La mort est sécourable et la mort est tranquille;
Ah! contre les douleurs il n'y a pas d'autre asile!"*)

Julie fand das herrlich.

Es liegt etwas unendlich Entzückendes im Lächeln der Schwermuth! sagte sie, eine Stelle aus einem ihrer Bücher citirend; es ist ein Lichtstrahl in der Dunkelheit, eine Schattirung zwischen dem Schmerze und der Verzweiflung, welche auf die Möglichkeit eines Trostes hindeutet.

*) „Der Tod ist hilfbereit und mildert jede Pein,
Ach! gegen Schmerz und Qual giebt Zuflucht er allein."

Boris schrieb ihr darauf folgendes Gedicht:

„Aliment de poison d'une âme trop sensible,
Toi, sans qui le bonheur me serait impossible,
Tendre mélancolie, ah, viens me consoler,
Viens calmer les tourments de ma sombre retraite,
Et mêle une douceur secrète
A ces pleurs que je sens couler.“*)

Julie spielte für Boris tieftraurige Nocturnos auf der Harfe; Boris las ihr „die arme Lisa“ vor, und mehr als einmal mußte er sein Lesen unterbrechen, weil ihm vor Rührung die Stimme versagte. Wenn die Beiden sich in einer großen Gesellschaft begegneten, betrachteten sie sich als die einzigen Menschen, welche inmitten der gleichgiltigen Welt Verständniß für einander hatten.

Anna Michajlowna, welche häufig zu Karagins kam, machte immer ein Spielchen mit der Mutter und erkundigte sich dabei auf das Genaueste nach Julies Mitgift. (Sie sollte die beiden Güter im Pensaschen und große Waldungen mitbekommen.) Mit gerührtem Herzen und der ihr eigenen Ergebung in den Willen der Vorsehung beobachtete Anna Michajlowna die stillen Seelenleiden, welche ihren Sohn mit der reichen Julie zusammenführten.

Immer liebenswürdig und schwermüthig, unsere liebe Julie, sagte sie zu der Tochter; der Mutter vertraute sie: Boris erklärt, daß ihm nur in Ihrem Hause wohl ist; er

*) „Giftreiche Nahrung Du der allzuzarten Herzen,
Du, die mich glücklich macht inmitten aller Schmerzen,
Komm', süße Schwermuth, komm' in meine Einsamkeit,
Erhelle mir die Nacht der leidensschweren Zeit!
Laß' Deine Süßigkeit sich über mich ergießen,
Wenn aus den Augen mir die bittren Thränen fließen.“

hat so viele Enttäuschungen erlebt und ist so gefühlvoll, und dem Sohne gab sie die Versicherung:

Ach, mein Freund, wie habe ich Julie in der letzten Zeit liebgewonnen! ich kann es Dir nicht beschreiben . . . Wer sollte sie aber auch nicht lieb haben . . . Sie ist so ein überirdisches Wesen . . . Ach, Boris, Boris! — Darauf schwieg sie einige Minuten. — Und wie mir Ihre Mutter leid thut! fuhr sie fort, heute zeigte sie mir die Berichte und Abrechnungen aus Pensa. Sie haben dort ein ungeheueres Gut und die Arme ist allein und wird so vielfach betrogen.

Boris hörte die Mutter mit kaum merkbarem Lächeln an; er belachte ihre gutmüthige List, schenkte ihr aber immer wieder eine achtungsvolle Aufmerksamkeit und erkundigte sich mit Interesse nach den Gütern von Pensa und Nishnij-Nowgorod.

Julie wartete schon lange auf den Antrag ihres melancholischen Anbeters und war bereit, ihn anzunehmen. Aber ein Gefühl der Abneigung gegen sie, gegen ihren leidenschaftlichen Wunsch, zu heirathen, gegen ihre Unnatur, und ein Gefühl des Entsetzens vor dem Verzicht auf die Möglichkeit wirklichen Liebesglücks hielt Boris zurück.

Die Zeit seines Urlaubes ging zu Ende. Ganze Tage, und eigentlich jeden Tag, den Gott werden ließ, brachte Boris bei Karagins zu, und jeden Tag nahm er sich ernstlich vor, morgen seinen Antrag zu machen. Aber wenn er Julie wieder gegenüber stand, ihr rothes Gesicht sah, ihr mit Puder bestreutes Kinn, ihre feuchten Augen und ihre Miene, die jeden Augenblick bereit war, aus der Melancholie in das überschwenglichste Entzücken des Liebesglücks überzugehen, konnte Boris die entscheidenden Worte nicht

aussprechen. Und doch hatte er sich in seinen Träumen schon längst als den Herrn der Pensaschen und Nishnij-Nowgorodschen Güter angesehen und hatte in Gedanken über die Einkünfte verfügt. Julie sah die Unentschlossenheit des jungen Mannes, und zuweilen kam sie auf den Verdacht, daß er eine Abneigung gegen sie haben müsse. Aber die weibliche Eitelkeit beruhigte sie immer wieder, und sie sagte sich selbst, daß ihn nur die Liebe schüchtern mache. Ihre Schwermuth wurde ihr inzwischen immer unerträglicher, und endlich faßte sie einen Entschluß. Zu derselben Zeit, als der Urlaub Dubrezkojs zu Ende ging, erschien Anatol Kuragin in Moskau und selbstverständlich in Frau Karaginas Salon, und Julie gab plötzlich ihre Melancholie auf, und ward sehr heiter und sehr aufmerksam gegen Anatol.

Mein Lieber, sagte Anna Michajlowna zu ihrem Sohne, ich weiß aus guter Quelle, daß Fürst Wassilij seinen Sohn nach Moskau schickt, um ihn mit Julie zu verheirathen; ich habe sie so liebgewonnen, daß es mir leid um sie thun würde. Wie denkst Du darüber, mein Freund?

Der Gedanke, als Narr zu erscheinen und einen ganzen Monat schweren, melancholischen Dienstes bei Julie verloren zu haben, und die erträumten und bereits eingetheilten Einkünfte der Pensaschen Güter in die Hände eines Anderen und besonders in die des albernen Anatol übergehen zu lassen, kränkte Boris. Mit dem festen Entschlusse, seinen Antrag zu machen, ging er zu Karagins.

Julie empfing ihn mit heiterer, sorgloser Mine. Unbefangen erzählte sie, wie wohl ihr auf dem gestrigen Balle gewesen, und fragte ihn, wann er abreisen wolle. Obwohl Boris in der Absicht gekommen war, von seiner Liebe zu sprechen

und zärtlich zu sein, begann er jetzt ziemlich heftig die Unbeständigkeit der Frauen zu tadeln, sagte, daß sie mit der größten Schnelligkeit vom Trübsinn zur Heiterkeit übergehen könnten und daß ihre Stimmung ganz davon abhinge, wer ihnen gerade den Hof mache. Julie fühlte sich beleidigt und antwortete, er hätte Recht, Frauen bedürften der Abwechslung, immer dasselbe würde jeder von ihnen langweilig.

Aus diesem Grunde möchte ich Ihnen rathen ..., fing Boris an und war im Begriff, ihr etwas Boshaftes zu sagen; aber in demselben Augenblicke kam er auf den ärgerlichen Gedanken, daß er Moskau verlassen könnte, ohne sein Ziel erreicht zu haben, und daß seine Mühe umsonst gewesen wäre (was ihm noch nie und nirgends widerfahren war). Er stockte mitten im Satz, schlug die Augen nieder, um ihr unangenehmes, aufgeregtes, unfreundliches Gesicht nicht zu sehen, und sagte:

Ich kam nicht in der Absicht, mit Ihnen zu streiten... im Gegentheil! . . .

Er sah sie an, um sich zu überzeugen, ob er fortfahren dürfe; aller Zorn war plötzlich aus ihrem Gesicht verschwunden, und ihre unruhigen, fragenden Augen waren in verlangender Erwartung auf ihn gerichtet.

„Ich kann es ja so machen, daß ich nur selten mit ihr zusammen bin, dachte Boris; aber die Sache ist einmal angefangen und muß durchgeführt werden."

Er erröthete heftig, erhob seinen Blick und sagte:

Sie kennen meine Gefühle für Sie! Mehr hätte er eigentlich nicht zu sagen brauchen; Julies Gesicht erglänzte in Siegesfreude und Selbstzufriedenheit; aber sie zwang Boris, Alles auszusprechen, was in solchen Fällen gesagt

zu werden pflegt, das heißt, zu versichern, daß er sie liebe und niemals eine Andere mehr geliebt habe, als sie. Julie wußte, daß sie dies für die Pensaschen Güter und die Nishnij Nowgorodschen Waldungen verlangen konnte und sie erhielt, was sie begehrte.

Sobald die Beiden Bräutigam und Braut waren, dachten sie nicht mehr an Bäume, die Finsterniß und Melancholie über sie breiteten. Sie machten Pläne für die Einrichtung eines glänzenden Hauses in Petersburg; machten Besuche und bereiteten Alles zu einer glänzenden Hochzeit vor.

VI.

Zu Ende Januar kam Graf Ilja Andreitsch mit Natascha und Ssonja nach Moskau. Die Gräfin war leidend und hatte nicht mitreisen können; aber ihre Genesung zu erwarten, war nicht möglich, Fürst Andrej konnte täglich in Moskau eintreffen. Außerdem war es nöthig, die Aussteuer zu besorgen, das Landhaus bei Moskau sollte verkauft werden, und endlich wollte man die Anwesenheit des alten Fürsten benützen, um ihm seine künftige Schwiegertochter vorzustellen.

Das Rostowsche Haus in Moskau war nicht geheizt, und da sie nur auf kurze Zeit und ohne die Gräfin hinkamen, entschloß sich der Graf Ilja Andreitsch bei Maria Dmitriewna Achrossimowa abzusteigen, die schon lange darum gebeten hatte.

Eines Abends spät fuhr der vierspännige Rostowsche Wagen im Hofe Maria Dmitriewnas ein, die an der Alten Stallhofstraße wohnte.

Die alte Dame lebte allein; ihre Tochter war verheirathet und alle ihre Söhne waren im Dienst.

Sie hielt sich immer noch aufrecht, sprach noch immer gerade heraus, laut und entschieden, als ob sie allen Leuten durch ihre ganze Existenz wegen ihrer Schwächen, Leidenschaften und Thorheiten, denen sie keine Berechtigung zugestand, Vorwürfe machen wollte.

Vom frühen Morgen an war sie, in eine Kazawajka gehüllt, in ihrem Haushalt thätig. An Festtagen fuhr sie zur Messe und von dort in die Gefängnisse, wo sie mancherlei zu thun hatte, wovon sie nie zu sprechen pflegte. An gewöhnlichen Tagen nahm sie, sobald sie angekleidet war, die Besuche von Bittstellern der verschiedensten Volksschichten an, die sich täglich bei ihr einstellten, und ging dann zu Tische. Bei ihrem reichlichen, wohlschmeckenden Mittagessen hatte sie immer drei bis vier Gäste. Nach Tisch spielte sie eine Partie Boston, und spät Abends ließ sie sich die Zeitungen und neuen Bücher vorlesen, während sie selbst strickte. Selten verstand sie sich dazu, Besuche zu machen, und wenn sie es that, geschah es immer nur bei den vornehmsten Personen der Stadt.

Sie war noch nicht zu Bette gegangen, als Rostows vorfuhren und im Hausflur die Thür knarrte, durch welche sie mit ihrer Dienerschaft aus der Kälte hereinkamen. Maria Dmitriewna stand, mit der heruntergeschobenen Brille auf der Nase und nach hinten gebogenem Kopfe, an der Thür des Saales und sah die Eintretenden mit strengen, finsteren Blicken an. Man hätte glauben können, daß sie auf die Ankommenden böse sei und sie fortschicken wollte, wenn sie nicht zu gleicher Zeit ausführliche Anordnungen zum Unterbringen der Gäste gegeben hätte.

Gehört das dem Grafen? hierher! sagte sie auf das Gepäck deutend, ohne Jemand zu begrüßen. Die Damen, dort auf die linke Seite. Nun was kraucht Ihr da herum? rief sie den Mägden zu; stellt den Ssamowar an ... Du bist groß und schön geworden, fuhr sie fort, indem sie die von Kälte geröthete Nataſcha an sich zog. Uh, wie kalt ... lege erst ab! schrie sie den Grafen an, der ihre Hand fassen wollte. Du bist erfroren ... Rum zum Thee ... Bon jour, Ssonja, sagte sie dann, und bezeichnete durch diesen französischen Gruß ihre etwas geringschätzige und doch freundliche Gesinnung für das junge Mädchen.

Nachdem die Reisenden abgelegt und sich's bequem gemacht hatten, kamen sie zum Thee, und Maria Dmitriewna umarmte sie Alle der Reihe nach.

Ich freue mich von Herzen, daß Ihr gekommen und bei mir abgestiegen seid, sagte sie. Es ist hohe Zeit, fuhr sie fort, indem sie Nataſcha bedeutungsvoll ansah. Der Alte ist hier und wartet täglich auf seinen Sohn ... Ihr müßt' mit ihm bekannt werden ... aber das wollen wir später besprechen, fügte sie hinzu und sah Ssonja mit einem Blick an, der verrieth, daß sie in ihrer Gegenwart nicht darüber verhandeln wollte. Dann wandte sie sich zu dem Grafen.

Sag 'mal, was hast Du morgen vor? fragte sie; wen möchtest Du sehen? Schinschin — eins, sie bog einen Finger ein; Anna Michajlowna die Heulliese — zwei; sie ist mit ihrem Sohne hier, der sich verheirathen wird. Drittens vielleicht Besuchoj? Er ist auch hier mit seiner Frau; war ihr weggelaufen, aber sie ist ihm nachgerannt. Mittwoch hat er bei mir gegessen ... Nun, und Ihr? sie zeigte auf die jungen Mädchen. Euch will ich morgen nach

der Iberischen Kapelle führen und dann zu Madame Ober-Schelm. Man will jetzt Alles neumodisch haben ... Nehmt Euch kein Beispiel an mir, an meinen altmodischen Aermeln. Vor Kurzem war die Gräfin Irina Wassiljewna, die jüngere, bei mir; es war furchtbar mit anzusehen ... als hätte sie sich zwei Fässer an die Arme gehängt. Jeden Tag eine andere Mode ... Und Du, was für Geschäfte hast Du hier? sagte sie in strengem Tone zu dem Grafen.

Allerlei, antwortete er. Lumpen soll ich kaufen und Käufer für das Landhaus und das Stadthaus will ich suchen. Wenn Sie erlauben, fahre ich eines Tages nach dem Landhause in Marinskoje und bürde Ihnen unterdessen meine Mädchen auf.

Gut, gut! bei mir werden sie keinen Schaden leiden... bei mir ist's ja so still, wie im Waisenhause. Ich werde sie nur dahin führen, wo sich's für sie paßt, und werde sie schelten und liebkosen, sagte Maria Dmitriewna, indem sie die Wange Nataschas, ihres Pathchens und Lieblings, streichelte.

Am folgenden Morgen führte Maria Dmitriewna die jungen Mädchen nach der Iberischen Kapelle und dann zu Madame Auber-Chalme, die sich so sehr vor der alten Dame fürchtete, daß sie ihr Alles mit Verlust verkaufte, nur um schneller fertig zu werden. Hier bestellte Maria Dmitriewna fast die ganze Aussteuer.

Als sie nach Hause zurückkamen, schickte sie Alle außer Natascha aus dem Zimmer und lud ihren Liebling ein, sich neben sie zu setzen,

Nun, jetzt wollen wir plaudern ... Ich gratulire Dir zu Deinem Bräutigam ... Du hast Dir einen Braven

aufgefischt, ich freue mich in Deine Seele, denn ich kenne ihn von so lange her.

Sie zeigte etwa zwei Ellen vom Boden. Natascha erröthete vor Freude.

Ich habe ihn und seine ganze Familie herzlich lieb, fuhr Maria Dmitriewna fort. Nun aber höre: Du weißt, der alte Fürst, Nikolaj Andreitsch, wünscht gar nicht, seinen Sohn wieder heirathen zu sehen. Ein wunderlicher Alter!... Es versteht sich von selbst, daß Fürst Andrej, der kein Kind mehr ist, ohne seine Zustimmung heirathen kann. Aber gegen den Willen des Vaters in eine Familie eintreten, ist nicht gut. Es muß in Frieden, in Liebe geschehen. Du bist klug und wirst schon wissen, wie Du Dich zu benehmen hast. Suche Alles gut und klug einzurichten, dann wird sich's schon machen.

Natascha schwieg — aus Schüchternheit, meinte Maria Dmitriewna; aber in Wirklichkeit war es dem jungen Mädchen nicht recht, daß sich Jemand in ihre Liebesangelegenheiten mit dem Fürsten Andrej mischte. Ihrer Ansicht nach waren sie so besonderer Art, so von allen anderen menschlichen Verhältnissen verschieden, daß sie, Nataschas Meinung nach, Niemand verstehen konnte. Sie liebte und kannte nur den Fürsten Andrej ... er liebte sie und mußte kommen, sie zu holen; mehr war nicht nöthig.

Siehe, ich kenne ihn schon lange, und Deine Schwägerin Maschenka kenne ich auch, fuhr die alte Dame fort. Schwägerin — Klätscherin, sagt das Sprichwort. Aber die thut keiner Fliege was zuleide. Sie hat mich gebeten, Euch mit einander bekannt zu machen. Du wirst morgen mit dem Vater zu ihr fahren. Bemühe Dich, herzlich gegen sie zu sein; Du bist jünger als sie. Wenn Deiner

dann kommt, findet er, daß Du schon mit Vater und Schwester bekannt bist, und daß sie Dich liebgewonnen haben . . . ist's nicht so am besten?

Am besten . . . ja! gab Nataſcha zögernd zur Antwort.

VII.

Am folgenden Tage fuhr Graf Ilja Andreitsch auf den Rath Maria Dmitriewnas mit Nataſcha zu dem alten Fürsten. Der Graf machte sich zu diesem Besuche nicht in der fröhlichsten Stimmung fertig; ihm war beklommen zu Muthe. Die letzte Begegnung mit dem Fürsten Nikolaj Andreitsch, in der Zeit der Rüstungen gegen Napoleon, stand dem Grafen lebhaft vor Augen. Er hatte damals statt der Antwort auf seine Einladung zum Diner nur heftige Vorwürfe von dem Fürsten bekommen, weil er keine Rekruten gestellt. Nataſcha dagegen, die sich mit ihren besten Kleidern geschmückt hatte, war in sehr heiterer Stimmung. „Es ist unmöglich, daß sie mich nicht liebgewinnen, dachte sie; mich haben bisher noch alle Menschen lieb gehabt, und ich bin bereit, Alles zu thun, was sie nur wünschen. Den alten Herrn will ich lieb haben, weil er sein Vater, und Fürstin Maria, weil sie seine Schwester ist. Sie sollen sich auf keinen Fall unfreundlich zu mir stellen können."

Sie fuhren nach dem alten dunkeln Hause an der Wosdwishenka und traten in den Flur!

Gott segne unsern Eingang! sagte der Graf halb ernst, halb scherzend. Aber Nataſcha bemerkte, daß ihr Vater mit ungewöhnlicher Hast in das Vorzimmer trat und leise,

beinahe schüchtern fragte, ob der Fürst und die Fürstin zu Hause wären.

Ihre Ankunft brachte unter den Bedienten des Fürsten eine gewisse Bestürzung hervor. Der Lakai, welcher ging, um sie zu melden, wurde von einem Anderen im Salon aufgehalten, und sie flüsterten miteinander. Im Saale erschien dann auch ein Hausmädchen, das hastig der Fürstin eine Bestellung brachte. Endlich kam ein alter Diener mit finsterem Gesicht zu Rostows und meldete, daß der Fürst sie nicht empfangen könne, die Fürstin aber bitten lasse, zu ihr zu kommen.

Die Erste, welche den Gästen entgegen trat, war Mademoiselle Bourienne. Sie war außerordentlich höflich gegen Vater und Tochter, und führte sie zu der Fürstin. Die Fürstin eilte mit aufgeregtem, erschrockenem, rothfleckigem Gesicht und mit schweren Schritten auf die Gäste zu, und bemühte sich umsonst, frei und heiter zu scheinen. Natascha gefiel der Fürstin nicht beim ersten Anblick; sie fand sie zu geputzt, leichtsinnig-fröhlich und eitel. Fürstin Maria wußte nicht, daß sie, schon ehe sie ihre künftige Schwägerin gesehen, ein Vorurtheil gegen sie gehabt hatte, einen unwillkürlichen Neid auf ihre Schönheit, ihre Jugend, ihr Glück, und eine gewisse Eifersucht auf den Bruder. Außer durch diese unbestimmte Abneigung gegen Natascha war Fürstin Maria in diesem Augenblicke auch dadurch aufgeregt, daß ihr Vater, als Rostows gemeldet wurden, ausgerufen hatte: er brauche sie nicht. Wenn Fürstin Maria wolle, möge sie die Leute empfangen, zu ihm solle man sie aber nicht kommen lassen.

Die Fürstin war sofort entschlossen, Rostows anzunehmen, aber sie fürchtete jeden Augenblick, daß der Fürst

etwas Unfreundliches thun könnte, da er über den Besuch sehr aufgeregt gewesen war.

Endlich, liebe Fürstin, habe ich Ihnen mein Singvögelchen gebracht, sagte der Graf, indem er mit den Füßen scharrte und sich unruhig umsah, ob nicht der alte Fürst in's Zimmer käme. Wie freut es mich, daß Sie sich kennen lernen . . . Schade, Schade, daß der Fürst noch immer leidend ist! und nachdem er noch einige Gemeinplätze gesagt, erhob er sich.

Wenn Sie erlauben, Fürstin, lasse ich Ihnen meine Natascha auf eine Viertelstunde da. Ich möchte hier nebenan auf den Hundeplatz zu Anna Ssemjonowna fahren und hole dann meine Tochter wieder ab.

Ilja Andreitsch erfand diesen diplomatischen Kunstgriff, um den künftigen Schwägerinnen mehr Freiheit zur Aussprache zu geben (wie er nachher der Tochter erklärte) und dann auch, um der gefürchteten Begegnung mit dem Fürsten zu entgehen. Diesen letzten Grund gestand er nicht ein, aber Natascha errieth den Schrecken und die Unruhe des Vaters und fühlte sich dadurch verletzt. Sie erröthete in seine Seele, ärgerte sich aber noch mehr darüber, daß sie roth geworden war und sah die Fürstin mit kecken, herausfordernden Blicken an, die ausdrücken sollten, daß sie sich vor Niemand fürchte.

Fürstin Maria antwortete, daß sie sich freue, bat den Grafen, recht lange bei Anna Ssemjonowna zu bleiben, und Ilja Andreitsch empfahl sich.

Trotz der unruhigen Blicke, welche Fürstin Maria der Mademoiselle Bourienne zuwarf, um ihr anzudeuten, daß sie mit Natascha allein zu sprechen wünsche, ging diese nicht aus dem Zimmer, und hielt das Gespräch bei Moskaus

Vergnügungen und Theatern fest. Natascha war verletzt durch die Verlegenheit, die im Vorzimmer entstanden, durch die Unruhe ihres Vaters und den gezwungenen Ton der Fürstin, die, wie es schien, durch ihren Empfang eine Gnade zu gewähren glaubte; so kam es, daß Natascha Alles unangenehm war. Die Fürstin Maria gefiel ihr nicht; sie fand sie sehr häßlich, gezwungen, förmlich. Natascha zog sich plötzlich in sich zurück und nahm unwillkürlich einen nachlässigen Ton an, der die Fürstin noch mehr abstieß. Nach fünf Minuten einer schwerfälligen, erzwungenen Unterhaltung wurden schnell herankommende Schritte in Pantoffeln hörbar. Das Gesicht der Fürstin Maria drückte Schrecken aus; die Thür ging auf und der Fürst trat herein im weißen Schlafrock und weißer Nachtmütze.

Oh, gnädiges Fräulein . . . Gräfin . . . Gräfin Rostowa, wenn ich nicht irre! sagte er. Ich bitte um Verzeihung . . . Verzeihung! gnädiges Fräulein! . . . Ich wußte nicht, bei Gott, ich wußte nicht, daß Sie uns die Ehre Ihres Besuches geschenkt haben, und bin in diesem Kostüme zu meiner Tochter gekommen . . . Verzeihen Sie, bitte . . . Bei Gott, ich wußte nicht! wiederholte er, indem er das Wort Gott so auffallend und unangenehm betonte, daß Fürstin Maria mit niedergeschlagenen Augen dastand und weder den Vater noch Natascha anzusehen wagte.

Natascha, die aufgestanden war und sich wieder gesetzt hatte, wußte auch nicht, was sie thun sollte. Nur Mlle. Bourienne lächelte heiter.

Bitte um Verzeihung, bitte um Verzeihung! Bei Gott, ich wußte nicht! murmelte der alte Herr, und nachdem er Natascha vom Kopf bis zu den Füßen angesehen hatte, ging er wieder. Mlle. Bourienne war die erste, die sich nach

dem Erscheinen des alten Fürsten wieder faßte und von dem Unwohlsein des Fürsten zu sprechen begann. Nataſcha und Fürstin Maria betrachteten sich schweigend, und je länger sie das thaten, ohne sich zu sagen, was gesagt werden mußte, desto unfreundlicher dachte Eine von der Anderen.

Als der Graf zurück kam, verrieth Nataſcha eine unhöfliche Freude und beeilte sich aufzubrechen. In diesem Augenblick war ihr die ältliche, trockene Fürstin, welche sie in eine so peinliche Lage bringen und eine halbe Stunde mit ihr zusammen sein konnte, ohne vom Fürsten Andrej zu sprechen, beinahe verhaßt. „Ich konnte doch in Gegenwart dieser Französin nicht zuerst von ihm anfangen,“ dachte Nataſcha. Auch Fürstin Maria quälte sich mit demselben Gedanken. Sie wußte, was sie Nataſcha hätte sagen wollen und müssen, aber sie hatte es nicht gekonnt, theils weil Mlle. Bourienne sie hinderte, theils aber auch, weil es ihr, sie wußte selbst nicht warum, so schwer fiel, von dieser Heirath zu sprechen. Als der Graf schon an der Schwelle des Zimmers war, eilte die Fürstin Nataſcha nach, faßte ihre Hand und sagte mit schwerem Seufzer: Warten Sie . . . ich muß noch . . . Nataſcha lächelte, ohne zu wissen warum, und sah die Fürstin an.

Liebe Nataſcha, fuhr die Fürstin fort, ich muß Ihnen sagen, wie ich mich freue, daß mein Bruder das Glück gehabt hat . . . sie stockte, denn sie fühlte, daß sie die Unwahrheit sagte. Nataſcha bemerkte ihr Zaudern und errieth den Grund.

Ich glaube, Fürstin, daß jetzt nicht die rechte Zeit ist, davon zu sprechen, sagte sie äußerlich ruhig und kalt, während ihr die Thränen in die Kehle stiegen.

Was habe ich gethan! was habe ich gesagt? fragte sie sich selbst, sobald sie das Zimmer verlassen hatte.

An diesem Tage mußte sehr lange mit dem Essen auf Nataschа gewartet werden. Sie saß in ihrem Zimmer und weinte und schluchzte wie ein Kind. Ssonja stand neben ihr und küßte sie auf das Haar.

Nataschа . . . warum denn? fragte sie. Was gehen sie Dich an? . . . Alles geht vorüber, Nataschа . .

Nein, sie wußten, welche Kränkung es war, als ich . . .

Sei ruhig, Nataschа! Du bist nicht schuld, was geht's Dich an? . . . Küsse mich! bat Ssonja.

Nataschа erhob den Kopf, küßte ihre Freundin auf den Mund und drückte ihr nasses Gesicht an ihre Schulter.

Ich kann nichts sagen . . . ich weiß nichts . . . Niemand ist schuld! sagte sie; ich bin schuld . . . aber das Alles thut furchtbar weh . . . ach warum kommt er nicht!

Mit rothen Augen erschien sie bei Tisch. Maria Dmitriewna sah daraus, wie der Fürst Nataschа empfangen hatte, gab sich aber den Anschein, als bemerke sie das verstörte Gesicht des jungen Mädchens nicht, und scherzte laut und eifrig mit dem Grafen und ihren anderen Gästen.

VIII.

Am Abend dieses Tages fuhren Rostows in die Oper, zu der Maria Dmitriewna Billets besorgt hatte.

Nataschа wäre am liebsten zu Hause geblieben, aber sie konnte Maria Dmitriewnas Freundlichkeit, die ausschließlich ihr galt, nicht zurückweisen.

Als sie angekleidet in den Saal kam, um den Vater zu erwarten, sah sie in den Spiegel, fand sich hübsch, sehr

hübsch, und wurde noch trauriger; aber es war eine wehmüthige, süße Traurigkeit.

„O mein Gott, wenn er doch hier wäre! Wenn er hier wäre, würde ich mich nicht mehr wie früher vor ihm scheuen, sondern ihn einfach umarmen, mich an ihn schmiegen und ihn zwingen, mich mit den sehnsuchtsvollen, suchenden Augen anzusehen, mit welchen er mich so oft angesehen hat, dann würde ich ihn zwingen zu lächeln, wie er damals gelächelt ... und seine Augen ... wie sehe ich diese Augen! ... Was gehen mich sein Vater und seine Schwester an? Ich liebe nur ihn ... ihn ... ihn! sein Gesicht, seine Augen, sein Lächeln, das zugleich so männlich und so kindlich ist ... Nein, es ist besser, nicht an ihn zu denken ... vergessen ... jene Zeit vergessen, Alles! Ich kann diese Erwartung nicht ertragen und werde gleich weinen müssen.“

Damit ging sie von dem Spiegel fort und gab sich Mühe, die Thränen zu unterdrücken. „Wie kann Ssonja ihren Nikolenka so still, so ruhig lieben, und so lange warten, so lange und so geduldig? dachte sie, indem sie Ssonja ansah, die auch zum Theater angezogen mit dem Fächer in der Hand eintrat. Ja, sie ist ganz anders ... ich kann nicht so sein!“

Natascha fühlte sich in diesem Augenblicke so weich und zärtlich gestimmt, daß es ihr nicht genügte, zu lieben und zu wissen, daß sie geliebt wurde; sie hätte jetzt, augenblicklich den geliebten Mann umarmen, ihn sprechen und die Liebesworte von ihm hören müssen, von denen ihr Herz erfüllt war. Während sie, neben dem Vater sitzend, in's Theater fuhr und auf die funkelnden gefrorenen Wagenfenster sah, ward ihr immer sehnsüchtiger und betrübter zu Muthe, und sie vergaß, mit wem und wohin sie fuhr.

Nachdem sie in die Wagenreihe eingelenkt und langsam auf dem knirschenden Schnee vorgerückt waren, fuhr ihr Wagen endlich am Theater vor. Schnell sprangen Natascha und Ssonja heraus, indem sie die Kleider zusammen rafften; dann stieg der Graf mit Hilfe der Diener aus, und alle Drei gingen, zwischen den eintretenden Herren und Damen und den Zettelverkäufern hindurch, in den Korridor. Jenseits der geschlossenen Thüren hörte man Musik.

Dein Haar! Natascha, flüsterte Ssonja. Der Logenschließer ging höflich und schnell vor ihnen her und öffnete die Logenthür. Die Musik klang ihnen lauter entgegen und sie erblickten die funkelnden, erleuchteten Logen, mit den nackten Schultern und Armen der Damen und die glänzenden Uniformen in dem geräuschvollen Parterre.

Eine Dame, welche in die benachbarte Parterre-Loge trat, sah Natascha mit einem frauenhaft neidischen Blicke an. Der Vorhang war noch nicht aufgezogen, die Ouverture wurde gespielt; Natascha und Ssonja setzten sich nieder, nachdem sie ihre Kleider geordnet, und Natascha betrachtete die gegenüberliegenden hellen Logenreihen. Seit langer Zeit hatte sie nicht mehr empfunden, wie es ist, wenn Hunderte von Augen auf ihre entblößten Arme und Schultern sahen; jetzt fühlte sie sich plötzlich unangenehm davon berührt und erglühte, da diese Empfindung Erinnerungen, Wünsche und Unruhe in ihr erweckte.

Zwei so auffallend hübsche Mädchen, wie Natascha und Ssonja, in Begleitung des Grafen Ilja Andreitsch, den man lange nicht in Moskau gesehen, mußten die allgemeine Aufmerksamkeit erregen. Außerdem wußte man, wenn auch nur oberflächlich, von der Verlobung des Fürsten

Andrej mit Natascha, und so sah man voll Neugier auf die Braut eines der reichsten Heirathskandidaten in Rußland.

Natascha war, wie ihr von allen Seiten gesagt wurde, auf dem Lande noch schöner geworden, und diesen Abend ließ sie ihre Aufregung besonders schön erscheinen. Sie fiel auf durch eine Schönheit und Lebensfülle, welche mit einer gewissen Gleichgiltigkeit gegen ihre Umgebung gepaart war. Ihre schwarzen Augen sahen in das Gewühl, ohne daß sie Jemand suchten, und ihre zarten, bis über den Ellbogen entblößten Arme, die auf dem Sammt der Brüstung lagen, bewegten sich unbewußt im Takt der Ouverture, während sie den Theaterzettel in der Hand zerdrückte.

Siehe, da ist die Alenina, wie es scheint mit ihrer Mutter, sagte Ssonja.

Großer Gott, Michail Kirilitsch ist noch dicker geworden, rief der alte Graf.

Sieh nur, unsere Anna Michajlowna in solch einer Toque!

Da sind Karagins . . . Julie und Boris neben ihnen . . . Man sieht doch gleich, daß sie Braut und Bräutigam sind!

Drubezkoj hat, wie ich heute erfahren habe, seinen Antrag gemacht, sagte Schinschin, der eben in Rostows Loge trat.

Natascha sah nach der Richtung, die ihr Vater bezeichnet hatte, und erblickte Julie, die mit Perlen um den dicken rothen Hals (Natascha wußte, daß er mit Puder bestreut war) und mit glückseliger Miene neben ihrer Mutter saß.

Hinter ihr erschien, das Ohr zu Juliens Lippen neigend, der wohlfrisirte hübsche Kopf Drubezkojs. Unter der Stirn

hervor blickte er zu Rostows herüber und sagte lächelnd etwas zu seiner Braut.

„Sie sprechen über uns, über mich und ihn, dachte Natascha. Gewiß sucht er die Eifersucht seiner Braut auf mich zu beschwichtigen. Sie beunruhigt sich unnütz! Wenn sie wüßten, wie gleichgültig sie mir sind, wie sie mich so gar nichts angehen!

Hinter dem Verlobten saß in ihrem grünen Toque, mit einem Gesicht, das Ergebung in den Willen Gottes, Glückseligkeit und Würde ausdrückte, Anna Michajlowna. In ihrer Loge herrschte jene Atmosphäre, welche Braut und Bräutigam zu umgeben pflegt, und welche Natascha so lieb war. Sie wandte sich ab, und plötzlich fiel ihr wieder ein, wie viel Demüthigendes sie bei ihrem Morgenbesuche erfahren hatte.

„Was für ein Recht hat er dazu, mich nicht in seine Familie aufnehmen zu wollen? fragte sie. Nein, besser nicht daran denken, bis Andrej zurückkommt," sagte sie zu sich selbst und fing an, die bekannten und unbekannten Gesichter im Parterre zu betrachten.

Ganz vorn in der Mitte der Bank stand Dolochow mit seinem vollen, zurückgestrichenen Haar und in persischem Kostüm. Er stand in der Mitte des Theaters, wo er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, so unbefangen, wie in seinem eigenen Zimmer. Um ihn schaarte sich die glänzendste Jugend Moskaus, und es war unverkennbar, daß er unter ihnen den ersten Platz einnahm.

Graf Ilja Andreitsch stieß lächelnd die erröthende Ssonja an, indem er auf ihren ehemaligen Anbeter zeigte und fragte:

Hast Du ihn erkannt? . . . Woher mag er wohl

gekommen sein? wandte sich der Graf an Schinschin. Er war ja ganz verschollen!

Verschollen! wiederholte Schinschin. Im Kaukasus war er, desertirte von dort, wurde, wie man sagt, der Minister eines persischen Fürsten, und soll den Bruder des Schahs ermordet haben. Jetzt hat er alle Frauen Moskaus um den Verstand gebracht. Dolochow, der Perser, ist das Höchste. Es giebt nichts mehr ohne Dolochow; man schwört auf ihn, man tischt ihn seinen Gästen auf wie einen Sterlet. Dolochow und Anatol Kuragin haben alle unsere Frauen verrückt gemacht.

In diesem Augenblicke trat in die benachbarte Loge eine hohe, schöne Frau mit üppigem Haar und tief entblößten vollen weißen Schultern, deren Hals mit zwei Reihen großer Perlen geschmückt war; sie setzte sich nieder und ordnete ihr rauschendes Seidenkleid.

Natascha versenkte sich unwillkürlich in den Anblick dieser Schultern, Perlen und Locken, deren Schönheit ihr ein Genuß war. Als sie die Dame zum zweitenmale ansah, wandte sich diese um, begegnete dem Blicke des Grafen Ilja Andreitsch, nickte ihm zu und lächelte. Es war die Gräfin Besuchaja, Pierres Frau. Ilja Andreitsch, der Jedermann kannte, beugte sich über die Logenbrüstung und begann mit ihr ein Gespräch.

Sind Sie schon lange hier, Gräfin? fragte er. Ich komme, Ihnen die Hand zu küssen. Ich bin in Geschäften hier und habe meine Mädchen mitgebracht, sagte er. Ich höre, die Ssemjonowa spielt unvergleichlich . . . Graf Peter Kirilowitsch hat uns stets beehrt; ist er hier?

Ja, er wollte nachkommen, antwortete Helène, indem sie Natascha aufmerksam ansah.

Graf Ilja Andreitsch setzte sich wieder auf seinen Platz.

Ist sie nicht schön? fragte er Natascha leise.

Wunderschön! Zum Verlieben! antwortete Natascha.

Die letzten Töne der Ouverture erklangen: der Stab des Kapellmeisters schlug auf; die Herren im Parterre nahmen ihre Plätze ein und der Vorhang ging in die Höhe.

Sobald er aufgezogen war, wurde es im Parterre und in den Logen still, und alle Männer, junge und alte, in Uniformen und Fracks, alle Frauen, mit den Edelsteinen auf den nackten Schultern, wandten ihre Aufmerksamkeit der Bühne zu. Auch Natascha sah hin.

IX.

Zu beiden Seiten der glatten Dielen, welche die Bühne bildeten, standen gemalte Coulissen, die Bäume vorstellten, und den Hintergrund bildete ebenfalls eine gemalte Leinwand. Inmitten der Bühne saßen Mädchen in rothen Miedern und weißen Röcken. Eine dicke Frau in weißer Seide saß auf einem sehr niedrigen Sitze, der mit grüner Pappe beklebt war. Sie alle sangen. Als sie fertig waren, trat die Weißgekleidete an den Souffleurkasten, und ein Mann in einem Federhut, mit engen seidenen Hosen an den dicken Beinen und einem Dolch in der Hand, trat auf sie zu und fing an zu gestikuliren und zu singen.

Erst sang der Mann in den engen seidenen Hosen allein, dann sang sie; darauf schwiegen sie Beide und die Musik spielte. Der Mann nahm die Hand des weißgekleideten Mädchens und es war unverkennbar, daß er auf den Takt wartete, um wieder mit ihr zusammen zu singen. Sie sangen nun zu zweien, und das ganze Haus

fing an zu klatschen und zu schreien, und der Mann und die Frau auf der Bühne, die eben die Verliebten gespielt hatten, lächelten, fuhren mit den Händen durch die Luft und verbeugten sich.

Nach ihrem langen Aufenthalt auf dem Lande und in der ernsten Stimmung, in der sich Natascha befand, kam ihr das Alles wunderlich und fremdartig vor. Sie konnte dem Verlauf der Oper nicht folgen, konnte nicht einmal die Musik genau anhören. Sie sah nur bemalte Pappwände, und seltsam geputzte Männer und Frauen, die sich in der glänzenden Beleuchtung seltsam bewegten, sprachen und sangen. Sie wußte, daß dies alles nur Spiel war; aber es erschien ihr alles so abgeschmackt, falsch und unnatürlich, daß sie sich in die Seele der Schauspieler hinein schämte oder über sie lächelte. Sie sah sich unter den Zuschauern um und suchte in ihren Mienen einen Ausdruck des Spottes und des Erstaunens, die sie erfüllten; aber alle Gesichter waren voller Aufmerksamkeit für das, was auf der Bühne geschah, und drückte ein, wie es Natascha schien, erzwungenes Entzücken aus.

„Vielleicht muß es so sein!“ dachte sie, und sah abwechselnd bald auf die pomadisirten Köpfe im Parterre, bald auf die halbnackten Frauen in den Logen, besonders auf ihre Nachbarin Helène, die beinahe ganz nackt war und mit stillem ruhigen Lächeln die Blicke unverwandt auf die Bühne gerichtet hielt. Dabei fühlte Natascha das starke Licht, welches den Saal erfüllte, und die von der Menschenmenge verursachte Wärme der Luft, und nach und nach gerieth sie in einen lange nicht mehr empfundenen Taumel. Sie wußte nicht mehr, wer sie war, wo sie sich befand und was um sie her geschah. Sie sah und träumte und die seltsamsten, sinnlosesten Einfälle blitzten in ihr auf.

Sie dachte sich, daß sie auf die Bühne springen und die Arie der Sängerin vortragen, oder mit dem Fächer den in ihrer Nähe sitzenden alten Herrn anstoßen, oder sich zu Helène hinüber beugen und sie kitzeln könnte.

In einem Augenblicke, als Alles auf der Bühne in der Erwartung einer neuen Arie still geworden war, knarrte die Eingangsthür des Parterres auf der Seite, wo die Rostows saßen, und die Schritte eines verspäteten Besuchers wurden hörbar. „Da ist Kuragin," sagte Schinschin leise. Die Gräfin Besuchaja wandte sich um und lächelte dem Eintretenden zu. Nataſcha, die der Richtung ihres Blickes folgte, sah einen auffallend schönen jungen Mann, einen Adjutanten, voll Selbstgefühl und Anstand auf ihre Loge zukommen. Es war Anatol Kuragin, den sie schon früher auf einem Petersburger Balle gesehen und bemerkt hatte. Er war in Adjutanten-Uniform mit Epaulettes und Achselschnüren, und kam stolzen, festen Schrittes daher, der ohne seine Schönheit und ohne den gutmüthig-fröhlichen Ausdruck seines Gesichtes, lächerlich gewesen wäre. Obwohl das Spiel auf der Bühne fortging, schritt er ohne Hast, aber mit Sporen und Säbel rasselnd, den wohlfrisirten Kopf stolz und hoch emporgerichtet, über den Teppich des Ganges. Als er Natascha erblickte, ging er zu seiner Schwester hin, stützte die Hand im glattanliegenden Handschuh auf die Brüstung ihrer Loge, nickte ihr zu und fragte sie nach etwas, indem er das junge Mädchen ansah.

Sehr, sehr reizend! sagte er dann, wie deutlich zu sehen war, in Bezug auf sie. Hören konnte sie es nicht, aber sie las es aus der Bewegung seiner Lippen. Dann ging er nach der vordersten Reihe, setzte sich neben Dolochow, und stieß eben diesen Dolochow, mit dem alle An-

deren so ehrfurchtsvoll verkehrten, in freundschaftlichster Weise leicht mit dem Ellbogen. Dolochow winkte ihm mit den Augen zu, lächelte und stieß mit dem Fuße gegen die Rampe.

Wie ähnlich sind sich Bruder und Schwester, und wie schön sind beide, sagte der Graf.

Schinschin fing an, dem alten Herrn halblaut von einem Abenteuer zu erzählen, das Kuragin in Moskau gehabt. Natascha lauschte darauf, weil er sie reizend genannt hatte.

Der erste Akt war zu Ende. Die Herren im Parterre standen auf und gingen hin und her.

Boris kam in die Loge der Rostows, nahm gleichgiltig die Glückwünsche entgegen und brachte mit hochgezogenen Brauen und zerstreutem Lächeln Natascha und Ssonja im Namen seiner Braut die Einladung zur Hochzeit; dann ging er wieder. Natascha hatte mit Boris, in den sie einst verliebt gewesen war, unter heiterem und kokettem Lächeln geplaudert und ihm zu seiner Verlobung gratulirt. In ihrem Rausch schien ihr das alles einfach und natürlich.

Die entblößte Helène saß neben ihr und lächelte Allen in gleicher Weise zu, und ganz so hatte Natascha Boris zugelächelt.

Helènes Loge begann sich mit vornehmen und hochgebildeten Männern zu füllen, die etwas darin zu suchen schienen, ihre Bekanntschaft mit der Gräfin Besuchaja zur Schau zu tragen.

Kuragin blieb während des ganzen Zwischenakts mit Dolochow vorn an der Rampe stehen und sah immer in die Rostowsche Loge hinein. Natascha wußte, daß er von ihr sprach, und das machte ihr Vergnügen. Sie wandte sich sogar so, daß es ihm möglich wurde, ihr Profil zu sehen, das, ihrer Ansicht nach, das Hübscheste an ihr

war. Vor Beginn des zweiten Akts erschien auch Pierre, der noch nichts von Rostows Ankunft gehört hatte, im Parterre. Er sah schwermüthig aus und war noch dicker geworden, seit ihn Natascha zum letztenmale gesehen hatte. Ohne Jemand zu beachten, begab er sich in die vorderste Reihe; Anatol trat zu ihm und sagte ihm etwas, indem er auf die Rostowsche Loge deutete. Pierre erblickte Natascha; sein Gesicht belebte sich, und er ging schnell durch die Reihen der Bänke auf sie zu, stützte sich, als er die Loge erreicht hatte, auf die Brüstung und begann lächelnd ein langes Gespräch mit ihr. Während Natascha mit Pierre sprach, hörte sie in der Loge der Gräfin Besuchaja eine männliche Stimme und erkannte Kuragin.

Sie wandte sich um und begegnete seinem Blicke. Er sah ihr gerade in's Auge und lächelte mit einem solchen Ausdruck des Entzückens, daß es ihr wunderbar erschien, ihm so nahe zu sein, ihn anzusehen, die Ueberzeugung zu haben, daß sie ihm gefiel und ihm doch noch ganz fremd zu sein.

Im zweiten Akte stellten die Dekorationen Monumente vor, und auf der Leinwand war eine Oeffnung angebracht, die den Mond vorstellte. Die Rampenlichter wurden heraufgezogen. Das Orchester spielte in tiefen Tönen, Baß und Contrabaß, und von beiden Seiten kamen Leute in schwarzen Mänteln herbei. Sie fingen an zu gestikuliren und hatten eine Art Dolch in den Händen. Dann kamen noch Andere herbei und schleppten das Mädchen fort, das erst weiß, jetzt aber blau angezogen war. Erst sangen sie sehr lange mit ihr, dann schleppten sie sie fort; hinter den Coulissen wurde dreimal auf einen Metallgegenstand geschlagen, und Alle, die noch auf der Bühne waren, fielen auf die Knie und sangen Gebete. Mehr als einmal

wurden diese Vorgänge durch das Beifallrufen der Zuschauer unterbrochen.

So oft Nataſcha während dieses Aktes in's Parterre blickte, sah sie Anatol Kuragin, der den Arm über die Lehne des Sessels geworfen hatte und unabläſſig zu ihr herüber starrte. Sie freute sich, ihn so bezaubert zu haben; daß ein Unrecht darin liegen könne, fiel ihr nicht ein.

Als der zweite Akt zu Ende war, erhob sich die Gräfin Besuchaja, wandte sich nach der Rostowschen Loge (ihre Brust war ganz entblößt), winkte dem alten Grafen mit dem behandschuhten Finger, und ohne die Bekannten, welche auch jetzt wieder in ihre Loge kamen, zu beachten, fing sie an auf das Liebenswürdigste mit ihm zu plaudern.

Machen Sie mich doch mit Ihren reizenden Töchtern bekannt, sagte sie unter Anderem. Die ganze Stadt spricht von ihnen, und ich kenne sie nicht.

Nataſcha verbeugte sich gegen die schöne Gräfin; es that ihr so wohl, von dieser glänzenden Erscheinung gelobt zu werden, daß sie vor Freude erröthete.

Ich will jetzt eine Moskauerin werden, sagte Helène. Sie aber, schämen Sie sich nicht, eine solche Perle auf dem Lande zu verbergen.

Gräfin Besuchaja hatte mit Recht den Ruf einer bezaubernden Frau. Sie konnte von Dingen sprechen, an die sie nie gedacht hatte, und verstand vor Allem auf einfache, natürliche Weise zu schmeicheln.

Ja, lieber Graf, Sie müssen erlauben, daß ich mich Ihren Töchtern widme, obwohl ich nicht auf lange Zeit hier bin, und Sie wohl auch nicht? sagte Helène, und zu Nataſcha gewandt, fuhr sie mit ihrem gleichmäßig schönen, stillen Lächeln fort: Ich werde mir Mühe geben, ein wenig

für Ihr Vergnügen zu sorgen ... Schon in Petersburg habe ich von Ihnen gehört und wünschte Sie kennen zu lernen. — Mein Page Drubezkoj — Sie wissen, daß er sich verlobt hat? — hat mir von Ihnen erzählt, und dann auch der Freund meines Mannes, Bolkonskij ... Fürst Andrej Bolskonskij, fügte sie mit besonderem Nachdruck hinzu, darauf anspielend, daß sie sein Verhältniß zu Nataſcha kenne. Endlich bat sie, eine der jungen Damen möge den Rest der Vorstellung in ihrer Loge zubringen, und Nataſcha folgte der Einladung.

Im dritten Akte stellte die Bühne einen Palast dar, in welchem viele Kerzen brannten und viele Bilder hingen, die Ritter mit hübschen Bärtchen vorstellten. In der Mitte der Bühne standen König und Königin. Der König winkte mit der Rechten, sang — vor Angst recht schlecht — und setzte sich auf seinen carmoisinrothen Thron. Das Mädchen, das erst weiß, dann blau gekleidet gewesen war, trug jetzt nur ein Hemd, hatte aufgelöstes Haar, und näherte sich dem Fuße des Thrones. Zur Königin gewandt sang sie etwas sehr Schwermüthiges. Aber der König winkte streng mit der Hand und von beiden Seiten kamen Männer und Frauen mit nackten Beinen und fingen an zu tanzen. Die Geigen spielten in hohen lustigen Tönen. Eines der Mädchen mit nackten, dicken Beinen und mageren Armen trennte sich von den Uebrigen, ging an die Coulissen, zupfte ihr Mieder zurecht, kam wieder in die Mitte, fing an zu springen und die Füße zusammen zu schlagen. Das ganze Parterre klatschte Beifall und schrie Bravo! Dann kam einer der Männer in den Vordergrund, fing an zu springen und mit den Armen zu gestikuliren (es war Duport, der für diese Kunstleistungen jährlich sechszigtausend Rubel erhielt). Parterre, Logen und Galerien klatschten Beifall und

schrien aus vollem Halse. Der Mann stand still, lächelte und grüßte nach allen Seiten. Darauf tanzten wieder viele Männer und Frauen mit nackten Beinen. Der König rief etwas im Takt der Musik, und nun fingen alle an zu singen. Aber plötzlich kam ein Sturm; im Orchester ließen sich chromatische Tonleitern und Akkorde in der kleinen Septime hören, und wieder wurde einer von den Leuten, die auf der Bühne waren, hinter die Coulissen geschleppt, und der Vorhang fiel unter dem Beifallsgeschrei der Zuschauer, die mit entzückten Gesichtern: Duport! Duport! Duport! riefen.

Nataſcha fand dies Alles nicht mehr wunderlich; mit heiterem Lächeln sah sie umher.

Nicht wahr, Duport ist entzückend? sagte Helène zu ihr.

O, ja, antwortete Nataſcha.

X.

Bald nach dem Beginn des Zwischenakts drang ein kalter Luftzug in Helènes Loge; die Thür wurde geöffnet und mit gebücktem Kopfe, sorgfältig bemüht, Niemand zu belästigen, trat Anatol herein.

Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Bruder vorzustellen, sagte Helène, indem sie einen forschenden Blick von Anatol auf Nataſcha warf. Nataſcha wandte über die entblößte Schulter hinweg ihr hübsches Köpfchen lächelnd dem schönen Manne zu. Anatol, der in der Nähe eben so schön war wie aus der Ferne, setzte sich neben sie, und sagte, daß er längst gewünscht hätte, dies Glück zu haben . . . schon auf dem Balle bei Naryschkins, wo er das unvergeßliche Vergnügen gehabt, sie zu sehen. Kuragin war Frauen gegenüber gescheidter und einfacher als in Männergesellschaft. Er sprach unbefangen, freimüthig, und Nataſcha fiel es angenehm auf,

daß im Wesen dieses Mannes nichts von den Furcht erweckenden Eigenschaften zu merken war, die man ihm zuschrieb, daß im Gegentheil sein Lächeln etwas Naives und fröhlich Gutmüthiges hatte.

Kuragin fragte Natascha nach dem Eindruck, den ihr die Oper gemacht, und erzählte, wie die Ssemjonowa in der letzten Vorstellung, mitten im Spiel, hingefallen sei.

Und wissen Sie, Gräfin, fragte er plötzlich, indem er sich wie zu einer alten Bekannten zu ihr wandte; wir werden nächstens ein Karoussel in Kostümen haben . . . Sie sollten daran Theil nehmen. Es wird sehr hübsch werden. Wir versammeln uns bei Karagins. Bitte, kommen Sie... nicht wahr, Sie thun es?

Während er dies sagte, ließ er seine lächelnden Augen auf dem Gesicht, dem Halse und den Armen Nataschas ruhen. Sie wußte, daß er von ihr entzückt war — und das war ihr angenehm. Aber trotzdem fühlte sie sich, sie wußte nicht warum, etwas beklommen in seiner Gegenwart. Wenn sie ihn auch nicht ansah, fühlte sie, daß er ihre Schultern betrachtete, und unwillkürlich machte sie eine Bewegung, damit er ihr lieber in die Augen sehen sollte. Aber wenn er ihr dann in die Augen sah, fühlte sie mit Schrecken, daß zwischen ihr und ihm die Schranke der Schamhaftigkeit nicht vorhanden war, die sie immer zwischen sich und andern Männern empfunden hatte. Ohne zu wissen warum, fühlte sie sich diesem Manne schon nach fünf Minuten fürchterlich nahe. Wenn sie sich abwandte, fürchtete sie, daß er ihren Kopf berühren oder ihren Hals küssen könnte. Sie sprachen von ganz gleichgiltigen Dingen, und doch empfand sie, daß sie ihm näher stand, als jedem andern Manne.

Nataſcha ſah ſich nach Helène und ihrem Vater um, wie um zu fragen, was das bedeuten ſolle? Aber Helène war mit einem alten General beſchäftigt und antwortete nicht auf ihren Blick, und das Auge des Vaters ſagte nur wie immer: Biſt Du vergnügt? das freut mich!

Einmal, als ſie wieder in ein peinliches Schweigen gerathen waren, und Anatol Nataſcha mit ſeinen hervorſtehenden Augen unverwandt anſah, fragte ſie ihn: Wie gefällt Ihnen Moskau? Bei dieſer Frage erröthete ſie; es kam ihr immer vor, als ob ſie etwas Unziemliches thäte, wenn ſie ihn anredete. Anatol lächelte, wie um ſie zu ermuthigen.

Anfangs gefiel es mir wenig, weil . . . nun ja, was eine Stadt angenehm macht, das ſind die hübſchen Frauen, nicht wahr? . . . Jetzt aber gefällt es mir ſehr gut, antwortete er und ſah ſie bedeutungsvoll an. Reiten Sie mit im Karouſſel, Gräfin? . . . Thun Sie's, fuhr er fort, faßte nach ihrem Strauße und fügte leiſer hinzu: Sie werden die Hübſcheſte ſein. Kommen Sie, liebe Gräfin, und als Unterpfand geben Sie mir dieſe Blume.

Nataſcha verſtand nicht, was er meinte, aber ſie fühlte, daß in den unverſtandenen Worten etwas Unpaſſendes lag. Sie wußte nicht, was ſie antworten ſollte, und wandte ſich ab, als ob ſie ſeine Bitte nicht gehört hätte. Sie hatte ſich aber kaum umgewandt, ſo kam wieder das Gefühl über ſie, daß er ſo dicht hinter ihr ſaß.

„Was thut er jetzt? . . . iſt er verlegen, erzürnt? . . . Muß ich ihn wieder gut machen?“ fragte ſie ſich ſelbſt. Sie konnte es nicht lange aushalten, ohne ſich umzuſehen, ſah ihm gerade in die Augen, und ſeine Nähe, ſeine Sicherheit, die gutmüthige Freundlichkeit ſeines Lächelns beſiegten ſie.

Während sie ihm in die Augen sah, lächelte sie wie er, und wieder fühlte sie mit Schrecken, daß es zwischen ihnen keine Schranke gab.

Abermals ging der Vorhang in die Höhe. Anatol verließ die Loge in ruhig heiterer Laune, Nataschа kehrte zu ihrem Vater zurück, schon ganz der Welt verfallen, in der sie sich befand. Alles, was sich ihren Augen zeigte, erschien ihr ganz natürlich; ihre früheren Gedanken dagegen, an den Verlobten, an Fürstin Maria, an das Landleben, kamen ihr nicht mehr in den Sinn. Ihr war, als wäre das Alles lange, lange vorüber.

Im vierten Akte kam ein Teufel vor, der sang und mit den Händen fuchtelte, bis das Brett unter ihm weggezogen wurde, so daß er in die Tiefe sank. Natascha sah nur dies im vierten Akte. Sie fühlte sich gequält und beunruhigt, und der Grund dieser Unruhe war Kuragin, nach dem sie sich unwillkürlich immer wieder umsah.

Als Rostows das Theater verließen, kam Anatol zu ihnen, rief ihren Wagen heran und war ihnen beim Einsteigen behilflich. Als er Natascha hineinhob, drückte er ihren Arm über dem Ellbogen. Natascha sah erröthend und aufgeregt zu ihm nieder; er blickte sie zärtlich lächelnd mit glänzenden Augen an.

* * *

Erst als sie nach Hause kamen, vermochte Natascha zu überdenken, was ihr geschehen war, und während alle Thee tranken — sie tranken alle erst nach dem Theater ihren Thee — erinnerte sie sich plötzlich an den Fürsten Andrej, seufzte laut auf und flüchtete erröthend aus dem Zimmer. „Mein Gott! ich bin verloren, sagte sie zu sich selbst. Wie konnte ich es dahin kommen lassen?“

Lange saß sie da, das erröthende Gesicht in die Hände gedrückt, und suchte sich klar zu machen, was mit ihr geschehen war; konnte das aber eben so wenig begreifen, wie sie im Stande war, sich über ihre Gefühle Rechenschaft zu geben. Alles erschien ihr geheimnißvoll, unklar, fürchterlich. In jenem großen, erleuchteten Saale, wo Duport mit nackten Beinen und im kurzen, mit Flittern besetzten Rocke auf den angefeuchteten Brettern umhersprang, während junge Mädchen und alte Leute, und die halbnackte, stolz lächelnde Helène voll Entzücken Bravo riefen, dort, im Schatten dieser schönen Frau, war Alles klar und einfach, aber jetzt, da sie mit sich allein war, fand sie es unbegreiflich.

„Was ist das? woher kommt die Furcht, die ich jetzt vor ihm fühle? dachte sie. Was bedeutet die Gewissensqual, die ich jetzt empfinde?“

Nur der Mutter hätte Natascha, wenn sie bei ihr im Bette lag, solche Gedanken offenbaren können. Ssonja mit dem strengen, geraden Blick würde, das wußte sie, entweder nichts verstehen, oder vor ihrem Bekenntniß erschrecken. So suchte denn Natascha sich selbst zu erklären, was sie quälte.

„Bin ich wirklich für die Liebe des Fürsten Andrej verloren? fragte sie sich selbst und gab mit beruhigendem Lächeln zur Antwort: welche Thörin bin ich, mich so zu fragen! . . . Was ist mir denn geschehen? . . . Nichts! ich habe nichts gethan und nichts verschuldet. Was geschehen ist, wird Niemand erfahren, und ihn werde ich nicht wiedersehen. Es ist also klar, es ist nichts geschehen, was ich bereuen müßte . . . Fürst Andrej darf mich lieben, wie ich bin . . . Aber wie bin ich denn, wie denn? . . . Ach, mein Gott, mein Gott, warum ist er nicht da!“

Nataſcha beruhigte ſich auf einen Augenblick; aber wieder ſagte ihr der Inſtinkt, daß, obgleich dies Alles wahr und eigentlich nichts geſchehen ſei, doch die frühere reine Liebe zu dem Fürſten Andrej dahin war. Und dann wiederholte ſie ſich in Gedanken ihr Geſpräch mit Kuragin und ſtellte ſich die Geberden und das zärtliche Lächeln des ſchönen, kecken Mannes vor in dem Augenblicke, als er ihr den Arm drückte.

XI.

Anatol Kuragin lebte in Moskau, weil ihn ſein Vater aus Petersburg fortgeſchickt hatte, wo er jährlich über 20 000 Rubel ausgab und noch eben ſo viel Schulden machte, deren Bezahlung die Gläubiger vom Vater verlangten.

Fürſt Waſſilij hatte dem Sohne erklärt, daß er zum letztenmale die Hälfte ſeiner Schulden zahlen würde, unter der Bedingung, daß Anatol als Adjutant des Oberbefehlshabers nach Moskau gehe, eine Stellung, die ihm der Vater verſchafft hatte, und daß er ſich endlich Mühe gebe, eine gute Partie zu machen. Er verwies ihn auf die Fürſtin Maria und Julie Karagina.

Anatol erklärte ſich einverſtanden und ging nach Moskau, wo er ſich bei Pierre einquartierte. Pierre war Anatol Anfangs nicht angenehm; aber dann gewöhnte er ſich an ihn. Zuweilen begleitete er ihn zu ſeinen Gelagen und gab ihm Geld unter dem Vorwande, es ihm zu leihen.

Wie Schinſchin ganz richtig geſagt hatte, verdrehte Anatol allen Damen Moskaus den Kopf, beſonders dadurch, daß er ſie nicht beachtete und ihnen Zigeunerinnen und

französische Schauspielerinnen vorzog, an ihrer Spitze Mademoiselle Georges, zu der er, wie man sagte, in näheren Beziehungen stehen sollte. Er versäumte kein Gelage bei Danilow und anderen Lebemännern Moskaus, trank ganze Nächte durch, trank alle Anderen unter den Tisch und erschien bei allen Abendgesellschaften, auf allen Bällen der großen Welt. Man erzählte von einigen Abenteuern mit Moskauer Damen, und auf Bällen machte er wirklich mehreren den Hof. Aber mit jungen Mädchen, und besonders mit reichen Erbinnen, die meistens häßlich waren, trat er nicht in nähere Beziehungen, und zwar, weil er, wie nur seine nächsten Freunde wußten, seit einiger Zeit verheirathet war. Vor zwei Jahren, als er mit seinem Regiment in Polen stand, hatte ihn ein armer polnischer Edelmann gezwungen, seine Tochter zu heirathen.

Er hatte seine Frau aber sehr bald wieder verlassen und sich durch eine Summe, die er dem Schwiegervater zahlte, das Recht erkauft, für unverheirathet zu gelten.

Anatol war jederzeit mit seinen Verhältnissen, mit sich selbst und mit Anderen zufrieden. Er war instinktiv davon überzeugt, daß er nicht anders leben könne, als er that, und daß er nie im Leben ein Unrecht begangen. Er war nicht im Stande zu überlegen, wie seine Handlungen auf Andere wirkten, oder was aus der einen oder anderen That hervorging. Wie die Ente geschaffen ist, auf dem Wasser zu leben, so glaubte er von Gott dazu geschaffen zu sein, ein Einkommen von 30,000 Rubeln zu besitzen, und eine glänzende Stellung in der Gesellschaft einzunehmen. Er hatte die feste Zuversicht, daß Alle, die ihn kannten, zu derselben Ueberzeugung kommen müßten, und daß Niemand ihm seine gesellschaftliche Stellung streitig machen, noch

das nöthige Geld verweigern könnte, das er denn auch von dem ersten Besten annahm, ohne es jemals zurückzuzahlen.

Er war kein Spieler, wenigstens ging er nicht auf Gewinn aus. Er war nicht eitel, es war ihm gleichgiltig, was man von ihm dachte. Noch weniger konnte man ihn der Ehrsucht beschuldigen; mehr als einmal hatte er den Vater dadurch aufgebracht, daß er seine Carrière verscherzte und alle Würden und Ehren verlachte. Er war nicht geizig und wies nie Jemand ab, der ihn um etwas bat. Er liebte das Vergnügen und die Frauen, und da seiner Ansicht nach in diesen Neigungen nichts Unedles lag, und da er nie überlegte, was aus der Befriedigung seiner Wünsche für Andere entstehen konnte, hielt er sich für einen untadelhaften Menschen, verachtete Schurken und Bösewichter aus tiefstem Herzen und trug mit ruhigem Gewissen den Kopf sehr hoch.

Diese Genußmenschen, diese männlichen Magdalenen, haben ein schlummerndes Gefühl ihrer Unschuld, ganz wie die weiblichen Magdalenen, das auf der gleichen Hoffnung auf Vergebung beruht. „Ihr wird Alles vergeben, weil sie viel geliebt hat, und ihm wird Alles vergeben, weil er viel gelebt hat."

Dolochow, der während dieser Zeit aus seiner Verbannung und seinen persischen Abenteuern nach Moskau zurückgekommen war und ein luxuriöses Leben führte, hohes Spiel spielte und alle Gelage mitmachte, trat in nähere Beziehungen zu dem ehemaligen Petersburger Kameraden, Kuragin, und benutzte ihn für seine Zwecke.

Anatol hatte Dolochow wegen seiner Klugheit und Gewandtheit aufrichtig schätzen gelernt, während Dolochow,

der einen Namen und vornehme Bekanntschaften brauchte, die Beziehungen Anatol Kuragins benutzte, um reiche junge Leute in seine Spielgesellschaften zu locken; er ließ Anatol jedoch nicht merken, daß er ihn ausbeutete und sein Spiel mit ihm trieb. Außer dem Vortheil, den er aus dem Verkehr mit Kuragin zog, war ihm die Lenkung eines anderen Willens nach seinem Belieben Vergnügen, Gewohnheit und Bedürfniß.

Natascha hatte einen starken Eindruck auf Kuragin gemacht. Als er nach dem Theater beim Abendbrot saß, beschrieb er Dolochow mit der Miene eines Kenners die Schönheit ihrer Hände, Schultern, Füße und Haare und erklärte, er habe die Absicht, sich tüchtig an die Kleine heranzumachen. Was daraus entstehen möchte, überlegte Anatol nicht und machte sich's eben so wenig klar, wie die Tragweite jeder anderen Handlung.

Sie ist hübsch, Bruder, aber nicht für unsereins! sagte Dolochow.

Ich werde meine Schwester bitten, sie zum Diner einzuladen . . . wie? meinte Anatol.

Warte lieber, bis sie verheirathet ist . . .

Du weißt, antwortete Anatol, ich vergöttere die Mädels; sie sind gleich geliefert.

Du bist schon einmal durch Deine „Mädels" schlecht angekommen, sagte Dolochow, der um Anatols Heirath wußte. Nimm Dich in Acht!

Nun, zweimal kann es doch nicht passiren . . . he? rief Anatol mit gutmüthigem Lachen.

XII.

An dem Tage, der auf den Theaterabend folgte, gingen Rostows nirgends hin und bekamen auch keine Besuche. Maria Dmitriewna sprach, ohne daß es Natascha wissen sollte, mit ihrem Vater, aber Natascha errieth, daß sie von dem alten Fürsten redeten, und das beunruhigte und verletzte sie. Jeden Augenblick erwartete sie den Fürsten Andrej und zweimal im Laufe des Tages schickte sie den Portier nach dem Bolkonskijschen Hause, um zu fragen, ob er angekommen wäre. Es war jedoch nicht der Fall. Natascha fühlte sich jetzt schwerer bedrückt, als in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft. Zu ihrer Ungeduld und Sehnsucht gesellte sich noch die unangenehme Erinnerung an das Zusammentreffen mit der Fürstin Maria und dem alten Fürsten, sowie eine gewisse Furcht und Unruhe, deren Grund sie nicht kannte. Es schien ihr immer, daß Fürst Andrej entweder nie zurückkommen, oder daß ihr, wenn er käme, ein Unglück bevorstehe. Sie konnte sich nicht wie früher, ruhig und lange mit ihm beschäftigen; immer, wenn sie an ihn dachte, gesellten sich zu der Erinnerung an ihn, die Erinnerung an die Fürstin Maria, an den alten Fürsten und den Theaterabend mit Kuragin. Wieder und wieder drängte sich ihr die Frage auf, ob sie nichts verschuldet, nicht die Treue gegen den Fürsten Andrej verletzt habe; und immer wieder zwang sie sich selbst, sich bis in alle Einzelnheiten jedes Wort, jede Bewegung, jeden wechselnden Ausdruck im Gesichte dieses Mannes zurückzurufen, der ein so unbegreifliches, furchtbares Gefühl in ihr zu erwecken vermocht hatte. Ihren Angehörigen kam Natascha lebhafter vor, als ge-

wöhnlich, aber sie war bei Weitem nicht so ruhig und glücklich wie früher.

Sonntag Morgen lud Maria Dmitriewna ihre Gäste ein, mit ihr die Messe in der Himmelfahrtskirche zu besuchen, die in ihrem Kirchspiel lag.

Ich kann die neumodischen Kirchen nicht leiden, sagte sie mit einem gewissen Stolz auf ihre geistige Unabhängigkeit. Gott ist überall derselbe; der Priester bei uns ist ein prächtiger Mann und liest die Messe mit Anstand. Ebenso unser Vorsänger. Wird der Gottesdienst etwa heiliger, wenn man auf dem Chore Concerte absingt? Ich mag das nicht; es ist eitel Kinderei.

Maria Dmitriewna hatte die Sonntage gern und wußte sie zu feiern. Ihr ganzes Haus ward Sonnabend gescheuert und gereinigt; die Dienstleute und sie selbst arbeiteten nicht, waren festlich gekleidet und besuchten die Messe. Dem Mittagsmahl der Herrschaft wurden noch einige Gerichte zugefügt, und die Leute bekamen Branntwein und gebratene Gänse oder Ferkel. Aber am deutlichsten erkennbar war der Feiertag auf dem breiten ernsten Gesicht Maria Dmitriewnas, das an diesem Tage einen starren Ausdruck von Feierlichkeit annahm.

Als sie nach der Messe im Salon, dessen Möbel ihrer Ueberzüge entledigt waren, Kaffee getrunken hatten, wurde Maria Demitriewna gemeldet, daß der Wagen vorgefahren sei, und mit strengem Gesicht, in ihren feinen Umwurf gehüllt, den sie zum Visitenmachen trug, kündigte sie an, daß sie zu dem Fürsten Nikolaj Andreitsch Bolkonskij fahre, um mit ihm über Nataſcha zu sprechen.

Nachdem Maria Dmitriewna weggefahren war, erschien die Schneiderin von Madame Chalmé bei den Rostowschen

Damen, und Nataſcha, die ſich der Zerſtreuung freute, machte das neben dem Salon liegende Zimmer zu und begann die neuen Kleider anzuprobiren. Als ſie eben ein zuſammengeheftetes, ärmelloſes Leibchen angezogen hatte und mit geneigtem Kopfe im Spiegel nachſah, wie es paßte, hörte ſie im Salon die lebhafte Stimme des Vaters und eine Frauenſtimme, die ſie erröthen machte. Es war die Stimme der Gräfin Helène. Nataſcha hatte noch nicht Zeit gehabt, das anprobirte Kleid auszuziehen, als die Thür geöffnet wurde und Gräfin Besuchaja im hohen dunkellila Sammetkleide, mit freundlichem, verbindlichem Lächeln eintrat.

O, mein reizendes Fräulein! ſagte ſie zu der erröthenden Nataſcha. Entzückend! Nein, das iſt nichts, lieber Graf! fuhr ſie zu dem ihr folgenden Ilja Andreitſch gewandt fort. Warum ſollte ſie nicht in Geſellſchaft gehen? . . . In Moskau ſein und nichts mitmachen; geht nicht! Nein, ich laſſe Sie nicht los. Heute Abend wird Mlle. Georges bei mir deklamiren; es werden ſich einige Gäſte dazu einfinden. — Und wenn Sie Ihre ſchönen Damen — die Mlle. Georges übertreffen — nicht zu mir bringen, will ich Sie gar nicht mehr kennen. Mein Mann iſt nicht hier; er iſt nach Twer gereiſt, ſonſt hätte ich ihn hergeſchickt. Sie kommen, ich will es! Punkt neun Uhr müſſen Sie da ſein.

Sie nickte der ihr bekannten Schneiderin zu, die einen ehrerbietigen Knix machte, und ſetzte ſich in den Lehnſtuhl neben dem Spiegel, indem ſie ihr Sammetkleid in maleriſchen Falten ausbreitete. Dann fuhr ſie fort, heiter und freundlich zu plaudern, weidete ſich an Nataſchas Schönheit, betrachtete ihre Kleider und lobte ſie; beſchrieb ein neues Kleid „aus Metall-Gaze,“ das ſie aus Paris be-

kommen hatte, und rieth Natascha, sich auch ein solches machen zu lassen.

Uebrigens steht Ihnen Alles, meine Schöne, fügte sie hinzu.

Auf Nataschas Gesicht verschwand das Lächeln der Freude nicht einen Augenblick. Sie fühlte sich glücklich und blühte auf unter den Lobsprüchen dieser reizenden Gräfin Besuchaja, die ihr früher als eine unnahbar-vornehme Dame erschienen war, und die sich jetzt so gütig gegen sie zeigte. Natascha war heiter geworden, und hatte sich in diese schöne, gutmüthige Frau beinahe verliebt. Helène ihrerseits war wirklich von Natascha entzückt und wünschte ihr Freude zu machen. Anatol hatte sie gebeten, ihn mit Natascha zusammen einzuladen, und so war sie zu Rostows gekommen. Der Gedanke, ihren Bruder und das junge Mädchen zusammenzuführen, war ihr angenehm.

Obwohl sie früher einen gewissen Aerger gegen Natascha empfunden, weil diese ihr in Petersburg Boris Drubezkoj abwendig gemacht hatte, dachte sie jetzt nicht mehr daran und wünschte ihr in ihrer Weise aufrichtig alles Gute. Als sie fortfahren wollte, zog sie ihren Schützling bei Seite.

Gestern war mein Bruder bei mir zu Mittag, sagte sie. Wir sind beinahe gestorben vor Lachen. Er aß nichts und seufzte beständig nach Ihnen, meine Schöne! Er ist wahnsinnig, ganz wahnsinnig in Sie verliebt, meine Theuere.

Natascha wurde dunkelroth bei diesen Worten.

Wie roth Sie werden . . . oh, meine Schöne! sagte Helène. Sie müssen kommen, ganz gewiß! Wenn Sie Jemand lieben, meine Holde, so ist das kein Grund, sich unter Klausur zu stellen. Selbst wenn Sie verlobt sind, bin ich überzeugt, daß Ihr Verlobter es lieber sieht, daß

Sie in Gesellschaft gehen, als daß Sie vor Langweile umkommen!

Sie weiß also, daß ich Braut bin, und doch hat sie mit ihrem Manne, mit Pierre, dem gewissenhaften Pierre, darüber gelacht und gesprochen, dachte Nataſcha. Es muß also nichts Schlimmes sein.

Und wieder erschien ihr, was sie furchtbar gefunden, jetzt unter Helènes Einflusse einfach und natürlich.

„Und sie, die eine solche Dame und so reizend ist, scheint mich von ganzer Seele lieb zu haben ... warum sollte ich mich nicht freuen?“ dachte sie weiter, indem sie Helène mit erstaunten, weitgeöffneten Augen ansah.

Zum Mittag kam Maria Dmitriewna wieder. Sie war ernst und schweigsam, ein Beweis, daß sie von dem alten Fürsten geschlagen war. Sie war noch so aufgeregt von dem Zusammensein mit ihm, daß sie nicht ruhig davon zu erzählen vermochte. Auf die Frage des Grafen antwortete sie, Alles wäre gut und morgen würde sie darüber berichten. Als sie von dem Besuch der Gräfin Helène und der Einladung für den Abend hörte, sagte sie:

Mit der Besuchaja verkehre ich nicht gern, und rathe Euch nicht dazu. Aber, fügte sie hinzu, indem sie sich an Nataſcha wandte, wenn Du es einmal versprochen hast, so geh' nur hin; Du wirst Dich gut unterhalten.

XIII.

Graf Ilja Andreitsch fuhr mit seinen Mädchen zu der Gräfin Besuchaja. Es waren viele Gäste zu der Gesellschaft versammelt, aber beinahe Alle waren Nataſcha fremd, und Graf Ilja Andreitsch bemerkte mit Mißbehagen, daß

die ganze Gesellschaft aus Herren und Damen bestand, welche wegen der Freiheit ihres Verkehrstones bekannt waren. Mlle. Georges stand, von jungen Männern umgeben, in einer Ecke des Salons. Auch einige Franzosen waren anwesend, unter ihnen Métivier, der gleich bei Helènes Ankunft ihr Hausfreund geworden war. Graf Ilja Andreitsch beschloß, nicht zu spielen, sich nicht von seinen Töchtern zu entfernen und gleich nach der Deklamation der Georges wegzufahren.

Anatol, der an der Thür auf Rostows gewartet hatte, trat, nachdem er den Grafen begrüßt, auf Natascha zu, und sobald sie ihn erblickte, wurde sie, wie im Theater, von der eiteln Freude ihm zu gefallen und dem beängstigenden Gefühl der Abwesenheit jeder moralischen Schranke zwischen ihm und ihr erfüllt.

Helène empfing Natascha mit großer Freude und sprach laut ihr Entzücken über des jungen Mädchens Schönheit und Toilette aus. Bald nach ihrer Ankunft verließ Mlle. Georges das Zimmer, um sich zu kostümiren. Im Salon wurden die Stühle geordnet. Anatol brachte Natascha einen Stuhl und wollte sich neben sie setzen, aber der Graf, der kein Auge von der Tochter abwandte, nahm den Platz an ihrer Seite ein. Anatol setzte sich hinter sie.

Mlle. Georges trat mit entblößten, dicken Armen voller Grübchen, einen rothen Shawl über der einen Schulter, auf den für sie leer gelassenen Platz zwischen den Sesseln, und blieb in einer unnatürlichen Pose stehen. Ein Flüstern des Entzückens wurde hörbar.

Mlle. Georges sah das Publicum mit ernsten, düsteren Blicken an, und begann französische Verse zu sprechen, in welchen von ihrer verbrecherischen Liebe zu ihrem Sohne

die Rede war. An gewissen Stellen erhob sie die Stimme, an anderen flüsterte sie, indem sie den Kopf feierlich emporrichtete, und dann schwieg sie eine Weile, athmete schwer und schlug die Augen in die Höhe.

Entzückend, göttlich, wundervoll! hörte man von allen Seiten rufen. Natascha sah die dicke Georges an, aber sie hörte nichts, und sah und verstand nichts von dem, was um sie her geschah. Sie fühlte sich abermals unrettbar jener seltsamen Welt des Taumels preisgegeben, die so weit von ihrem früheren Leben abgetrennt war; jener Welt, in welcher man nicht wußte, was gut oder schlecht, vernünftig oder unvernünftig ist. Hinter ihr saß Anatol; sie fühlte seine Nähe und wartete mit Schrecken auf ein unbestimmtes Etwas.

Nach dem ersten Monolog erhob sich die ganze Gesellschaft, umringte Mlle. Georges und sprach ihr Entzücken aus.

Wie schön sie ist! sagte Natascha zu dem Vater, der ebenfalls aufstand und zu der Schauspielerin ging.

Das kann ich nicht finden, wenn ich Sie ansehe, sagte Anatol, der neben Natascha stehen blieb. Er sprach so, daß ihn Niemand hören konnte. Sie sind bezaubernd ... vom ersten Augenblick an, als ich Sie sah, habe ich nicht aufgehört . . .

Komm', komm', Natascha! rief der Graf, der zu seiner Tochter zurückkehrte. Wie schön!

Natascha kam zu dem Vater und sah ihn, ohne zu antworten, mit erstaunten, fragenden Augen an.

Nach einigen anderen Deklamationen entfernte sich Mlle. Georges, und die Gräfin Besuchaja bat die Gesellschaft, sich in den Saal zu begeben.

Der Graf wollte sich empfehlen, aber Helène bat ihn,

ihren improvisirten Ball nicht zu verderben, und Rostows blieben.

Anatol forderte Natascha zum Walzer auf; während des Tanzes drückte er ihre Taille und ihre Hand, nannte sie „bezaubernd“ und erklärte ihr seine Liebe. Während der Ecossaise, die sie wieder mit Kuragin tanzte, sagte er nichts, als sie allein waren; er sah sie nur an. Natascha war zweifelhaft, ob sie das, was er ihr bei dem Walzer gesagt, nicht nur geträumt hätte. Zu Ende der ersten Tour drückte er ihr die Hand. Natascha sah ihn mit erschrockenen Augen an, aber es lag eine so zuversichtliche Zärtlichkeit in seinem Blick und seinem Lächeln, daß sie ihm nicht sagen konnte, was sie wollte und die Augen niederschlug.

Sprechen Sie nicht so mit mir, ich bin verlobt und liebe einen Andern, sagte sie schnell; dann sah sie ihn an. Anatol war durch ihre Worte weder aus der Fassung gebracht, noch schien er gekränkt zu sein.

Sagen Sie mir nichts davon . . . Was geht es mich an? antwortete er. Ich spreche ja nur aus, daß ich wahnsinnig, wahnsinnig in Sie verliebt bin . . . Ist es meine Schuld, daß Sie so reizend sind? . . . Jetzt müssen wir tanzen!

Natascha sah aufgeregt und voll Unruhe, mit weitgeöffneten, erschrockenen Augen umher und schien noch heiterer, als gewöhnlich. Sie wußte beinahe nichts von Allem, was diesen Abend geschehen war. Man tanzte Ecossaise und Großvater. Der Vater forderte sie auf, nach Hause zu fahren, aber sie bat ihn, noch dazubleiben. Sie konnte sein, wo sie wollte, sprechen, mit wem sie wollte, immer fühlte sie Anatols Blick. Später erinnerte sie sich,

daß sie den Vater gebeten hatte, sich in's Toilette-Zimmer zurückziehen zu dürfen, daß ihr Helène gefolgt war und lächelnd von der Liebe ihres Bruders gesprochen hatte, und daß ihr nachher im kleinen Divanzimmer Anatol wieder entgegen getreten war; daß Helène verschwunden, sie Beide allein geblieben waren und Anatol, indem er ihre Hand gefaßt, mit zärtlicher Miene gesagt habe:

Ich kann Ihr Haus nicht besuchen, aber soll ich Sie denn wirklich nie wieder sehen? Ich liebe Sie bis zur Raserei . . . wirklich nie? . . . und indem er ihr den Weg vertrat, näherte er sein Gesicht dem ihrigen.

Seine glänzenden, großen, männlichen Augen waren den ihren so nahe, daß sie außer diesen Augen nichts sah.

Natalie! flüsterte er mit flehendem Tone und drückte ihr die Hände, daß es ihr wehthat. Natalie!?

„Ich begreife nicht . . . Ich habe nichts zu sagen, antwortete ihr Blick.

Ein paar heiße Lippen drückten sich auf ihre Lippen, und im nächsten Augenblicke fühlte sie sich wieder frei. Mit geräuschvollen Schritten und rauschendem Kleide trat Helène in's Zimmer. Natascha sah sich nach ihr um, dann sah sie zitternd und erröthend, fragend und erschreckt zu Anatol auf und ging der Thüre zu.

Ein Wort, ein einziges, um Gottes willen, bat Anatol.

Sie stand still. Es war nöthig, daß er ihr durch diese Worte in die Erinnerung rief, was geschehen war und worauf sie ihm antworten sollte.

Natalie, ein Wort, ein einziges Wort! wiederholte er immer wieder; er schien nicht zu wissen, was er sagen sollte und wiederholte immer dasselbe, bis Helène bei ihnen war.

Helène und Nataſcha kehrten in den Saal zurück. Vor dem Souper fuhren Roſtows nach Hauſe.

Nataſcha konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen. Die quälende Frage, wen ſie liebte: Anatol oder den Fürſten Andrej, ließ ſie nicht ruhen. Sie liebte den Fürſten Andrej, ſie erinnerte ſich an die Macht ihrer Liebe zu ihm. Aber Anatol liebte ſie auch, das war gewiß.

„Wie hätte ſonſt das Alles geſchehen können? dachte ſie. Wenn ich beim Abſchiednehmen ſein Lächeln mit einem Lächeln beantworten konnte, wenn ich ihn bis dahin habe kommen laſſen, ſo heißt es, daß ich ihn vom erſten Augenblick an geliebt habe. Es heißt, daß er gut iſt, ſchön, edel, und daß es unmöglich war, ihn nicht zu lieben. Was ſoll ich anfangen, wenn ich den Einen und den Anderen liebe? fragte ſie ſich ſelbſt und fand keine Antwort auf dieſe ſchrecklichen Fragen.

XIV.

Der Morgen kam mit ſeinen Sorgen und Geſchäften. Alle ſtanden auf, regten ſich, ſprachen, Schneiderinnen ſtellten ſich ein, und Maria Dmitriewna rief zum Thee. Nataſcha ſah ſich neugierig mit weitgeöffneten Augen um, als ob ſie alle Blicke auffangen wollte, die auf ſie gerichtet waren, und gab ſich Mühe, ſo zu ſcheinen wie immer.

Nach dem Frühſtück (das war ihre liebſte Zeit) ſetzte ſich Maria Dmitriewna in ihren Seſſel und rief Nataſcha und den alten Grafen an ihre Seite.

Jetzt, meine Freunde, habe ich mir Alles überlegt und will Euch meinen Rath geben, fing ſie an. Geſtern war ich, wie Ihr wißt, bei dem Fürſten Nikolaj und habe

mit ihm gesprochen ... Er fing an mit uns zu schreien, aber überschreien lasse ich mich nicht ... ich habe ihm mein Lied gesungen.

Was sagte er denn? fragte der Graf.

Was er sagte? ... Ein Narr ist er, will nichts hören. Aber was hat es für einen Zweck weiter davon zu sprechen. Wir haben das arme Mädchen genug gequält, antwortete Maria Dmitriewna. Mein Rath ist daher, alle Geschäfte so schnell als möglich zu Ende zu bringen, nach Otradnoje zu gehen und dort das Weitere abzuwarten.

Ach nein! rief Natascha.

Ja, abreisen und das Weitere abwarten, wiederholte Maria Dmitriewna. Wenn der Bräutigam hierher kommt, wird es ohne Streit nicht abgehen. Bleibt er aber mit dem Alten allein, so kann er ihn überreden und nachher zu Euch kommen.

Ilja Andreitsch stimmte dieser Ansicht bei, weil er sogleich alle Gründe begriff. Wenn der alte Herr weicher wurde, konnten sie ja wieder nach Moskau kommen oder später nach Lyssyja-Gory gehen. Und wenn nicht, so konnte die Trauung gegen seinen Willen nur in Otradnoje stattfinden.

Das ist wahr, sagte der alte Graf; ich bedauere, daß ich ihn besucht und sie mitgenommen habe.

Nein, was ist da zu bedauern? Nun Ihr einmal hier waret, durftet Ihr dies Entgegenkommen nicht unterlassen. Wenn er aber nicht will, so ist's seine Sache! sagte Maria Dmitriewna, indem sie etwas in ihrem Strickbeutel suchte. Die Aussteuer ist besorgt, worauf also wollt Ihr noch warten? ... Was etwa nicht fertig ist, schicke ich nach.

Obwohl es mir leid thut, Euch zu verlieren, ist es doch besser, daß Ihr mit Gott abreist. Sie hatte gefunden, was sie in ihrem Strickbeutel suchte, und gab es Natascha. Es war ein Brief der Fürstin Maria. Sie schreibt Dir! Wie quält sich die Arme! Sie fürchtet, daß Du glauben könntest, sie hätte Dich nicht lieb.

Nein, sie hat mich auch nicht lieb! antwortete Natascha.

Unsinn! sage das nicht, Unsinn! rief Maria Dmitriewna.

Niemand wird mich zu dem Glauben bringen; ich weiß, daß sie mich nicht lieb hat! sagte Natascha bestimmt, indem sie den Brief hinnahm, und auf ihrem Gesicht prägte sich eine trotzige, zornige Ueberzeugung aus, die Maria Dmitriewna veranlaßte, das junge Mädchen starr und aufmerksam anzusehen und die Stirn zu runzeln.

Mütterchen, so darfst Du nicht antworten! rief sie. Was ich Dir sage, ist wahr. Du mußt ihr wieder schreiben.

Natascha erwiderte nichts und ging in ihr Zimmer, um den Brief der Fürstin Maria zu lesen.

Fürstin Maria schrieb, sie wäre in Verzweiflung über das Mißverständniß zwischen ihnen. Welches auch die Gefühle ihres Vaters sein möchten, fuhr sie fort, so bäte sie Natascha zu glauben, daß sie nicht unterlassen könnte in ihr das Wesen zu lieben, das ihr Bruder, für dessen Glück sie bereit wäre Alles zu opfern, auserwählt hätte.

„Uebrigens glauben Sie nicht, schrieb die Fürstin weiter, daß mein Vater schlecht gegen Sie gesinnt ist. Er ist ein alter, kranker Mann, dem man viel nachsehen muß. Aber er ist gut und großmüthig und wird das junge Mädchen, das

seinen Sohn glücklich macht, von Herzen lieben. Fürstin Maria bat ferner, daß Nataschа eine Zeit bestimmen möge, in welcher sie sich wiedersehen könnten.

Nachdem sie den Brief gelesen hatte, setzte sich Natascha an den Schreibtisch, um zu antworten.

„Liebe Fürstin," fing sie mechanisch an und blieb stecken. Was konnte sie nach dem, was gestern geschehen war, noch weiter schreiben?

„Ja, ja, das Alles war ... aber jetzt ist Alles anders! dachte sie, als sie vor dem angefangenen Briefe saß. Muß ich ihm abschreiben? Muß ich wirklich? Das ist schrecklich!" ... Und um sich nicht mit diesem grausamen Gedanken beschäftigen zu müssen, ging sie zu Ssonja und fing an Kleiderbesätze mit ihr zu besehen.

Nach dem Essen begab sich Natascha in ihr Zimmer und nahm wieder den Brief der Fürstin Maria zur Hand.

„Ist wirklich Alles zu Ende? dachte sie. Hat wirklich, was so plötzlich geschehen ist, alles Frühere vernichtet?" Sie erinnerte sich wieder mit voller Kraft ihrer Liebe zu dem Fürsten Andrej, und fühlte doch zu gleicher Zeit, daß sie Kuragin liebte. Sie dachte sich selbst als die Frau des Fürsten Andrej, stellte sich das schon oft entworfene Bild ihres Glückes an seiner Seite auf's Neue vor, und doch durchglühte sie zu gleicher Zeit die Erinnerung an alle Einzelheiten ihrer gestrigen Begegnung mit Kuragin.

„Aber warum soll nicht Beides sein können? fragte sie sich zuweilen in ihrer Unklarheit. Nur so könnte ich ganz glücklich sein! Statt dessen soll ich wählen ... und ohne Einen von ihnen bin ich nicht glücklich!"

Das was geschehen war, dem Fürsten Andrej zu sagen

oder es ihm zu verhehlen, schien ihr in gleicher Weise unmöglich.

„Noch ist nichts verloren. Wie aber soll ich auf immer der Liebe des Fürsten Andrej entsagen, an die ich mich so lange gewöhnt habe?"

Gnädiges Fräulein, ein Mann hat mir dies für Sie übergeben, sagte das in's Zimmer tretende Dienstmädchen leise, mit geheimnißvoller Stimme und gab Natascha einen Brief. Um Gotteswillen Vorsicht! fügte das Mädchen hinzu, während Natascha mechanisch das Siegel erbrach.

Es war ein Liebesbrief von Anatol, von dem sie kein Wort verstand. Nur das Eine las sie heraus, daß es ein Brief von ihm war, von dem Manne, den sie liebte. Ja, sie liebte ihn; wie hätte sonst das Alles geschehen können, was geschehen war? Wie hätte sonst ein Liebesbrief von ihm in ihren Händen sein können?

Mit zitternden Fingern hielt Natascha diesen leidenschaftlichen Brief, den Dolochow für Anatol entworfen hatte, und als sie ihn las, fand sie darin das Echo alles dessen, was sie selbst zu fühlen glaubte.

„Am gestrigen Abend hat sich mein Geschick entschieden. Von Ihnen geliebt werden oder sterben — einen anderen Ausweg giebt es nicht für mich." So begann der Brief. Dann schrieb Anatol, er wisse, daß Nataschas Eltern sie ihm nicht geben würden; daß es geheime Hindernisse gebe, die er nur ihr allein offenbaren könne. Wenn sie ihn aber liebe, so solle sie ihm nur das Wort „Ja" sagen, und keine menschliche Gewalt soll ihrer Glückseligkeit im Wege stehen. Die Liebe würde Alles besiegen; er würde sie entführen und mit ihr an's Ende der Welt gehen.

„Ja, ja, ich liebe ihn!" dachte Natascha, indem sie

den Brief zum zwanzigsten Male las und in jedem Worte einen tief verborgenen Sinn suchte.

An diesem Abend fuhr Maria Dmitriewna zu Archarows und lud die jungen Mädchen ein, sie zu begleiten. Aber Natascha blieb zu Hause unter dem Vorwande, Kopfschmerzen zu haben.

XV.

Spät Abends, als Ssonja zurückkehrte, trat sie in Nataschas Zimmer und fand sie zu ihrem Erstaunen in Kleidern auf dem Divan liegen, wo sie eingeschlafen war. Neben ihr auf dem Tische lag Anatols offener Brief; Ssonja nahm ihn in die Hand und begann zu lesen.

Sie las und blickte auf die schlafende Natascha, um in deren Gesicht die Erklärung für das zu suchen, was sie las, aber sie fand sie nicht. Das Gesicht war still, ruhig, friedlich, heiter. Ssonja legte die Hand auf's Herz, um nicht zu ersticken, setzte sich bleich und vor Furcht und Aufregung zitternd in einen Sessel und fing bitterlich an zu weinen.

„Wie, ich habe nichts gesehen . . . und so weit hat es kommen können! . . . Ob sie wirklich den Fürsten Andrej nicht mehr liebt? Und wie konnte sie diesen Kuragin an sich heran kommen lassen? . . . Er ist ein Schurke, ein Betrüger, das ist klar! . . . Was wird Nikolaj sagen, der gute, edle Nikolaj, wenn er das erfährt? . . . Das also bedeutete ihre aufgeregte, entschlossene, unnatürliche Miene vorgestern, gestern und heute, dachte Ssonja. Aber es ist unmöglich, daß sie ihn liebt! Wahrscheinlich wußte sie nicht, von wem der Brief gekommen war; darum hat sie ihn er=

brochen. Nun aber fühlt sie sich beleidigt . . . es kann nicht anders sein!"

Sſonja trocknete ihre Thränen, trat zu Nataſcha und sah ihr wieder aufmerksam in's Gesicht.

Nataſcha! sagte sie kaum hörbar, und die Schlafende erwachte.

Ah, Du bist wiedergekommen! sagte sie und umarmte die Freundin mit der Entschlossenheit und Zärtlichkeit, die man gleich nach dem Erwachen zu haben pflegt. Aber als sie Sſonjas verlegene Miene bemerkte, nahm auch ihr Gesicht den Ausdruck der Verlegenheit und des Argwohns an.

Sſonja, hast Du den Brief gelesen? fragte sie.

Ja! antwortete Sſonja.

Nataſcha lächelte begeistert.

Nein Sſonja, ich kann nichts mehr vor Dir verhehlen, kann es nicht mehr! sagte sie. Du weißt, daß wir uns lieben . . . Sſonja, Täubchen . . . er schreibt . . . Sſonja . . .

Sſonja sah Nataſcha mit großen Augen an, als ob sie ihren Ohren nicht traute.

Und Bolkonskij? fragte sie.

Ach, Sſonja! ach, wenn Du wüßtest, wie glücklich ich bin . . . Du weißt nicht, was Liebe ist.

Aber Nataſcha, ist denn „das" wirklich vorbei . . . ganz zu Ende?

Nataſcha sah Sſonja mit großen Augen verwundert an, als ob sie ihre Frage nicht verstände.

Nun, ja, Du willst doch den Fürsten Andrej aufgeben? fragte Sſonja.

Ach! das verstehst Du nicht . . . Sprich nicht solchen Unsinn! sagte Nataſcha, die plötzlich ärgerlich wurde.

Nein, ich kann es nicht glauben! fuhr Ssonja fort. Ich verstehe es nicht! ... Wie, ein ganzes Jahr hast Du den Einen geliebt und plötzlich ... Du hast den Anderen nur dreimal gesehen! Nataschа, ich glaube Dir nicht, Du scherzest ... in drei Tagen Alles vergessen und so ...

Drei Tage! rief Natascha. Mir ist, als ob ich ihn seit hundert Jahren liebe ... als ob ich vor ihm Keinen geliebt hätte. Du kannst das nicht verstehen, Ssonja, komm', setze Dich hierher.

Natascha umarmte und küßte sie.

Man hat mir wohl gesagt, daß dergleichen in der Welt geschieht ... und Du hast es gewiß auch gehört, fuhr sie fort. Nun habe ich diese Liebe erfahren. Es ist nicht wie früher! Als ich ihn das erste Mal gesehen, habe ich gefühlt, daß er mein Herr ist, daß ich seine Sklavin bin, und daß es mir unmöglich sein würde, ihn nicht zu lieben. Ja, ich bin seine Sklavin! Was er befiehlt, werde ich thun ... Du verstehst das nicht ... Aber was soll ich anfangen, was soll ich anfangen? fragte Natascha mit glücklichem und zugleich erschrockenem Gesicht.

Aber bedenke doch, was Du thust! rief Ssonja. Ich kann das nicht so hinnehmen! Dieser geheime Briefwechsel... wie konntest Du ihn soweit kommen lassen? fügte sie erschrocken hinzu und war kaum im Stande, ihren Abscheu zu verbergen.

Ich sage Dir ja, daß ich keinen Willen habe, antwortete Natascha. Verstehst Du denn nicht; ich liebe ihn!

Aber ich lasse das nicht hingehen. Ich werde es erzählen! rief Ssonja und brach in Thränen aus.

Was fällt Dir ein. Um Gottes Willen! Wenn Du

es sagst, bist Du meine Feindin! rief Nataſcha. Du willst mein Unglück, willst daß man uns trennt . . .

Ssonja weinte vor Beschämung und Kummer, als sie die Angst ihrer Freundin sah.

Aber was ist denn zwischen Euch vorgegangen? fragte sie. Was hat er Dir gesagt? Warum besucht er uns nicht?

Nataſcha antwortete nicht auf ihre Fragen.

Um Gottes willen, sage Niemand etwas davon, Ssonja, quäle mich nicht! bat sie. Du weißt doch, daß sich Niemand in solche Dinge mischen darf. Ich habe Dir vertraut . . .

Aber warum dies Geheimniß? Warum besucht er uns nicht? fragte Ssonja. Warum wirbt er nicht offen um Deine Hand? Fürst Andrej hat Dir volle Freiheit gelassen, wenn es so kommen sollte. Aber ich glaube nicht daran. Nataſcha, hast Du darüber nachgedacht, was für „geheime Hindernisse“ das sein können?

Nataſcha sah Ssonja mit verwunderten Augen an. Es war, als ob sie sich diese Frage zum ersten Male vorlegte, und sie wußte nicht, wie sie darauf antworten sollte.

Was für geheime Hindernisse, das weiß ich nicht. Aber sie müssen doch vorhanden sein.

Ssonja seufzte und wiegte ungläubig den Kopf.

Wenn es Hindernisse gäbe . . . fing sie an; aber Nataſcha, die ihre Zweifel errieth, fiel ihr erschreckt in's Wort.

Ssonja, man darf nicht zweifeln, nie, nie! Du verstehst das nicht! rief sie.

Liebt er Dich?

Ob er mich liebt? wiederholte Nataſcha mit einem Lächeln des Mitleids über das schwache Begriffsvermögen ihrer Freundin. Du hast ja den Brief gelesen, hast ihn ja gesehen.

Aber, wenn er kein ehrenhafter Mensch wäre . . .

Er . . . kein ehrenhafter Mensch! . . . Wenn Du wüßtest . . . sagte Nataſcha.

Wenn er ein ehrenhafter Mann iſt, ſo muß er Dir entweder ſeine Abſichten erklären oder er dürfte Dich nicht mehr wiederſehen, und wenn Du es nicht dahin bringen willſt, ſo werde ich es thun. Ich werde ihm ſchreiben, ich werde es Deinem Papa ſagen, verſicherte Sſonja mit großer Entſchloſſenheit.

Aber ich kann nicht ohne ihn leben, rief Nataſcha.

Nataſcha, ich begreife Dich nicht. Was ſprichſt Du da! Denke an Deinen Vater, an Nikolenka!

Ich brauche Niemand, ich liebe Niemand außer ihn! Wie darfſt Du ſagen, daß er nicht ehrenhaft iſt. Weißt Du denn nicht, daß ich ihn liebe? — Sſonja, geh' weg, ich will mich nicht mit Dir zanken. Geh', um Gotteswillen, geh'! Du ſiehſt, wie ich leide! rief Nataſcha heftig, indem ſie ihre zornige, verzweiflungsvolle Stimme zu mäßigen ſuchte.

Sſonja brach in Thränen aus und verließ das Zimmer.

Nataſcha ſetzte ſich an den Schreibtiſch, und ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, ſchrieb ſie die Antwort an Fürſtin Maria, die ſie am Morgen nicht zu Stande gebracht hatte. In dieſem Briefe ſagte ſie kurz, daß alle Mißverſtändniſſe zwiſchen ihnen beendigt wären, und daß ſie von der Großmuth des Fürſten Andrej, der ihr bei ſeiner Abreiſe volle Freiheit gegeben, Gebrauch mache. Sie bat die Fürſtin, ihr zu verzeihen, wenn ſie etwas verſchuldet habe, aber ſie könne nicht ſeine Frau werden. Alles dies erſchien ihr in dieſem Augenblicke ſo leicht, ſo einfach und ſo klar.

Freitag wollten Rostows auf ihr Gut zurückkehren, und Mittwoch fuhr der Graf mit einem Käufer nach seinem Landhause bei Moskau.

Denselben Tag waren Natascha und Ssonja zu einem großen Diner bei Karagins eingeladen, und Maria Dmitriewna fuhr mit ihnen hin. Bei diesem Diner kam Natascha wieder mit Anatol zusammen und Ssonja bemerkte, daß sie mit ihm sprach und sich dabei bemühte, nicht gehört zu werden, und während des Abends noch aufgeregter war, als früher.

Als sie nach Hause kamen, begann Natascha die Erklärung, auf die Ssonja wartete.

Sieh, Ssonja, neulich hast Du allerlei Unsinn über ihn gesagt, begann Natascha mit jener sanften Stimme, in welcher Kinder sprechen, wenn sie geliebkost werden wollen. Heute haben wir uns ausgesprochen.

Und was hat er gesagt? Natascha, wie freue ich mich, daß Du nicht böse mit mir bist! . . . Sage mir Alles, die ganze Wahrheit . . . Was hat er gesagt?

Natascha wurde nachdenklich.

Ach, Ssonja, wenn Du ihn kenntest, wie ich! . . . Er sagte . . . er fragte mich, wie ich mich Bolkonskij versprochen habe, und freute sich, daß es in meiner Macht liege, ihm abzuschreiben.

Ssonja seufzte schwer.

Aber Du hast es noch nicht gethan? hast Bolkonskij nicht abgeschrieben?

Vielleicht habe ich's doch schon gethan! Vielleicht ist mit Bolkonskij Alles zu Ende. Warum denkst Du so schlecht von mir?

Ich denke nichts, ich verstehe nur nicht . . .

Warte nur, Ssonja, Du wirst schon Alles verstehen, wirst sehen, was für ein Mensch er ist. Denke nicht schlecht, weder von mir noch von ihm.

Ich denke von Niemand schlecht. Ich habe Euch Alle lieb und es thut mir weh um Euch Alle. Aber was soll ich thun?

Ssonja ließ sich durch den zärtlichen Ton, in dem Natascha mit ihr sprach, nicht rühren. Je weicher und bittender Nataschas Gesichtsausdruck wurde, um so ernster und starrer sah Ssonja aus.

Natascha, sagte sie, Du hast mich gebeten, nicht mit Dir davon zu sprechen, und ich habe es nicht gethan. Jetzt hast Du selbst angefangen. Natascha, ich traue ihm nicht. Wozu diese Geheimnisse?

Wieder . . . wieder! unterbrach sie Natascha.

Natascha, ich fürchte für Dich!

Was ist da zu fürchten? fragte Natascha.

Ich fürchte, daß Du in Dein Verderben gehst, sagte Ssonja entschlossen, erschrak aber selbst über ihre Worte.

So . . . in mein Verderben! . . . Nun gut, mein Verderben. Das ist aber nicht Eure Sache . . . nicht Euch, mir wird es schlecht gehen . . . Lasse mich, lasse mich, ich hasse Dich.

Natascha! rief Ssonja erschreckt.

Ich hasse Dich, ja, Du bist meine Feindin auf ewig. Mit diesen Worten lief Natascha aus dem Zimmer.

Von Stund an sprach Natascha nicht mehr mit Ssonja und suchte ihr auszuweichen. Mit einem Ausdruck unruhiger Verwunderung und stillen Schuldbewußtseins ging sie durch die Zimmer, nahm bald dies, bald jenes in die Hand und warf es wieder weg.

Ssonja, so schwer es ihr wurde, ließ die Freundin nicht aus den Augen.

Am Tage vor der Rückkehr des Grafen bemerkte Ssonja, daß Nataſcha den ganzen Morgen an einem der Salonfenster saß, als ob sie auf Jemand wartete, und daß sie einem vorüberreitenden Offizier, in dem Ssonja Anatol Kuragin erkannte, ein Zeichen gab.

Ssonja fing an ihre Freundin noch schärfer zu beobachten und bemerkte, daß Nataſcha während des ganzen Tages in einem seltsamen, unnatürlichen Zustande war. (Sie antwortete nicht ordentlich, wenn sie gefragt wurde, begann einen Satz und ließ ihn unvollendet, und lächelte beständig vor sich hin.)

Nach dem Thee sah Ssonja ein schüchternes Stubenmädchen an Nataſchas Thür; sie ließ das Mädchen hineingehen, lauschte an der Thür und hörte, daß wieder ein Brief abgegeben wurde. Plötzlich kam sie zu der Ueberzeugung, daß Nataſcha für diesen Abend einen verderblichen Plan gefaßt habe. Sie klopfte, aber Nataſcha ließ sie nicht herein.

„Sie will mit ihm entfliehen! dachte Ssonja; sie ist zu Allem fähig. Ihr Gesicht sah heute besonders unglücklich und entschlossen aus. Sie weinte auch, als sie vom Onkel Abschied nahm. Ja, gewiß, sie will mit ihm entfliehen, aber was soll ich thun?“ fragte sich Ssonja, indem sie sich aller Anzeichen erinnerte, die darauf hinwiesen, daß Nataſcha etwas Verderbliches beabsichtigte.

Der Graf ist nicht da; was soll ich thun? . . . An Kuragin schreiben und von ihm eine Erklärung verlangen? Aber wer zwingt ihn, mir zu antworten? An Pierre schreiben, wie mir Andrej im Falle eines Unglücks aufgetragen? . . . Aber vielleicht hat sie Bolkonskij wirklich schon abge-

schrieben. (Sie hat doch gestern einen Brief an die Fürstin Maria geschickt.)"

Maria Dmitriewna, die Natascha so hoch hielt, Alles zu sagen, erschien Ssonja wie ein Unrecht.

„Aber auf die eine oder andere Art ist's Zeit zu beweisen, daß ich für die Wohlthaten der Familie dankbar bin, und daß ich Nikolaj liebe, dachte sie, während sie in dem dunkeln Gange stand. Nein, und wenn ich drei Nächte lang nicht schlafen sollte, ich entferne mich nicht aus dem Corridor, ich halte sie mit Gewalt zurück und gebe nicht zu, daß Schande über die Familie gebracht wird.

XVI.

In der letzten Zeit hatte Anatal bei Dolochow gewohnt. Der Plan, Natascha zu entführen, war von Dolochow entworfen, und an dem Tage, als Ssonja an Nataschas Thür gelauscht und sich entschlossen hatte, sie zu bewachen, sollte dieser Plan zur Ausführung kommen. Natascha hatte versprochen, um zehn Uhr durch das Hinterhaus zu gehen, um mit Kuragin zusammen zu treffen. Anatol sollte sie in eine Trojka setzen, sie nach dem etwa sechszig Werst entfernten Dorfe Kamjenka bringen, und dort sollten sie durch einen abgesetzten Popen getraut werden. In Kamjenka waren Vorbereitungen getroffen, um nach Warschau zu gelangen, und von dort wollten sie per Extrapost in's Ausland fliehen.

Anatol war mit Paß und Fahrschein versehen und besaß 10,000 Rubel, die er von der Schwester geborgt, sowie 10,000, die ihm Dolochow verschafft hatte.

Die beiden Zeugen — Chwostikon, ein ehemaliger

Kanzlist, der Dolochow beim Spiele zur Hand ging, und Makarin, ein verabschiedeter Husar, ein gutmüthiger, schwacher Mann, der eine unbegrenzte Liebe zu Kuragin hatte — saßen im ersten Zimmer und tranken Thee.

In seinem großen Arbeitskabinet, das vom Boden bis zur Decke mit persischen Teppichen, Bärenfellen und Gewehren behangen war, saß Dolochow im Reiseanzuge vor dem offenen Schreibpult, auf dem Geldrollen und Rechnungen lagen. Anatol ging in aufgeknöpfter Uniform aus dem Zimmer, wo die Zeugen saßen, durch das Kabinet in eine Hinterstube, in welcher sein französischer Kammerdiener mit anderen Bedienten die letzten Sachen einpackte. Dolochow zählte Geld und machte Notizen.

Höre, sagte er, Chwostikon muß 2000 Rubel bekommen.

Meinetwegen! antwortete Anatol.

Makarka — so nannten sie Makarin — geht auch so für Dich durch Feuer und Wasser . . . somit ist die Rechnung fertig, sagte Dolochow', indem er auf die Papiere zeigte.

Gut, gut! antwortete Anatol, der offenbar nicht auf Dolochow hörte, und sah mit dem Lächeln, das sein Antlitz nie verließ, vor sich nieder.

Dolochow schlug das Schreibpult zu und wandte sich mit spöttischem Lächeln zu Anatol.

Weißt Du was? — Lass' Alles sein . . . noch ist's Zeit! sagte er.

Narr! rief Anatol; höre auf, solchen Unsinn zu reden . . . wenn Du wüßtest . . . der Teufel weiß, was das ist!

Wahrhaftig, lass' es sein, wiederholte Dolochow. Ich rathe Dir gut. Was Du da anfängst, ist kein Spaß.

Mußt Du mich denn immer quälen . . . wie? Geh' zum Teufel! sagte Anatol und runzelte die Stirn. Ich bin nicht aufgelegt für Deine Narrheiten . . . Damit ging er aus dem Zimmer.

Dolochow lächelte halb verächtlich, halb nachsichtig.

Warte doch! rief er ihm nach. Ich scherze nicht . . . ich rathe Dir gut, komm', komm' her!

Anatol kam zurück und bemühte sich, seine Gedanken zu sammeln. Er sah Dolochow an, und es war unverkennbar, daß er seinem Einflusse unterworfen war.

Höre mich an, zum letztenmale . . . Warum sollte ich mit Dir Scherz treiben? . . . habe ich Dir nicht ganz zu Willen gethan? Wer hat Alles besorgt? Wer den Popen gefunden, den Paß geschafft? . . . Alles ich!

Nun, dafür bin ich Dir auch dankbar. Glaubst Du etwa, das wäre ich nicht? Anatol seufzte und umarmte Dolochow.

Ich habe Dir geholfen, aber ich muß Dir die Wahrheit sagen. Die Sache ist gefährlich, und wenn man sie genau betrachtet, eine Dummheit. Schön, Du entführst das junge Mädchen, gut! Wird man das so hingehen lassen? Es wird herauskommen, daß Du schon verheirathet bist, und Du kommst vor das Kriminalgericht . . .

Ach, Dummheiten! Dummheiten! rief Anatol und runzelte wieder die Stirn. Ich habe Dir doch erklärt . . . hm? — und mit jener seltsamen Vorliebe, die dumme Menschen stets für logische Schlüsse haben, zu denen sie durch eigenes Nachdenken gekommen sind, wiederholte er die Erklärung, die er Dolochow schon hundertmal gegeben.

Ich habe Dir doch auseinander gesetzt, daß ich, wenn

diese Ehe ungiltig ist, nicht verantwortlich bin, sagte er, indem er einen Finger einbog; wird sie aber anerkannt, so ist Alles gut ... Ueberdies werden wir ja im Auslande sein, wo Niemand etwas weiß ... Sage also nichts mehr, nichts mehr, gar nichts mehr!

Richtig! mache es wie Du willst ... Du wirst Dich aber binden ...

Geh' zum Teufel! rief Anatol und verließ das Zimmer, indem er sich mit beiden Händen durch's Haar fuhr; er kam aber gleich wieder zurück und setzte sich neben Dolochow.

Der Teufel weiß, was das ist ... fühle nur, wie es schlägt! Er nahm Dolochows Hand und legte sie auf sein Herz. Ach, welch' ein Fuß, welch' ein Blick ... eine Göttin, sagte er französisch ... wie?

Dolochow lächelte kühl und sah ihn mit seinen schönen, frechen Augen blinzelnd an; es war unverkennbar, daß er sich über ihn lustig machen wollte.

Und wenn nun alles Geld zu Ende ist, was dann? fragte er.

Was dann? ... ja, was dann? wiederholte Anatol in großer Verlegenheit bei dem Gedanken an die Zukunft. Was dann? Ich weiß es nicht ... Aber wozu solchen Unsinn sprechen? Er sah nach der Uhr: Es ist Zeit!

Damit ging er in die Hinterstube.

Wann werdet Ihr endlich fertig sein? Was trödelt Ihr? schrie er die Diener an.

Dolochow nahm das Geld vom Tische, befahl einem Diener, ihm vor der Abfahrt etwas zu essen und zu trinken zu bringen, und begab sich in das Zimmer, wo Chwostikow und Makarin saßen.

Anatol lag im Kabinet auf dem Divan, hatte den

Kopf in die Hand gestützt, lächelte nachdenklich vor sich hin, und sein schöner Mund flüsterte zärtliche Worte.

Komm', Du mußt etwas essen oder trinken, schrie ihm Dolochow aus dem anderen Zimmer zu.

Ich mag nicht, antwortete Anatol, der zu lächeln fortfuhr.

Komm', Balaga ist da.

Anatol stand auf und trat in das Eßzimmer. Balaga war ein bekannter Fuhrmann, der Dolochow und Anatol seit sechs Jahren mit seiner Trojka zu fahren pflegte. Als Anatols Regiment noch in Twer stand, war es nicht selten vorgekommen, daß er ihn Abends aus Twer wegfuhr und Morgens nach Moskau brachte, um ihn die nächste Nacht wieder zurück zu fahren.

Mehr als einmal hatte er Dolochow vor seinen Verfolgern gerettet, hatte ihn häufig mit Zigeunermädchen und „gewissen Dämchen", wie Balaga sagte, durch die Stadt kutschirt und dabei Menschen und Fuhrwerk überfahren, und immer hatten ihn „seine Herren", wie er sie nannte, von aller Strafe frei gemacht. Mehr als ein Pferd hatte er für sie zu Grunde gerichtet, mehr als einmal hatten sie ihn geschlagen; hatten ihn mit Madeira und Champagner, die er besonders liebte, betrunken gemacht; und Streiche wußte er von ihnen, für die gewöhnliche Menschen nach Sibirien gebracht worden wären. Bei ihren Gelagen hatten sie Balaga häufig kommen lassen, hatten ihm zu trinken gegeben, ihn gezwungen, mit den Zigeunern zu tanzen, und manche tausend Rubel waren aus ihrer Tasche in seine Hände übergegangen. Wenn er ihnen diente, riskirte er jährlich wohl zwanzigmal seine Haut und sein Leben, und ruinirte mehr Pferde, als sie ihm bezahlten. Aber er hatte

sie gern, hatte das rasende Fahren gern, achtzehn Werst in der Stunde, rannte gerne Kutschen und Fußgänger an, und raste gern durch die Straßen Moskaus. Es war ihm angenehm, hinter sich von den betrunkenen Herren den wilden Ruf „Vorwärts! Vorwärts!“ zu hören, obwohl er schon ohne dies so schnell als möglich dahin jagte, und es machte ihm Freude, über den Nacken des armen Bauern, der erschreckt zur Seite wich, die Peitsche zu schwingen. „Echte Herren!“ dachte er.

Anatol und Dolochow hatten Balaga ebenfalls gern wegen seines meisterhaften Fahrens, und weil er ihre Neigungen theilte. Von anderen Leuten nahm Balaga 25 Rubel für eine zweistündige Fahrt, fuhr gewöhnlich nicht selbst, sondern schickte seine Leute. Aber „seine Herren“, wie er sie nannte, bediente er immer selbst, und verlangte nichts dafür. Nach Verlauf einiger Monate aber, wenn er von den Kammerdienern erfuhr, daß sie gerade Geld hatten, kam er früh Morgens, so lange er noch nüchtern war, und bat mit tiefer Verbeugung, ihm aus der Noth zu helfen, da man ihn einsperren wollte. Oder er sagte:

Verzeihen Sie, Väterchen Fjodor Iwanowitsch, oder: Ew. Erlaucht, ich habe keine Pferde mehr, es ist Jahrmarkt, geben Sie mir, was Sie können.

Und Anatol und Dolochow gaben ihm, wenn sie Geld hatten, tausend oder zweitausend Rubel.

Balaga war blond, hatte ein rothes Gesicht, einen rothen, dicken Hals; eine Stumpfnase und untersetzte Gestalt. Er war siebenundzwanzig Jahre alt, hatte glänzende kleine Augen und einen kurzen Bart. Seine Kleidung bestand aus einem feinen, dunkelblauen Kaftan mit Seidenfutter, den er über die Pelzjacke zog.

Als er eintrat, bekreuzte er sich vor dem Bild in der Zimmerecke, und kam auf Dolochow zu, indem er ihm seine kleine schwarze Hand entgegenstreckte.

Grüß Gott, Fjodor Iwanowitsch! sagte er und verneigte sich.

Ich wünsche Dir Gesundheit, Bruder. Da ist er ja auch!

Guten Tag Ew. Durchlaucht! sagte Balaga zu dem eintretenden Anatol und reichte ihm ebenfalls die Hand.

Hast Du mich lieb oder nicht, Balaga? fragte Anatol, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte. Ja? . . . Nun so leiste mir jetzt einen Dienst . . . Mit welchen Pferden bist Du gekommen . . . wie?

Wie der Bote befohlen hat, mit Ihren Teufelspferden, antwortete Balaga.

Nun so höre, Balaga! Jage die ganze Trojka todt, aber sei in drei Stunden am Ziel . . . wie?

Wenn ich sie todtjage, womit sollen wir dann weiterfahren? fragte Balaga und zwinkerte mit den Augen.

Ich schlage Dir die Rippen ein, wenn Du jetzt Spaß machst, rief Anatol mit rollenden Augen.

Spaß? sagte der Kutscher und lächelte. Für meine Herren ist mir nichts zu gut. Wir werden fahren, was die Pferde laufen können.

Gut, setze Dich! sagte Anatol.

Setze Dich doch! wiederholte Dolochow.

Ich kann auch stehen, Fjodor Iwanowitsch.

Setz' Dich . . . Du bist verdreht. Trink! sagte Anatol und schenkte ihm ein großes Glas Madeira ein.

Die Augen des Kutschers funkelten dem Wein entgegen. Er dankte aus Höflichkeit, trank aber aus, und

wischte sich den Mund mit einem rothen seidenen Tuche, das in seinem Hute lag.

Nun, wann fahren wir, Durchlaucht?

Anatol sah nach der Uhr.

Wir wollen sogleich aufbrechen. Sage Balaga, wirst Du zurecht kommen?

Ja warum sollten wir nicht zurecht kommen, wenn die Abfahrt eine glückliche ist? Sind wir doch in sieben Stunden nach Twer gefahren. Weißt Du noch, Durchlaucht?

Du erinnerst Dich wohl, daß ich einmal zu Weihnachten von Twer fortfuhr? sagte Anatol, indem er sich lächelnd zu Makarin wandte, der ihn zärtlich ansah. Du kannst mir glauben, Markaka, wir flogen dermaßen dahin, daß uns der Athem verging. Und als wir einmal an einen Zug Lastwagen kamen, setzten wir über zwei Fuhrwerke weg . . . wie?

Das waren aber auch Pferde! schaltete Balaga ein; ich hatte damals zwei junge Seitenpferde neben dem Mittelfuchs, wandte er sich an Dolochow. Glaubst Du es wohl, Fjodor Iwanowitsch, sechzig Werst haben die Teufelspferde in einem Zuge gemacht. Ich konnte sie nicht mehr halten, die Hände waren mir starr vor Kälte. Ich warf die Zügel zurück in den Schlitten, nimm sie einmal selbst, Erlaucht . . . nicht genug, daß man die Pferde nicht anzutreiben brauchte . . . man konnte sie gar nicht aufhalten . . . in drei Stunden brachten uns die Teufel an Ort und Stelle, und nur das linke ist mir krepirt.

XVII.

Anatol ging aus dem Zimmer und kam nach wenigen Minuten in einem weißen Pelz mit silbernem Gürtel zurück. Auf dem Kopfe trug er eine keck auf die Seite gesetzte Zobelmütze, die vortrefflich zu seinem hübschen Gesichte paßte. Nachdem er sich im Spiegel betrachtet, trat er in der Haltung, die er dabei immer anzunehmen pflegte, zu Dolochow, und ergriff ein Glas Wein.

Nun, Fedja, lebe wohl! ich danke Dir für Alles, lebe wohl! sagte Anatol; und Ihr, Freunde . . . Gefährten . . . er wurde nachdenklich, Gefährten meiner Jugend, lebt wohl! wandte er sich an Makarin und die Anderen.

Obwohl sie Alle mit ihm fahren sollten, wünschte Anatol etwas Rührendes und Feierliches zu sagen. Er sprach langsam mit lauter Stimme, streckte die Brust vor und wiegte sich in den Hüften. Nehmt Eure Gläser . . . auch Du, Balaga . . . Nun Kameraden, Freunde meiner Jugend, wir haben genossen . . . gelebt! . . . genossen . . . wie? Wann werden wir uns wiedersehen? . . . Ich gehe in's Ausland . . . Wir haben gelebt . . . Lebt wohl, Kinder, auf Euer Wohl . . . Hurrah! rief er und warf das geleerte Glas zu Boden.

Bleibe gesund! sagte Balaga, indem er gleichfalls sein Glas leerte und sich den Mund wischte. Makarin umarmte Annatol mit Thränen in den Augen.

Ach, Fürst, wie schwer mir der Abschied von Dir wird! sagte er.

Fort! fort! rief Anatol.

Balaga wollte das Zimmer verlassen.

Nein, bleib noch ... wir müssen uns erst setzen ... mache die Thür zu, sagte Anatol.

Die Thür wurde geschlossen und Alle nahmen wieder Platz. So, jetzt vorwärts, Kinder! sagte Anatol, indem er sich erhob.

Der französische Lakai Joseph reichte ihm Tasche und Säbel, und Alle gingen in's Vorzimmer.

Wo ist mein Pelz? fragte Dolochow. He, Ignatka, gehe zu Matrjona Matwjejewna und frage nach meinem Pelz und nach dem Zobelmantel. Ich weiß wohl, wie man es bei Entführungen machen muß, fuhr er fort und zwinkerte mit den Augen. Halb todt und wie sie im Hause geht und steht, wird sie herauskommen, wird gleich anfangen zu weinen und halberfroren nach Papachen und Mamachen zurück verlangen ... Du aber hüllst sie in den Pelz und trägst sie nach dem Schlitten.

Der Diener brachte einen Frauenmantel von Fuchspelz.

Dummkopf! ich habe Dir gesagt, den Zobelmantel ... He, Matrjoscha, den Zobelmantel, auf der Stelle! schrie Dolochow so laut, daß seine Stimme durch alle Zimmer schallte.

Eine schöne, hagere, blasse Zigeunerin mit glänzenden schwarzen Augen und krausem schwarzen Haar, in einen rothen Shawl gehüllt, lief herbei mit dem Zobelpelz auf dem Arme.

Da ist er ... nimm' ihn hin ... mir liegt nichts daran, sagte sie halb in Furcht vor dem Herrn, halb voll Bedauern, den Mantel wegzugeben.

Dolochow antwortete nicht, ergriff den Pelz, warf ihn Matrjoscha über die Schultern und hüllte sie darin ein.

So, sagte er, und dann so, fuhr er fort und zog ihr

den Kragen über den Kopf, bis nur noch ein Stückchen vom Gesicht zu sehen war; endlich so, sieh' her! und er drückte Anatols Kopf an die Oeffnung des Kragens, aus der Matrjoschas glänzendes Lächeln hervorleuchtete.

Nun, lebe wohl, Matrjoscha, sagte Anatol, und küßte sie. Geh! nun hat die Bummelei ein Ende . . . grüße Stjoschka . . . Adieu, Adieu, Matrjoscha, wünsche mir Glück auf den Weg.

Gott gebe Ihnen viel Glück, Fürst! sagte Matrjoscha in ihrem Zigeuner-Accent.

Im Hofe standen zwei Trojken. Zwei tüchtige Kutscher hielten die Pferde. Balaga setzte sich auf den vordersten Wagen, hob die Ellbogen hoch und nahm langsam die Zügel zur Hand; Anatol und Dolochow setzten sich zu ihm, Makarin, Chwostikow und der Bediente stiegen in die zweite Trojka.

Alles fertig? fragte Balaga. Vorwärts! schrie er dann, indem er die Zügel um die Hände wickelte, und die Wagen flogen den Nikita-Boulevard entlang.

Brr! paſſ' auf! Vorsicht! brr, hörte man das Geschrei Balagas und des anderen Kutschers auf dem Bock. Auf dem Arbatplatz streifte die Trojka einen Wagen; es krachte, ein Schrei wurde laut, aber die Trojka flog weiter.

Als Balaga über den Podnowinki-Boulevard hinaus gekommen war, begann er die Pferde etwas zu zügeln, wandte um und hielt am Kreuzungspunkt bei der alten Stallhofstraße. Der Kutscher sprang ab, um die Pferde zu halten; Anatol und Dolochow gingen auf das Trottoir. Als sie die rechte Thür erreicht hatten, pfiff Dolochow, ein zweiter Pfiff gab Antwort, und gleich darauf erschien das Stubenmädchen.

Treten Sie in den Hof . . . Fräulein wird gleich kommen, sagte sie.

Dolochow blieb an der Thür; Anatol ging mit dem Mädchen in den Hof, bog um die Ecke und eilte die Freitreppe hinauf.

Gawrilo, ein Diener Maria Dmitriewnas, ein Riesenmensch, der sie immer beim Ausfahren begleitete, kam Anatol entgegen.

Zur gnädigen Frau, haben Sie die Güte! sagte er mit tiefer Stimme, indem er ihm den Weg vertrat.

Zu welcher gnädigen Frau, und wer bist Du? sagte Anatol stotternd und athemlos.

Kommen Sie, ich habe Befehl, Sie hinein zu führen, sagte der Diener.

Kuragin, zurück! schrie Dolochow, Verrath, zurück! Dabei rang er mit dem Portier, der hinter Anatol die Thür schließen wollte. Mit äußerster Kraftanstrengung schleuderte Dolochow den Mann zur Seite, erfaßte die Hand des flüchtenden Anatol, zog ihn zum Thorweg hinaus, und Beide liefen der Trojka zu.

XVIII.

Maria Dmitriewna hatte die weinende Ssonja im Corridor überrascht und hatte sie vermocht, ein offenes Geständniß abzulegen. Sie hatte Nataschas Brief aufgefangen und ging mit dem Brief in der Hand zu Natascha.

Abscheuliche, Schamlose! sagte sie zu ihr; ich will nichts von Dir wissen.

Mit diesen Worten stieß sie Natascha zurück, die sie mit verwunderten, aber trockenen Augen ansah, schloß sie

in ihr Zimmer ein und befahl dem Portier, die Herren welche heute Abend kommen würden, in den Hof hinein, aber nicht wieder herauszulassen. Dem Diener trug sie auf, die Ankommenden zu ihr zu bringen und erwartete die Entführer im Saale.

Als Gawrilo mit der Meldung erschien, daß die Herren entflohen wären, stand Maria Dmitriewna auf und ging mit gerunzelter Stirn, die Hände auf den Rücken gelegt, eine lange Weile in ihren Zimmern hin und her, und dachte darüber nach, was sie jetzt thun sollte.

Um Mitternacht ging sie, nachdem sie den Schlüssel aus ihrer Tasche hervorgesucht, zu Natascha. Ssonja saß noch immer weinend im Corridor.

Um Gottes willen, Maria Dmitriewna, lassen Sie mich zu ihr! bat das junge Mädchen.

Maria Dmitriewna antwortete nicht, öffnete die Thür und trat hinein.

„So ein schlechtes, schamloses Geschöpf ... in meinem Hause! ... mir thut nur der Vater leid!“ dachte sie, indem sie sich Mühe gab, ihren Zorn zu bemeistern. So schwer es auch ist, ich zwinge Alle zum Schweigen und verhehle dem Grafen, was vorgefallen ist.

Mit entschlossenen Schritten trat Maria Dmitriewna in's Zimmer; Natascha lag auf dem Divan, hielt die Hände vor das Gesicht und regte sich nicht. Sie war noch in derselben Stellung, in welcher Maria Dmitriewna sie verlassen hatte.

Schön, sehr schön! begann die alte Dame. In meinem Hause ein Stelldichein mit dem Geliebten veranstalten! ... Was soll die Verstellung ... Höre zu, wenn ich mit Dir spreche! Sie berührte die Hand des jungen Mädchens. Höre

zu, wenn ich mit Dir spreche! Du hast Dich selbst beschimpft, wie die letzte Dirne, und ich würde ganz anders mit Dir verfahren, wenn ich nicht Deinen Vater bedauerte. So aber werde ich schweigen.

Nataſcha änderte ihre Stellung nicht, aber ihr Körper erbebte in einem stillen, zuckenden Schluchzen, das sie fast erstickte. Maria Dmitriewna wandte sich an Ssonja, indem sie sich neben Nataſcha auf den Divan setzte.

Ein Glück für ihn, daß er mir heute entgangen ist, aber ich werde ihn finden, begann sie mit ihrer rauhen Stimme; hörst Du, was ich sage?

Sie legte ihre große Hand unter Nataschas Gesicht und wandte es sich zu. Maria Dmitriewna und Ssonja erstaunten, als sie es erblickten. Die Augen des jungen Mädchens waren glänzend und trocken, die Lippen zusammengepreßt, die Wangen eingefallen.

Lassen Sie mich . . . was soll ich . . . ich sterbe! sagte sie mit Wuth und Anstrengung, machte sich von Maria Dmitriewna los und nahm wieder ihre frühere Lage ein.

Natalia! . . . ich will nur Dein Bestes! antwortete Maria Dmitriewna; bleibe liegen wie Du willst . . . so wie jetzt . . . ich rühre Dich nicht an . . . aber höre! Ich will nicht davon sprechen, wie Du Dich vergangen hast . . . das weißt Du selbst. Aber morgen kommt Dein Vater . . . was soll ich ihm sagen . . . nun?

Wieder erzitterte Nataschas Körper in heftigem Weinen.

Nun? soll er es erfahren? und Dein Bruder . . . und Dein Bräutigam?

Ich habe keinen Bräutigam mehr, ich habe ihm abgeschrieben! rief Natascha.

Das bleibt sich gleich! fuhr Maria Dmitriewna fort.

Meinst Du, daß sie die Sache ruhen lassen, wenn sie davon hören? Und wenn Dein Vater — ich kenne ihn ja — den Menschen zum Duell herausfordert, ist das etwa gut . . . he?

Ach! lassen Sie mich . . . Warum haben Sie Alles zerstört? warum? . . . Wer hat Sie darum gebeten? schrie Natascha, indem sie sich etwas aufrichtete und Maria Dmitriewna mit bösen Augen ansah.

Aber was wolltest Du denn? schrie Marie Dmitriewna, und gerieth in Feuer. Hat man Dich etwa eingesperrt? Wer hätte ihn denn gehindert, uns zu besuchen? Warum Dich wie eine Zigeunerin entführen . . . Und wenn er Dich entführt hätte, meinst Du, daß ihn Dein Vater, Dein Bruder oder Dein Bräutigam nicht gefunden hätten? . . . Aber er ist ein Schurke, ein Taugenichts, das ist er!

Er ist besser, als Ihr Alle! rief Natascha, indem sie sich aufrichtete. Wenn Sie nicht dazwischen gekommen wären . . . Ach, mein Gott! warum? warum? Ssonja, warum? . . . Laßt mich allein! Und sie begann so verzweiflungsvoll zu weinen, wie man nur über selbstverschuldetes Leid zu weinen vermag.

Maria Dmitriewna wollte ihr zusprechen, aber Natascha schrie:

Geht! geht! Ihr Alle hasset und verachtet mich! und sie warf sich wieder auf den Divan.

Maria Dmitriewna fuhr noch eine Weile fort, Natascha in's Gewissen zu reden und ihr vorzustellen, daß die Sache dem Grafen verschwiegen werden und daß Niemand davon erfahren solle, wenn Natascha sich Mühe geben wollte, Alles zu vergessen und vor Jedermann zu verbergen, daß etwas vorgefallen war.

Natascha antwortete nicht; sie weinte auch nicht mehr, aber ein Fieberschauer schüttelte sie. Maria Dmitriewna legte ihr ein Kissen unter, deckte sie mit zwei Decken zu und brachte ihr Lindenblüthenthee; aber Natascha schien das Alles nicht zu bemerken.

Mag sie schlafen! sagte Maria Dmitriewna und verließ das Zimmer in der Meinung, daß Natascha eingeschlummert wäre. Aber Natascha schlief nicht, sondern lag mit offenen Augen da und starrte aus ihrem bleichen Gesicht vor sich hin. Die ganze Nacht schlief Natascha nicht, sie weinte auch nicht und sprach kein Wort mit Ssonja, obwohl diese ein paar Mal aufstand und zu ihr ging.

Am folgenden Tage kam Graf Ilja Andreitsch, wie er versprochen hatte, von seinem Landhause zurück. Er war sehr heiter; der Verkauf war im besten Gange, und so wurde er denn durch nichts mehr in Moskau festgehalten und gehindert, zu seiner Frau zurückzukehren, nach welcher er sich sehnte. Maria Dmitriewna ging ihm entgegen und sagte ihm: Natascha wäre am vergangenen Abend unwohl geworden; sie hätte nach dem Arzt geschickt, das junge Mädchen befände sich aber schon wieder besser.

Den ganzen Morgen verließ Natascha ihr Zimmer nicht. Mit zusammengepreßten, aufgesprungenen Lippen und trockenen, unbeweglichen Augen saß sie am Fenster, sah voll Unruhe den vorüberfahrenden Schlitten nach und drehte sich hastig um, so oft Jemand in's Zimmer trat. Sie wartete auf Nachrichten von ihm, wartete, daß er kommen oder ihr schreiben würde.

Als der Vater zu ihr kam, wandte sie sich beim Klang der Männerschritte hastig um, und ihr Gesicht nahm den

früheren kalten, bösen Ausdruck an. Sie stand nicht einmal auf, den Grafen zu begrüßen.

Was ist Dir, mein Engel? fragte er; bist Du krank?

Natascha schwieg.

Ja, ich bin krank! sagte sie dann. Auf die besorgte Frage des Grafen, warum sie so niedergeschlagen sei, und ob etwas mit dem Bräutigam vorgefallen wäre, versicherte sie, es wäre nichts geschehen und bat ihn, sich keine Sorge zu machen. Maria Dmitriewna bekräftigte Nataschas Aussage. Der Graf errieth jedoch aus der angeblichen Krankheit sowohl, wie aus Ssonjas und Maria Dmitriewnas Verlegenlegenheit, daß in seiner Abwesenheit etwas vorgefallen sein mußte. Aber es war ihm so fürchterlich, zu denken, seiner geliebten Tochter könnte ein Schimpf widerfahren sein, und seine heitere Ruhe war ihm so theuer, daß er jede Frage unterließ, sich zu glauben bemühte, daß wirklich nichts von Bedeutung vorgefallen sei, und nur bedauerte, durch Nataschas Unwohlsein die Abreise nach dem Gute verzögert zu sehen.

XIX.

Seit dem Tage, an welchem Pierres Frau nach Moskau gekommen war, hatte er die Absicht, irgend wohin zu reisen, nur um nicht mit ihr zusammen sein zu müssen, und nach der Ankunft des Grafen Rostow veranlaßte ihn der Eindruck, den Natascha auf ihn machte, die Ausführung seines Planes zu beschleunigen. Er reiste nach Twer zu der Wittwe Josif Alekssejewitschs, die schon lange versprochen hatte, ihm die Papiere ihres seligen Mannes zu übergeben.

Als Pierre nach Moskau zurückkehrte, fand er einen Brief von Maria Dmitriewna, die ihn bat, in einer wich-

tigen Angelegenheit, welche Andrej Bolkonskij und seine Braut beträfe, zu ihr zu kommen. Pierre hatte Nataścha vermieden, weil er in sich selbst eine stärkere Neigung für sie entdeckt, als ein verheiratheter Mann für die Braut seines Freundes haben darf. Aber das Schicksal führte ihn immer wieder mit ihr zusammen.

„Was ist geschehen? Und was hat sie mit mir zu thun? dachte er, während er sich ankleidete, um zu Maria Dmitriewna zu fahren. Fürst Andrej sollte nur bald kommen und sie heirathen,“ dachte er weiter, als er zur Frau Achrossimowa unterwegs war.

Auf dem Twer-Boulevard wurde er angerufen.

Pierre, seit wann bist Du hier? fragte eine bekannte Stimme. Pierre erhob den Kopf. In einem mit zwei Schimmelhengsten bespannten Schlitten, den die feurigen Thiere mit Schnee überstreuten, flog Anatol mit seinem beständigen Begleiter, Makarin, vorüber. Anatol saß in der klassischen Haltung eines militärischen Stutzers da, verhüllte den unteren Theil des Gesichtes mit dem Biberkragen und hatte den Kopf etwas gesenkt. Sein Antlitz war frisch und roth. Der Hut mit dem weißen Federbusch war auf die Seite geschoben; auf der anderen Seite zeigte sich das gebrannte, pomadisirte, mit Schnee bestreute Haar.

„Wahrhaftig, das ist der wahre Weise! dachte Pierre. Er sieht nicht über den Genuß des Augenblicks hinaus; nichts beunruhigt ihn, und so ist er immer heiter, sorglos und zufrieden. Was gäbe ich darum, wenn ich so zu sein vermöchte, wie er!“

Im Vorzimmer der Frau Achrossimowa sagte ihm der Lakai, der ihm den Pelz abnahm, daß ihn Maria Dmitriewna bitten lasse, in ihr Schlafzimmer zu kommen.

Als Pierre die Thür des Salons öffnete, erblickte er Nataſcha, die mit bleichem, hageren, finſteren Geſicht am Fenſter ſaß. Sie ſah ihn an, runzelte die Stirn und ging mit dem Ausdruck kalter Würde aus dem Zimmer.

Was giebt es? fragte Pierre, als er bei Maria Dmitriewna eintrat.

Schöne Geſchichten! antwortete ſie. Achtundfünfzig Jahre habe ich auf Erden gelebt, aber eine ſolche Schande iſt mir nicht vorgekommen! Und nachdem ſie von Pierre das Ehrenwort erhalten, über Alles, was er erfahren würde, ſchweigen zu wollen, theilte ſie ihm mit, daß Nataſcha ohne Vorwiſſen der Eltern ſich von ihrem Bräutigam losgeſagt habe; daß Anatol Kuragin, mit welchem Pierres Frau das junge Mädchen zuſammengebracht, der Grund dieſes Schrittes ſei, und daß Nataſcha die Abſicht gehabt, in Abweſenheit des Vaters mit Anatol zu entfliehen, um ſich heimlich mit ihm trauen zu laſſen.

Pierre hörte Maria Dmitriewna mit heraufgezogenen Schultern und offenem Munde an, und traute ſeinen Ohren nicht. Die heißgeliebte Braut des Fürſten Andrej, die reizende Nataſcha Roſtowa wollte Bolkonskij mit dem Narren Anatol vertauſchen, der — wie Pierre wußte — bereits verheirathet war, und hatte ſich ſo in ihn verliebt, daß ſie bereit geweſen, mit ihm zu entfliehen. Pierre konnte ſich das weder vorſtellen, noch erklären.

Er konnte den anmuthigen Eindruck, den Nataſcha von Kindheit an auf ihn gemacht, nicht mit der neuen Vorſtellung ihrer Schmach, Thorheit und Herzloſigkeit vereinigen. Dann dachte er an ſeine Frau. „Sie ſind ſich Alle gleich!“ ſagte er zu ſich ſelbſt, und dachte weiter, daß es nicht ihm allein beſchieden, an eine ſchlechte Frau

gefesselt zu sein. Dabei bemitleidete er den Fürsten Andrej bis zu Thränen, und je mehr er seinen Freund bedauerte, um so mehr dachte er mit Verachtung und sogar mit Abscheu an Nataſcha, die eben erst vor seinen Augen mit so kalter Würde aus dem Saale gegangen war. Er wußte nicht, daß Verzweiflung, Scham und Selbstverachtung ihre Seele erfüllten, und daß ihr Antlitz unwillkürlich und ohne ihre Schuld den Ausdruck der Kälte und Würde angenommen.

Trauen lassen? sagte Pierre, nachdem er den Bericht Maria Dmitriewnas angehört. Wie kann er sich trauen lassen; er ist ja verheirathet!

Das wird ja immer besser! rief Maria Dmitriewna. Ein netter Bursche! das nenn' ich einen Schurken! . . . Und sie wartet seit zwei Tagen auf ihn . . . vielleicht giebt sie nun das Warten auf! Wir müssen ihr Alles sagen.

Nachdem sie Pierre ausführlich über Anatols Heirath befragt und ihrem Zorn gegen ihn in Schimpfworten Luft gemacht, erklärte Maria Dmitriewna, warum sie Pierre hergerufen hätte. Sie fürchtete, der Graf oder Bolkonskij, der jeden Augenblick eintreffen konnte, könnten die Sache, die sie ihnen verhehlen wollte, erfahren und Kuragin zum Zweikampf herausfordern; deshalb bat sie Pierre, seinem Schwager in ihrem Namen zu befehlen, daß er Moskau verlasse, und ihr nicht wieder vor Augen komme.

Pierre, der die Gefahr erkannte, die dem alten Grafen, Nikolaj und Andrej drohte, versprach ihre Wünsche zu erfüllen, und nachdem sie ihre Forderungen klar und bündig ausgesprochen hatte, entließ sie ihn in den Salon.

Der Graf, siehst Du, weiß von nichts; thu Du auch, als ob Du nichts wüßtest, sagte sie. Ich gehe jetzt zu

ihr und mache ihr klar, daß das Warten vergeblich ist. Bleibe zum Mittag, wenn Du Lust hast! rief sie Pierre noch zu.

Pierre begrüßte den alten Grafen, der verlegen und aufgebracht war. Nataſcha hatte ihm diesen Morgen erklärt, daß sie Bolkonskij sein Wort zurückgegeben habe.

Ach, ein Leiden, mein Lieber, sagte er zu Pierre, ein Leiden, diese Mädchen ohne die Mutter! Wie ich es bereue, hergekommen zu sein! . . . Ich will offen mit Ihnen sprechen . . . haben Sie schon gehört? Sie hat dem Bräutigam abgeschrieben, ohne einen Menschen zu fragen . . . Wenn ich auch zugebe, daß ich mich über diese Partie nicht sehr gefreut habe — denn obgleich er ein guter Mensch ist, war die Verbindung ohne des Vaters Einwilligung kein Glück, und Nataſcha wird nicht ohne Bewerber bleiben — aber die Sache hat nun schon so lange gedauert, und wie konnte sie einen solchen Schritt thun ohne Vater und Mutter? Jetzt ist sie krank, Gott mag wissen, was ihr fehlt. Es ist schlimm, Graf, sehr schlimm, eine Tochter ohne Mutter zu haben.

Pierre sah, daß der alte Graf sehr aufgeregt war, und bemühte sich, das Gespräch auf andere Dinge zu lenken; aber Ilja Andreitsch kehrte immer zu seinem Kummer zurück.

Nach einer Weile trat Sſonja mit besorgter Miene in den Salon.

Nataſcha fühlt sich nicht wohl, und wünscht Sie zu sehen, sagte sie mit verlegener Miene. Maria Dmitriewna ist bei ihr, und bittet ebenfalls, daß Sie kommen.

Ja, ja, Sie sind ja Bolkonskijs Freund, gewiß will sie Ihnen etwas mittheilen, meinte der Graf. Mein Gott,

mein Gott, wie gut konnte Alles sein! Er griff in seine spärlichen grauen Haare und ging aus dem Zimmer.

Maria Dmitriewna hatte Nataschа mitgetheilt, daß Anatol verheirathet sei, Nataschа aber hatte es nicht glauben wollen, sondern verlangte die Bestätigung von Pierre selbst zu hören. Das sagte ihm Ssonja, während sie ihn durch den Corridor zu Nataschas Zimmer führte.

Nataschа saß bleich und starr neben Maria Dmitriewna, und als Pierre in der Thür erschien, sah sie ihm mit fieberhaft glänzenden, erwartungsvollen, fragenden Augen entgegen. Sie lächelte ihm nicht zu, nickte nicht, sah ihm nur starr in's Gesicht, und ihr Blick fragte: ob er Anatols Freund, oder wie alle Anderen, sein Feind wäre. Pierre selbst schien für sie nicht da zu sein.

Er weiß Alles, sagte Maria Dmitriewna, indem sie auf Pierre deutete; lasse Dir von ihm erzählen, ob ich die Wahrheit gesagt habe.

Wie ein angeschossenes Wild die herannahenden Hunde und Jäger ansieht, blickte Nataschа von Einem zum Anderen.

Natalia Iljinitschna, fing Pierre an, indem er in einer Regung des Mitleids mit ihr und des Widerwillens vor der Operation, die er ausführen sollte, die Augen niederschlug, ob das Alles wahr ist oder nicht, müßte für Sie ganz gleich sein, weil . . .

Es ist also nicht wahr? Er ist nicht verheirathet?

Ja, es ist wahr!

Ist er schon lange verheirathet? Ihr Ehrenwort? fragte Nataschа.

Pierre gab ihr sein Ehrenwort.

Ist er noch hier? fügte sie schnell hinzu.

Ja, ich habe ihn eben gesehen.

Sie machte mit den Händen ein Zeichen, daß man sie allein lassen möge. Sprechen konnte sie nicht.

XX.

Pierre blieb nicht zum Mittagessen, sondern ging weg, sobald er Nataschas Zimmer verlassen hatte. Er fuhr durch die Stadt, um Anatol Kuragin zu suchen, an den er nicht denken konnte, ohne daß ihm das Blut zum Herzen drang und ihm den Athem benahm. Auf den „Bergen", bei den Zigeunern und bei Comoneno war er nicht. Pierre begab sich in den Club. Im Club ging Alles im alten Gleise. Die Gäste, die zum Mittagessen gekommen waren, saßen in Gruppen zusammen, begrüßten Pierre und sprachen von Stadtneuigkeiten. Auch der Clubdiener begrüßte ihn und meldete, da er seine Freunde und Gewohnheiten kannte, daß er Pierre einen Platz im kleinen Eßzimmer reservirt habe, und daß Fürst Michail Sacharytsch im Lesezimmer, Pawel Timofjeitsch dagegen noch nicht erschienen sei. Mitten in einem Gespräch über das Wetter fragte plötzlich ein Bekannter, ob Pierre von der Entführung der Comtesse Rostowa durch Kuragin gehört habe, von der man in der ganzen Stadt spreche.

Pierre lächelte dazu und sagte, es wäre Unsinn, er käme soeben von Rostows. Dann erkundigte er sich bei Allen nach Anatol. Der Eine sagte, er wäre nicht gekommen, der Andere meinte, daß er sich zum Essen einstellen würde.

Pierre war eigen zu Muthe, wenn er diese ruhige, kaltblütige Versammlung überblickte, in der Niemand

ahnte, was in seiner Seele vorging. Er wanderte durch die Säle, wartete, bis Alle Platz genommen hatten, und als er sah, daß Anatol nicht darunter war, blieb er nicht zum Essen, sondern fuhr nach Hause.

Anatol, den er suchte, speiste an diesem Tage bei Dolochow und besprach mit ihm, wie sie das verfehlte Unternehmen auf's Neue in's Werk setzen sollten. Am nothwendigsten erschien es ihm, Natascha zu sprechen, und er fuhr deshalb Abends zu seiner Schwester, um mit ihr die Möglichkeit eines Wiedersehens zu verabreden.

Als Pierre, nachdem er vergebens durch ganz Moskau gefahren war, nach Hause zurück kam, sagte ihm der Kammerdiener, daß Fürst Anatol Wassilijewitsch bei der Gräfin sei.

Helénes Salon war von Gästen überfüllt. Obwohl Pierre seine Frau seit seiner Rückkehr nicht gesehen hatte (sie war ihm gerade jetzt verhaßter, als je), trat er, ohne sie zu begrüßen, bei ihr ein und ging, als er Anatol erblickte, auf diesen zu.

Ah, Pierre! sagte die Gräfin, indem sie ihrem Manne entgegen trat, Du weißt nicht, in welcher Lage sich unser Anatol befindet . . . Sie stockte, denn in dem gesenkten Antlitz ihres Mannes, in seinen funkelnden Augen, seiner entschlossenen Haltung lag wieder der erschreckende Ausdruck jener Wuth und Gewaltthätigkeit, die sie kannte und, nach dem Duell mit Dolochow, an sich selbst erfahren hatte.

Wo Ihr seid, ist das Laster, die Verderbniß! sagte Pierre zu seiner Frau. Kommen Sie, Anatol, ich habe mit Ihnen zu sprechen, fügte er französisch hinzu.

Anatol sah seine Schwester an, stand aber gehorsam auf, um mit Pierre zu gehen.

Pierre nahm seinen Arm und führte ihn fort.

Wenn Sie sich erlauben, in meinem Salon, fing Helène leise an; aber Pierre antwortete ihr nicht und verließ das Zimmer.

Anatol ging mit seinem gewöhnlichen kecken Schritte neben ihm her, aber auf seinem Gesicht war eine gewisse Verlegenheit zu erkennen.

Als sie das Kabinet erreicht hatten, machte Pierre die Thür zu und sagte zu Anatol, ohne ihn anzusehen:

Hatten Sie versprochen, die Comtesse Rostowa zu heirathen . . . und haben sie sie entführen wollen?

Mein Lieber, fing Anatol französisch an (das ganze Gespräch wurde in dieser Sprache geführt), ich halte mich nicht verbunden, auf Fragen zu antworten, die in solchem Tone gestellt werden.

Pierres Gesicht, das schon früher bleich gewesen war, verzerrte sich zum Ausdruck der Wuth. Mit seiner großen Hand packte er Anatol am Uniformkragen und schüttelte ihn, bis Anatols Antlitz den genügenden Ausdruck des Schreckens zeigte.

Wenn ich sage, daß ich mit Ihnen zu sprechen habe! wiederholte Pierre.

Ach was, das sind Thorheiten! sagte Anatol und griff nach einem abgerissenen Uniformknopf.

Sie sind ein Schurke, ein Niederträchtiger, ich weiß nicht, was mich verhindert, mir die Freude zu machen, Ihnen den Hirnschädel einzuschlagen . . . mit diesem . . . sagte Pierre, der sich so gezwungen ausdrückte, weil er französisch sprach. Dabei nahm er einen wuchtigen Briefbeschwerer in die Hand, hob ihn drohend in die Höhe, legte ihn aber schnell wieder auf den alten Platz.

Haben Sie versprochen, das junge Mädchen zu heirathen?

Ich . . . ich . . . ich habe nicht daran gedacht . . . habe das auch niemals versprechen können, weil . . .

Pierre unterbrach ihn.

Haben Sie Briefe von ihr? Haben Sie Briefe? wiederholte er, indem er sich Anatol näherte.

Anatol sah ihn an, steckte die Hand in die Tasche und zog sofort sein Portefeuille heraus.

Pierre nahm den Brief, den er ihm überreichte, schleuderte den Tisch weg, der ihm im Wege stand und warf sich auf den Divan.

Ich werde nicht heftig sein, fürchten Sie nichts, sagte Pierre als Antwort auf Anatols schreckenvolle Geberde, und als ob er sich eine Aufgabe wiederholte, fuhr er fort: Erstens: die Briefe . . . Zweitens, fügte er nach kurzem Schweigen hinzu, indem er aufstand und durch das Zimmer ging, zweitens müssen Sie morgen Moskau verlassen.

Wie kann ich . . .

Drittens, sagte Pierre, ohne auf Anatol zu hören, dürfen Sie nie zu irgend Jemand ein Wort über das sprechen, was zwischen Ihnen und der Comtesse vorgefallen ist . . . Ich weiß zwar, daß ich es Ihnen nicht untersagen kann, aber wenn Sie nur einen Funken von Gewissen haben . . .

Pierre ging schweigend mehrmals durch das Zimmer. Anatol saß am Tische mit gerunzelter Stirn und biß sich in die Lippen.

Sie müssen doch endlich einmal begreifen, daß, außer Ihrem Vergnügen auch das Glück und die Ruhe Anderer einen Werth haben . . . und daß Sie ein ganzes Leben um ihres Vergnügens willen vernichten. Spielen Sie mit

Weibern, die meiner Frau gleichen; diesen gegenüber sind Sie in Ihrem Rechte ... Die wissen, was Sie von Ihnen verlangen, und besitzen die Erfahrung des Lasters als Waffe gegen Sie ... Aber einem jungen Mädchen die Heirath versprechen ... sie betrügen, sie entführen ... wie, begreifen Sie denn nicht, daß das eben so gemein ist, wie einen Greis oder einen Säugling mißhandeln! ...

Pierre schwieg und sah Anatol nun nicht mehr zornig, sondern fragend an.

Das weiß ich nicht ... sagte Anatol, der um so muthiger wurde, je mehr Pierre seinen Zorn bemeisterte. Das weiß ich nicht und will es nicht wissen! wiederholte er, ohne Pierre anzusehen, und sein Kinn zitterte leise; aber Sie haben mir Worte gesagt, wie niedrig, gemein und dergleichen, die ich, als ein Mann von Ehre, Niemand gestatte.

Pierre sah ihn verwundert an und war nicht im Stande zu begreifen, was er wollte.

Obwohl es unter vier Augen geschehen ist, fuhr Anatol fort, kann ich nicht zugeben ...

Sie verlangen wohl Satisfaktion? fragte Pierre spöttisch.

Wenigstens müssen Sie Ihre Worte zurücknehmen ... wenn Sie wollen, daß ich Ihr Verlangen erfülle ... he?

Ich nehme sie, nehme sie zurück und bitte Sie um Entschuldigung, sagte Pierre, indem er unwillkürlich nach dem abgerissenen Knopfe hinsah. Ich gebe Ihnen auch Reisegeld, wenn Sie es brauchen. Anatol lächelte.

Dies gemeine Lächeln, das Pierre auch an seiner Frau kannte, brachte ihn von Neuem auf.

Niedriges, herzloses Gezücht! sagte er und verließ das Zimmer.

Am folgenden Tage reiste Anatol nach Petersburg ab.

XXI.

Pierre fuhr zu Maria Dmitriewna, um ihr die Erfüllung ihrer Wünsche in Bezug auf die Verbannung Kuragins aus Moskau mitzutheilen. Das ganze Haus war in Angst und Unruhe; Natascha war sehr krank. Sie hatte, wie Maria Dmitriewna Pierre vertraute, in der Nacht, nachdem sie Anatols Verheirathung erfahren, Arsenik genommen, das sie sich heimlich verschafft. Als sie etwas davon genommen, war sie jedoch so in Schrecken gerathen, daß sie Ssonja geweckt und ihr gesagt hatte, was sie gethan. So waren denn zur rechten Zeit die nöthigen Maßregeln gegen das Gift ergriffen, und sie befand sich jetzt außer Gefahr, war jedoch noch zu schwach, um die Reise nach dem Gute antreten zu können. Statt dessen war die Gräfin hergerufen worden. Pierre sah den verstörten Grafen und die verweinte Ssonja, aber Natascha bekam er nicht zu sehen.

Zum Essen ging er in den Club, hörte von allen Seiten von der beabsichtigten Entführung der Comtesse Rostowa und widersprach diesem Gerücht mit großer Hartnäckigkeit, indem er Jedermann die Versicherung gab, es wäre nichts weiter geschehen, als daß sein Schwager dem jungen Mädchen einen Antrag gemacht habe und abgewiesen worden sei. Pierre hielt es für seine Pflicht, Alles abzuleugnen, um Nataschas Ruf wieder herzustellen.

Voll Sorge wartete er auf die Rückkehr des Fürsten

Andrej und fuhr täglich zu dem alten Fürsten, um sich nach dem Freunde zu erkundigen.

Fürst Nikolaj Andreitsch war durch Mlle. Bourienne von allen Gerüchten, die in der Stadt im Umlauf waren, unterrichtet und hatte den Brief an Fürstin Maria gelesen, in dem Nataſcha ihrem Bräutigam absagte. Der alte Herr schien heiterer als gewöhnlich und wartete mit Ungeduld auf seinen Sohn.

Einige Tage nach Anatols Abreise bekam Pierre ein Billet vom Fürsten Andrej, der ihm seine Ankunft meldete und um seinen Besuch bat.

Gleich im ersten Augenblick nach seiner Ankunft in Moskau hatte Fürst Andrej von seinem Vater den Brief erhalten, in dem sich Nataſcha von ihm lossagte. (Mlle. Bourienne hatte der Fürstin Maria das Billet gestohlen und es dem alten Fürsten gegeben.) Auch von der Entführung Nataſchas erzählte der alte Herr mit vielen Uebertreibungen.

Fürst Andrej war Abends angekommen; am nächsten Morgen ging Pierre zu ihm. Er erwartete, den Freund in ähnlichem Zustande zu finden, wie Nataſcha, und war daher sehr erstaunt, als er beim Eintritt in den Salon aus dem anstoßenden Kabinet die laute Stimme des Fürsten Andrej hörte, der lebhaft über eine Petersburger Tagesneuigkeit sprach. Sein Vater und noch ein Anderer unterbrachen ihn hin und wieder. Fürstin Maria kam Pierre entgegen. Sie seufzte und deutete mit den Augen auf die Thür, hinter der sich Fürst Andrej befand, als ob sie ihre Theilnahme mit seinem Kummer ausdrücken wollte; aber Pierre sah auch auf ihrem Gesicht, daß sie sowohl mit dem Geschehenen zufrieden war, wie mit der Art und Weise, in

der ihr Bruder die Nachricht vom Treubruch der Braut hingenommen hatte.

Er behauptet, daß er das vorausgesehen habe, sagte sie; ich weiß, daß sein Stolz ihm nicht erlauben wird, sein wirkliches Gefühl zu zeigen; aber er hat es doch besser, viel besser ertragen, als ich es erwartete. Man sieht, es hat so sollen sein . . .

Aber ist denn wirklich Alles zu Ende? sagte Pierre.

Fürstin Maria sah ihn verwundert an. Sie begriff nicht einmal, wie man das noch fragen konnte.

Pierre trat in das Kabinet. Fürst Andrej, der sich sehr verändert hatte, unverkennbar gesünder geworden war, aber eine neue Querfalte zwischen den Brauen hatte, stand in Civilkleidern vor seinem Vater und dem Fürsten Meschtscherskij, gegen die er heftig mit energischen Geberden stritt. Sie sprachen von Speranskij. Die Nachricht seiner plötzlichen Verbannung und des ihm schuldgegebenen Verrathes war eben nach Moskau gekommen.

Speranskij wird jetzt sowohl von allen Denen verurtheilt und angeklagt, die vor kaum einem Monat für ihn begeistert waren, wie von Denen, die nie im Stande gewesen, seine Ziele zu verstehen, sagte Fürst Andrej. Es ist sehr leicht, den in Ungnade Gefallenen zu verdammen, und alle Fehler der Anderen auf ihn abzuwälzen; ich aber behaupte, daß, wenn unter dieser Regierung etwas Gutes geschaffen worden ist, so war es durch ihn, durch ihn allein ... Fürst Andrej hielt inne, weil er Pierre erblickte. Sein Gesicht zuckte und nahm einen finstern Ausdruck an. Die Nachwelt wird Speranskij Gerechtigkeit widerfahren lassen, schloß er, indem er sich rasch zu Pierre wandte.

Nun wie geht es Dir? Du wirst immer dicker, sagte

er lebhaft, aber wieder zeigte sich die Falte, die tief in die Stirn einschnitt. Ja, ich bin gesund! antwortete er auf die Frage des Freundes und lächelte. Es war ein Lächeln, das Pierre deutlich sagte: Ich bin gesund — aber meine Gesundheit ist für Niemand von Bedeutung.

Nachdem Fürst Andrej noch einige Worte zu Pierre gesprochen: über den schrecklichen Weg von der polnischen Grenze ab, über Bekannte Pierres, die er in der Schweiz getroffen, und über einen Herren Dessalle, den er als Erzieher für seinen Sohn aus dem Auslande mitgebracht, nahm er wieder eifrig Theil an dem Gespräch über Speranskij, das die beiden alten Herren fortgeführt hatten.

Wenn ein Verrath vorläge, und Beweise für seinen geheimen Verkehr mit Napoleon da wären, würde man sie veröffentlichen, sagte er rasch und eifrig. Ich persönlich liebe Speranskij nicht, habe ihn nie geliebt, aber ich liebe die Gerechtigkeit.

Pierre sah seinen Freund von jenem ihm nur zu wohl bekannten Verlangen getrieben, sich aufzuregen und über eine ihm persönlich ganz fern liegende Sache zu streiten, um die eigenen, schweren Herzenserregungen zu übertäuben.

Als Fürst Meschtscherskij gegangen war, nahm Fürst Andrej Pierre unter den Arm und führte ihn in das Zimmer, das man ihm angewiesen hatte. Ein Bett war darin aufgeschlagen, und geöffnete Mantelsäcke und Kisten lagen und standen umher. Fürst Andrej trat an eine heran, nahm eine Schatulle daraus hervor, und aus dieser ein Päckchen in Papier. Er that es schweigend und schnell, reckte sich, hustete, sein Gesicht umwölkte sich, und er preßte die Lippen zusammen.

Verzeihe mir, wenn ich Dich belästige, fing er an.

Pierre errieth, daß er von Natascha sprechen wollte, und sein breites Gesicht drückte Bedauern und Mitgefühl aus. Dieser Ausdruck ärgerte den Fürsten Andrej; mit entschlossenem, klangvollem, unfreundlichen Tone fuhr er fort:

Ich habe von Comtesse Rostowa einen Absagebrief bekommen, und das Gerücht erzählt von einer Werbung Deines Schwagers oder etwas Aehnlichem... ist das wahr?

Wahr und nicht wahr, fing Pierre an; Fürst Andrej unterbrach ihn.

Da sind ihre Briefe und ihr Porträt, sagte er; er nahm das Päckchen vom Tische und reichte es Pierre. Gieb es der Comtesse, wenn Du sie siehst.

Sie ist sehr krank, sagte Pierre.

Also ist sie noch hier? fragte Fürst Andrej. Und Kuragin? fügte er rasch hinzu.

Er ist schon lange fort ... Sie war dem Tode nahe.

Das thut mir sehr leid! antwortete Fürst Andrej und lächelte kalt, unfreundlich und boshaft wie sein Vater. Herr Kuragin hat also die Comtesse Rostowa nicht seiner Hand gewürdigt? fügte er hinzu, indem er schnell und laut schnaubte.

Er konnte sie nicht heirathen, weil er verheirathet ist, antwortete Pierre.

Fürst Andrej lächelte wieder in der unangenehmen Weise, die an seinen Vater erinnerte.

Und wo ist Dein Schwager jetzt? darf ich es erfahren? fragte er.

Er ist nach Peters ... übrigens weiß ich's nicht genau, antwortete Pierre.

Es ist auch gleichgiltig! sagte Fürst Andrej. Der Comtesse Rostowa bitte ich Dich zu sagen, daß sie voll-

kommen frei war und ist, und daß ich ihr alles Gute wünsche.

Pierre nahm das Päckchen Papiere in die Hände; Fürst Andrej sah ihn mit einem starren Blicke an, als ob er sich besänne, was er etwa noch zu sagen hätte, oder als ob er erwartete, daß Pierre etwas sagen würde.

Höre, erinnerst Du Dich unseres Streites in Petersburg? fragte Pierre, erinnerst Du Dich . . .

Ich erinnere mich, fiel ihm Fürst Andrej rasch in's Wort. Ich sagte, man müsse einer gefallenen Frau verzeihen . . . aber ich sagte nicht, daß ich verzeihen kann . . . ich kann es nicht!

Darf man das denn vergleichen? fragte Pierre. Fürst Andrej unterbrach ihn. Mit schneidendem Tone schrie er:

Ja, wieder um ihre Hand bitten, großmüthig sein und dergleichen . . . das wäre edel . . . aber ich bin nicht im Stande in die Fußstapfen dieses Herrn zu treten. Wenn Du mein Freund sein willst, so sprich nie mehr mit mir über diese . . . über dies Alles . . . Und nun Lebewohl. Du wirst es ihr also geben?

Pierre entfernte sich; er ging zu dem alten Fürsten und zur Fürstin Maria.

Der alte Herr schien lebhafter als gewöhnlich; Fürstin Maria war ganz, wie immer, aber aus allem ihrem Mitgefühl für den Bruder erkannte Pierre, wie sie sich freute, daß seine Heirath sich zerschlagen hatte. Indem er diese Beiden ansah, begriff er, welche Verachtung und Abneigung sie gegen Rostows hegten, und verstand, daß in ihrer Gegenwart der Name Derjenigen, die im Stande gewesen war, dem Fürsten Andrej irgend einen Anderen vorzuziehen, nicht genannt werden durfte.

Während des Mittagessens wurde vom Kriege gesprochen, dessen Herannahen schon deutlich zu spüren war. Fürst Andrej sprach und stritt unaufhörlich, bald mit dem Vater, bald mit dem Schweizer Dessalle und schien von ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, einer Lebhaftigkeit, deren innerster Grund Pierre nur zu genau bekannt war.

XXII.

Denselben Abend fuhr Pierre zu Rostows, um seinen Auftrag zu erfüllen. Nataschа lag zu Bett, der Graf war im Club und Pierre ging, nachdem er Ssonja die Briefe übergeben hatte, zu Maria Dmitriewna, die zu erfahren wünschte, wie Fürst Andrej die Sache aufgenommen. Zehn Minuten später trat Ssonja bei Maria Dmitriewna ein.

Natascha will durchaus den Grafen Peter Kirillowitsch sehen, sagte sie.

Wie . . . soll er zu ihr kommen? fragte Maria Dmitriewna. Wie denn, da ist ja nichts in Ordnung . . .

Nein, sie hat sich angekleidet und ist in den Salon gegangen, antwortete Ssonja. Maria Dmitriewna zuckte die Achseln.

Wann wird die Gräfin kommen! mich quält das Alles zu Tode. Höre 'mal, sage ihr nicht Alles . . . wandte sie sich zu Pierre. Mir fehlt der Muth, sie auszuschelten, so bedauernswerth kommt sie mir vor.

Natascha stand mager, bleich, mit strengem Gesicht (nicht aber beschämt, wie Pierre sie zu finden erwartete) mitten im Salon. Als Pierre in der Thür erschien, wurde sie unruhig und war sichtlich unentschlossen, ob sie auf ihn zugehen oder ihn erwarten sollte.

Pierre ging ihr rasch entgegen. Er glaubte, daß sie ihm wie immer die Hand reichen würde. Aber als er ihr nahe kam, blieb sie stehen, athmete schwer und ließ die Hände sinken, ganz in der Haltung, in der sie in die Mitte des Saales zu treten pflegte, um zu singen — nur mit ganz anderem Ausdruck.

Peter Kirillowitsch! sagte sie rasch, Fürst Bolkonskij war Ihr Freund . . . er ist Ihr Freund, verbesserte sie sich (es kam ihr jetzt immer vor, als ob Alles gewesen und anders geworden wäre). Er sagte mir damals, ich sollte mich an Sie wenden . . .

Pierre athmete schwer und sah sie schweigend an. Bis jetzt hatte er ihr in seinem Herzen Vorwürfe gemacht und sie zu verachten gesucht; aber in diesem Augenblicke that sie ihm so leid, daß für den Vorwurf kein Raum in seiner Seele blieb.

Er ist jetzt hier . . . sagen Sie ihm, er möge mir ver . . . verzeihen! Sie verstummte und athmete noch schwerer, weinte aber nicht.

Ja, ich werde ihm das sagen, antwortete Pierre. Aber . . . er wußte nicht, was er sagen sollte.

Nataſcha erschrak offenbar vor dem Gedanken, der möglicherweise in Pierre aufstieg.

Nein, ich weiß, daß Alles zu Ende ist, sagte sie hastig. Es kann auch niemals anders werden . . . Was mich quält, ist das Böse, das ich ihm gethan habe. Sagen Sie ihm nur, daß ich ihn bitte, mir zu verzeihen . . . verzeihen . . . verzeihen . . .

Sie zitterte am ganzen Körper und setzte sich auf einen Stuhl.

Ein Gefühl des Mitleids, wie er es noch nie empfunden, erfüllte Pierres Herz ganz.

Ich werde es ihm sagen, werde ihm Alles noch einmal sagen ... fing er an. Aber Eins möchte ich wissen ...

„Was?“ fragte Nataschas Blick.

Ich möchte wissen, ob Sie ... (Pierre wußte nicht, wie er Anatol nennen sollte, und erröthete bei dem Gedanken an ihn) ob Sie diesen schlechten Menschen geliebt haben!

Nennen Sie ihn nicht schlecht, sagte Natascha. Aber ich weiß gar nichts ... gar nichts! sie fing an zu weinen.

Ein noch stärkeres Gefühl des Mitleids, der Zärtlichkeit und Liebe überkam Pierre. Er bemerkte, daß sich Thränen unter seiner Brille hervordrängten und hoffte, daß sie unbemerkt bleiben würden.

Lassen Sie uns nicht mehr davon sprechen, liebe Freundin! sagte er.

Wie eigenthümlich berührte Natascha diese weiche, sanfte, herzliche Stimme!

Lassen Sie uns nicht mehr davon sprechen, liebe Freundin; ich werde ihm Alles sagen ... Aber um Eins bitte ich Sie, betrachten Sie mich als Ihren Freund, und wenn Sie Hilfe brauchen oder Rath, wenn Sie einfach das Bedürfniß fühlen, Ihr Herz gegen Jemand auszuschütten ... nicht jetzt, aber wenn es wieder klarer in Ihrer Seele sein wird, dann erinnern Sie sich meiner. Er nahm ihre Hand und küßte sie. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich im Stande wäre ...

Pierre gerieth in Verwirrung.

Sprechen Sie nicht so mit mir ... ich bin's nicht werth! schrie Natascha auf und wollte aus dem Zimmer eilen, aber Pierre hielt sie am Arme fest. Er fühlte, daß

er ihr noch etwas zu sagen hatte. Aber als er es gesagt hatte, war er selbst über seine Worte erstaunt.

Hören Sie auf! hören Sie auf, das ganze Leben liegt noch vor Ihnen, fing er an.

Vor mir? . . . Nein! für mich ist Alles verloren! sagte sie beschämt und demüthig.

Alles verloren? wiederholte er; wenn ich nicht i ch wäre, sondern der schönste, klügste, beste Mensch der Welt, und frei — so würde ich diesen Augenblick auf meinen Knieen um Ihre Hand und Ihre Liebe bitten.

Zum erstenmale nach vielen Tagen weinte Natascha Thränen der Dankbarkeit und Rührung, und mit einem Blick auf Pierre entfernte sie sich aus dem Zimmer.

Gleich nach ihr eilte auch Pierre in's Vorzimmer hinaus. Thränen der Rührung und des Glücks schnürten ihm die Kehle zu, und als er den Pelz anzog, war er kaum im Stande den Aermel zu finden. Er setzte sich in seinen Schlitten.

Wohin befehlen Sie? fragte der Kutscher.

„Wohin? fragte sich Pierre, wohin kann ich jetzt fahren? Ist's möglich, in den Club zu gehen, oder Besuche zu machen?" Alle Menschen erschienen ihm jetzt so bedauernswürdig, so arm, neben dem Gefühl der Rührung und Liebe, das er empfand, neben dem weichen, dankbaren Blick, mit welchem s i e zum letztenmale durch Thränen zu ihm aufgesehen hatte.

Nach Hause! sagte er und trotz der zehn Grad Kälte öffnete er den Bärenpelz über seiner breiten, freudig athmenden Brust.

Es war kalt und hell. Ueber den schmutzigen, halbdunkeln Straßen, über den schwarzen Häusern stand der

nächtliche Sternenhimmel. Pierre sah zu ihm empor und empfand nicht mehr die beengende Niedrigkeit alles Irdischen, im Vergleich zu der Höhe, zu welcher sich seine Seele erhoben hatte.

Auf dem Arbat eröffnete sich seinen Augen der weite Umkreis des dunkeln Sternenhimmels; fast in der Mitte dieses Himmels, über dem Pretschistjenka-Boulevard, stand von Sternen umringt und gleichsam überschüttet, aber von Allen unterschieden durch seine Erdnähe, sein weißes Licht, und den langen, nach oben gerichteten Schweif, der große helle Komet des Jahres 1812; der Komet, der, wie es hieß, alle möglichen Greuel und den Weltuntergang prophezeite. Aber in Pierre erregte dieser helle Stern mit dem langen Strahlenschweife kein Gefühl des Schreckens. Im Gegentheil, mit freudigen, thränenfeuchten Augen blickte er auf dies helle Gestirn, das jetzt — nachdem es mit unaussprechlicher Schnelligkeit unermeßliche Strecken auf seiner Bahn zurückgelegt — plötzlich, wie ein eingedrungener Pfeil, hier auf der erwählten Stelle, am schwarzen Himmel fest zu stehen schien, energisch den Schweif nach oben gekehrt, und mit seinem weißen Lichte unter den zahllosen anderen blinkenden Sternen leuchtete und strahlte.

Pierre war es, als sei dieser Stern mit dem verwandt, was sich in seiner zu neuem Leben erblühten, ergriffenen und erstarkten Seele regte.



Druck von C. G. Röder in Leipzig.